… Archivar

Ein Roman aus unserer Zeit

von

August Sperl



C. H. Beck München


VET TES TAM EN NOV TVM
Dei Sub Numine Viget

Der Archivar

Der Archivar

Ein Roman aus unserer Zeit

von

August Sperl

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck München 1921

Meiner Tochter Helene

zugeeignet

Würzburg, 29. September 1920

Inhalt

1. Sein großer Entschluß

Mit einem tiefen Seufzer hatte Jonas Eisenhut die Aufzählung seiner Leiden beendet. Er hatte auf Befehl die Zunge herausgestreckt und auf weiteren Befehl die Zunge wieder zu sich genommen. Er hatte sich längelang gelegt, war abgeklopft und gründlich behorcht worden. Nun saß er auf einem Stuhle und starrte trübselig vor sich hin.

„Also eine chronische Stockung des Verkehrs", sagte der Arzt, setzte sich ihm gegenüber, kreuzte die Arme, legte ein Bein übers andere und guckte mit zusammengekniffenen Augen auf seinen Patienten.

„Man könnte dem Zustand euphemistisch auch diese Bezeichnung geben", flüsterte Jonas Eisenhut und lächelte matt. „Jämmerlich, jämmerlich, lieber Freund. Habe alle Freude am Leben verloren. Bitte, helfen Sie mir!"

„Motion machen, Verehrtester, Motion!"

„Ach, das tue ich doch täglich, spaziere gewissenhaft mein Stündchen um die Stadttore —"

„Mein Stündchen! Und spinnen dabei weiter an Ihrem alten Garn", sagte der Arzt mit leisem, spöttischem Lachen.

„Wenn Sie unter altem Garn meine historischen Studien verstehen, so haben Sie ja recht," antwortete Eisenhut ärgerlich. „Meine Wissenschaft begleitet mich freilich vom frühen Morgen bis zum späten Abend und bis in meinen — ich bekenne — zurzeit unruhigen Schlaf hinein. Aber — darüber wollen wir lieber nicht reden, wir verstehen uns in dem Punkte doch niemals."

„Ganz recht, Verehrtester, niemals. Denn mir ist und bleibt es durchaus gleichgültig, ob König Heinrich der Dritte von England acht oder zehn Gemahlinnen umbringen ließ, oder ob —"

Entsetzt schlug Eisenhut die Hände zusammen und rief: „Heinrich der Achte, der Achte — ich bitte Sie — und zwei oder drei Frauen sind's nur gewesen, je nachdem man's rechnet!"

„Genügt mir auch schon. Aber geben Sie sich weiter keine Mühe mit mir", sagte der Arzt gemütlich, stand auf, reckte die sehnige Gestalt und gähnte herzhaft. „Sie können mich ja doch niemals vom Werte dieser Studien überzeugen."

Jammernd rief Eisenhut: „Ich habe mich doch noch nie in meinem Leben mit Heinrich dem Achten beschäftigt. Aber die historischen Studien im allgemeinen — ich bitte Sie — diese Studien vermitteln nun einmal die Kenntnis der Vergangenheit!"

„Ist mir ganz gleichgültig, diese Vergangenheit," beharrte der Arzt.

„Und auf dieser Vergangenheit beruht die Gegenwart, beruht unsere gesamte Kultur, beruht die Zukunft," rief Eisenhut.

„Nette Grundlage unsrer Kultur, dieser Heinrich der Vierte von England!" Der Arzt begann ein weniges zu pfeifen. „Sie überzeugen mich niemals, Verehrtester, — niemals! Habe genug zu tun mit meinen Zeitgenossen. Kann auf die toten numerierten Könige verzichten. Und wenn ich," — der Arzt musterte den gelehrten Herrn mitleidig von der Seite her — „wenn ich mir vollends das Kunstprodukt dieser historischen Studien —"

„Lieber Freund, da muß ich denn doch sehr bitten, alles hat seine Grenzen!" unterbrach ihn der Patient und erhob sich.

„Ausreden lassen! Wenn ich mir das Ergebnis dieser Studien, Ihren — Sie entschuldigen gütigst — nicht unansehnlichen Bauch betrachte, dann vermag ich mich noch weniger für Ihre Studien zu begeistern. Holla, wieviel wiegen Sie denn unter Brüdern?"

„So genau weiß ich das auswendig nicht anzugeben", antwortete Eisenhut etwas verlegen.

„So — nicht? Sehen Sie, da haben Sie's gleich. Wenn ich Sie nun fragte, wie lang hat denn dieser alte Heinrich regiert, so sagen Sie mir's auf die Minute: vom 5. April 1302 bis zum 20. Januar 1340 des Nachmittags um halb fünf Uhr. Nicht? Und wieviel Sie selber wiegen, davon haben Sie natürlich keine Ahnung. Ich möchte Sie aber nur beiläufig aufmerksam machen: Eine der wichtigsten Grundlagen Ihrer eigenen Kultur ist, mit Verlaub, Ihr Gewicht."

Eisenhut verzichtete endgültig auf die Berichtigung historischer Irrtümer.

Der Arzt fuhr fort: „Deshalb bemerke ich Ihnen ganz ernsthaft: — soll's nicht zu bösen Häusern führen, müssen Sie radikal brechen mit Ihrer beschaulichen Lebensweise und müssen sich Bewegung machen und noch einmal Bewegung. Punktum, Streusand drauf. Und nichts für ungut."

„So will ich mich entschließen, täglich zwei Stündchen spazieren zu gehen," meinte Eisenhut mit kläglichem Lächeln.

„Stündchen — spazierengehen — Schnickschnack!" Die Stimme des Arztes bekam einen Schatten von Grobheit. „Sie haben als Student das Reiten gelernt — nicht? Und Sie müssen sich nun ein Reitpferd kaufen. Punktum. Verstanden?"

„Ein — ein Reitpferd?" Jonas Eisenhut war einen Schritt zurückgetreten und stand mit offenem Munde vor dem Arzte. „Ein Reitpferd? Wozu?"

„Zum Reiten!" lachte der andere. „Was ist dabei verwunderlich? Einen Stall haben Sie hinter Ihrem schönen Hause. Gut. Nun werfen Sie die Gartenwerkzeuge und alles andere Gerümpel hinaus, kaufen sich einen Gaul, hängen alle Tage zwei Stunden lang die Beine drüber und lassen ihn laufen, ganz einfach. Und" — er machte nun eines seiner ernsthaften, vertrauenerweckenden Gesichter — „binnen kurzer Zeit werden Sie mir sagen: Wie neugeboren, Doktor! Wenn Sie mich dann überhaupt noch zu kennen geruhen."

„Ah — ah, überhaupt noch zu kennen geruhen, ich bitte Sie!“ Eisenhut raffte sich auf. „Aber ein Reitpferd? Solchen Luxus kann ich doch unmöglich treiben. In dem Punkte hatten schon meine seligen Eltern ihre festen Grundsätze: ‚Manch einen, glaub', hat Roß und Wagen schlankweg ans Armenhaus getragen.‘ So lautete ein Spruch meines Vaters. Ich hab' mir ihn gut gemerkt.“

„Luxus? Wer sagt Ihnen denn, daß es Luxus ist? Notwendigkeit, eiserne Notwendigkeit ist's, und damit basta. Verstanden?“

„Ja, wenn Sie nun aber jedem Ihrer Patienten ein Reitpferd verschreiben wollten —?“

„Jedem?“ Der Arzt kam vertraulich näher und tippte Herrn Eisenhut auf den beanstandeten Bauch. „Diese Arznei darf ich natürlich nur Angehörigen einer besonderen Menschenklasse empfehlen, Männern, die einzig und allein zu ihrem Privatvergnügen mit allen verflossenen Heinzen und Hansen und Petern der Weltgeschichte Bruderschaft machen können, — Männern in gehobener Lebensstellung — — Männern mit avec — — — verstanden?“

Eisenhut wehrte ab. Es gehörte zu seinen Eigentümlichkeiten, daß er nicht gern als der wohlhabende Mann behandelt werden wollte, der er tatsächlich war.

„Also abgemacht?“ drängte der Arzt.

„Aber ich bitte Sie,“ flehte Eisenhut, „so über die Maßen geschwind kann ich mich doch in einer so einschneidenden Frage unmöglich entschließen. Und wie lange ist's her, daß ich zum letzten Male geritten bin? Du liebe Zeit — warten Sie — —“

„Ich bin überzeugt, daß Sie ein guter Reiter gewesen sind,“ schmeichelte der Arzt.

„Oh!“ wehrte der Patient.

„Und bin überzeugt, Sie haben zu Pferde Figur gemacht.“

Der Junggeselle schmunzelte nun merklich. „Alles verlernt, alles verlernt."

„Was ein richtiger Reiter war, verlernt seine Kunst niemals."

„Aber ich verstehe doch gar nichts von Pferden!" Eisenhut raffte sich zu einem letzten Widerstand auf. „Und nirgends, das hört man immer, wird ärgerer Betrug geübt als beim Pferdehandel."

Der Arzt lachte. „Ich bitte Sie, wir leben doch nicht mehr auf den untersten Grundlagen unsrer Kultur, wo Heinrich der Zwölfte acht Frauen umbringen durfte. Wir leben im neunzehnten Jahrhundert. Und wir leben im Schatten des Gesetzes. Verstanden? Ei, lesen Sie doch einmal die klaren Bestimmungen über diese Materie, und die Lust zum Betrügen wird Ihnen vergehen."

„Mir —?"

„Ich habe das beispielsweise gemeint, Verehrtester."

„So helfen Sie mir dazu!" rief Eisenhut in emporflammendem Glücksgefühl.

„Ich? Nicht im Fieber. Der Arzt verschreibt die Pille und der Apotheker dreht sie."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jonas Eisenhut war die Treppe hinuntergegangen. Ein Pferd kaufen — reiten? Welch eine Idee! Aber mit jedem Schritte ward ihm unternehmender zu Mute. Ja, warum sollte er sich nicht beritten machen? Wo doch seine Gesundheit auf dem Spiele stand!

In tiefen Gedanken schritt er durch die Gassen, kam auf den Marktplatz, wo das ehrwürdige Rathaus in den Strahlen der Aprilsonne zum blauen Himmel emporragte, und ging über die Krambrücke, die Hauptstraße hinauf, die eigentlich weder eine Straße noch eine Hauptstraße, sondern nur eine sehr lange, krumme Gasse ist.

Zerstreut machte er halt vor einem Buchladen — er ver-

mochte nie an einem Buchladen vorüberzugehen, ohne stehen zu bleiben — und starrte ins Fenster. Aber diesmal las er nicht einen Titel von all den Neuigkeiten. Dann gab er sich einen Ruck und öffnete die Türe.

„Ah, Herr Eisenhut! Womit kann ich dienen?" Eisenhut wurde hier immer mit Auszeichnung empfangen; denn er war der beste Kunde des Buchhändlers weit und breit in der Oberpfalz.

„Einen Katechismus, wenn ich bitten darf."

Nicht ohne Verwunderung sah ihn der kleine Herr an und wiederholte: „Einen Katechismus?"

„Nun ja doch", sagte Eisenhut und blätterte in einem unaufgeschnittenen Buch.

„Augenblicklich, gewiß — nur weiß ich nicht — der Herr Eisenhut sind ja Protestant — wünschen Sie den Großen oder den Kleinen lutherischen — oder —"

„Ach so, ich vergaß, mich präzise auszudrücken. Entschuldigen Sie. Ich möchte nämlich eine alte, halbvergessene Fertigkeit etwas auffrischen, — erst theoretisch, dann wohl auch praktisch — — die Reitkunst."

„Jetzt verstehe ich", sagte lachend der alte Herr und bestieg seine längste Leiter. „Katechismus der Reitkunst —." Er blies den Staub von einem gehefteten Büchlein und schlug es auf die flache Linke. „Hier!"

Begierig griff Eisenhut nach dem Kleinod. „Ärztlich empfohlen", erklärte er fast etwas verlegen.

„Sehr wohl", lächelte der andere verständnisvoll.

„Recht guten Morgen!"

„Habe die Ehre!" —

Jonas Eisenhut schickte sich an, den menschenleeren Marktplatz zu überschreiten, und vertiefte sich dabei in das Buch.

Frau Gymnasiallehrer Strohschneider öffnete soeben das Fenster und schüttelte ihr Staubtuch ins Freie. Eisen-

hut hatte sich nun lesend inmitten des Marktplatzes aufgestellt und hörte und sah nichts mehr. Das war um halb zwölf Uhr. Frau Strohschneider unterzog ihre imitierten Renaissancemöbel einer gründlichen Reinigung, und als sie das Staubtuch zum letztenmal ausschüttelte, schlug's von allen Türmen zwölf Uhr. Empört wandte sie sich zu ihrem Manne, der am Fenster saß: „Aber so guck nur, da steht der Ewige Doktor noch immer mitten im Wege und liest. Das könnt' er doch wahrhaftig auch zu Hause besorgen."

In diesem Augenblick schloß der Ahnungslose sein Büchlein, steckte es hochbefriedigt in die Rocktasche, stolperte über das bucklige Pflaster in eine Seitengasse, der messingblinkenden Türe seines behäbigen Hauses entgegen, und murmelte: ‚In der Tat, — nichts Einfacheres als reiten.'

Vor dem Auslagefenster des Drechslers nebenan machte er nochmals halt und sagte: ‚Grau, Freund, ist alle Theorie.' Damit betrat er den Laden und forderte eine Reitgerte.

Also ausgerüstet ging er die wohlgeölten breiten Treppen zu seiner Wohnung empor.

*

Abend war's. Die Lampe brannte. Urväterhausrat stand in geheimnisvollem Halbdunkel, und von den hohen Wänden blinkten die vergoldeten Rücken zahlloser Bücher. An seinem riesigen Schreibtische saß Eisenhut, in einen rotverbrämten Schlafrock gehüllt, beinahe anzusehen wie Doktor Faust im ersten Akt. Doch ganz unähnlich dem schwermütigen Grübler saß er stillvergnügt und rauchte aus einer langen Pfeife köstlichen Tabak, pfiff auch von Zeit zu Zeit ein paar Takte aus dem Reiterliederschatze der Nation und tat manch kräftigen Zug aus dem wappengeschmückten Bierkrug, den die Haushälterin aufs Nebentischlein gestellt hatte.

Es gibt ein hübsches physikalisches Experiment: man hängt elastische Kugeln frei auf, hart nebeneinander, in einer Ge-

raden; man hebt die erste Kugel und läßt sie auf die andern schwingen; ein unmerkliches Zittern geht durch die ganze Reihe — aber in weitem Bogen schwingt die letzte Kugel hinaus in den Raum. — Wir bergen in unsrer Gedankenwelt gar manche Reihe solch elastischer Kugeln; ahnungslos gehen wir unsern Geschäften nach — da stößt eine fremde Hand von ungefähr an eine dieser Kugeln; ein Zittern geht durch die Reihe, und in weiter, weiter Vergangenheit beginnt es zu schwingen, kommt klingend zurück, wirft den ersten Gedanken im Bogen hinaus, bekommt den zweiten Stoß und zittert und schwingt, zittert und schwingt — —. Der Hausarzt war schuld daran, der Hausarzt hatte den Anstoß gegeben.

Etliche Schiebfächer des alten Schreibtisches standen weit offen. Eine bunte Mütze bedeckte das Haupt des Jonas Eisenhut. Ein Kommersbuch, der am Vormittag gekaufte Katechismus und Georg Simon Winters „Neuer Traktat von der Reith-Kunst, Wie man einen grossen Herrn, Cavallier und Scholarn, solle unterweisen, zu Pferd zu sitzen. Gedruckt zu Ulm 1674", ein Inventarstück der Eisenhutschen Familienbibliothek, lagen auf der grünen Platte; daneben blinkten ein Paar Sporen im Lampenlichte, und an dem Briefbeschwerer lehnte eine halbverblichene Photographie.

Eisenhut hatte sich's bequem gemacht und blies Tabakswölkchen gegen die Decke. Rauch lagerte über allen Gegenständen, und aus dem Rauche stieg die alte Stadt empor, das herrliche Tübingen. Hoch ragte die ehrwürdige Burg, und auf all den hundert und hundert Dächern und Türmen und Zinnen schimmerte neuer Schnee. Die Sonne strahlte vom wolkenlosen Himmel, und die Bäume drunten am Neckar starrten im Rauhreif. Über die lange Brücke glitten die deckenbelegten Schlitten, unter warmen Pelzkäppchen blitzten lachende Mädchenaugen, Glöcklein klangen silberhell,

und auf den hochbeinigen, schnaubenden Kleppern saßen die Herren Studenten im Vollbewußtsein ihrer Wichtigkeit und ritten neben den Mädchen hinaus in das blinkende Land.

Der Junggeselle paffte kräftig und rechnete: fünfzehn Jahre!

Er sprang empor, er stellte die Pfeife an den Tisch, er begann, in der Stube auf und ab zu rennen.

Das war lange her! Vierunddreißig minus fünfzehn — ist neunzehn Jahre! Er blieb vor dem Schreibtisch stehen und blickte auf das herzige Bildchen hinunter. Es kam ihn ein Lachen an, und er fuhr sich doch zu gleicher Zeit über die Augen. Wenn's gut gegangen war, konnte sie achtunddreißig alt sein und sechs Kinder haben, die schlanke Sophie Häfele, Hofrats liebliche Tochter. Denn sie war, wenn er sich recht besann, vor fünfzehn Jahren nicht weniger denn vier Jahre älter als ihr grasgrüner Anbeter Jonas Eisenhut gewesen.

Vorbei, vorbei! Aus der Tiefe tönte leises Klingen, und wieder schwang eine Gedankenkugel hinaus in den Raum. Wie ein Gewappneter stieg der dicke Kameralist aus der Versenkung und stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor Sophie Häfeles zarte Gestalt. Eisenhut lachte kurz auf: das Dromedar! Und das trottete jetzt als sechsköpfiger Papa umher, wenn's gut gegangen war.

Eisenhut wandte sich ab und tauchte wieder zurück in die Sonnenhelle jenes Wintermorgens. Er sah sich, den Studiosus Eisenhut, im Sattel sitzen, hochaufgerichtet, mutig, frei von dem lästigen Bauch seiner gegenwärtigen Erscheinung; unter ihm aber tanzte des Reitstalls feurigster Klepper. Ja, der Arzt hatte es mit scharfem Blick erkannt: Jonas Eisenhut machte zu Pferde Figur!

Eingehüllt in Rauch, trinkend und paffend saß er wieder vor seinem Schreibtische, und nun schwangen die Gedankenkugeln zurück in dunkelferne Zeiten.

Mit einer gewissen Feierlichkeit — wie er's von Kind auf von seinem seligen Vater gesehen — steckte er den Schlüssel in das unterste Fach zu seiner Rechten und zog die schwere Schublade heraus. In einer Versenkung verschwand Sophie Häfele und mit ihr das Dromedar.

Ein schöngemalter Stammbaum lag auf dem abgeräumten grünen Tuche: der Stammbaum des ehrbaren und vesten Ratsgeschlechtes der Eisenhute. Alle waren sie eingeschrieben in die blattförmigen, wappengekrönten Felder, die alt gewordenen Eisenhüte und die jung verstorbenen Eisenhütchen, die Kaufherren und Handwerker, Pfarrer, Bürgermeister, Hammerherren und Magister und auch etliches minderwertige Eisenblech, das man seinerzeit über das große Wasser verfrachtet hatte.

Der Junggeselle fuhr mit der Pfeifenspitze von dem Blättchen Justus Jonas Eisenhut die Zweige herunter, die Äste, den knorrigen Stamm entlang bis zum Urvater der ganzen Sippe. Da stand dessen Name zu lesen, gerade über dem Eisenhute des silbernen Schildes, der an den Wurzeln des Baumes lehnte: »Henricus Eisenhut ritt, nachdem ihm seine Burgveste in einer grausamen Fehde verbronnen war, mit seinen Kindern in die Stadt Vohendreß, erwarb sich Burgerrecht und starb allda im Frieden anno 1520 am Dienstag nach Martini. Seine Söhne und Enkel haben sich bürgerlicher Hantierung zugewandt, was ihnen auch nicht zur Schande ausgeschlagen ist.«

Er griff nach der Reitgerte und begann wiederum in der Stube auf und ab zu wandern. Pfeifend durchschnitt die Gerte den Tabaksqualm. Hoch, sehr hoch trug er das Haupt. ‚Ritt!' sagte er ganz laut und reckte sich: ‚Es wundert mich nur, wie ich es so lange unberitten ausgehalten habe, — wo mir doch der Reiter im Blute steckt seit ungezählten Geschlechtern.'

— — — — — — — — — — — — — — — —

Jonas Eisenhut lag zu Bette. Nur mit Mühe hatte er den Schlaf gefunden. Jetzt umgaukelten ihn schwankende Traumbilder. Sein Urahn kam aus der Ecke herangesprengt, setzte lautlos über das Bett des Spätgeborenen und verschwand durchs Fenster. Von allen Seiten rückten gewappnete Pferde heran und hängten ihre Köpfe über den Schläfer herein. Eines von ihnen kam so nahe an die Eisenhutsche Nase, daß ihr Inhaber mit heftigem Niesen erwachte. Die gewappneten Pferde waren verschwunden, als hätte sie der Boden verschluckt. Aber neben seinem Bette im Scheine des Nachtlämpchens hockte der Arzt, rauchte sein kurzes Pfeifchen, kniff die Augenlider zusammen und sagte: „Verstanden?" Vom nahen Kirchturme schlug's mit Dröhnen und Klirren die zweite Stunde. Durch die stille Gasse kam der Nachtwächter gestolpert, machte halt unter den Fenstern des ehrwürdigen Hauses, tutete und murmelte seinen niemals verständlichen Spruch und stolperte weiter. Jonas Eisenhut drehte sich lächelnd auf die andere Seite und träumte wieder von fliehenden Rittern, schnaubenden Rossen und seinem energischen Hausarzt.

*

Ein Stammtisch in einer großen, behaglich vertäfelten Wirtsstube. Von der Decke hing an zwei Kettchen ein gewaltiges Messer mit einer Glocke. Es war der dritte Abend nach diesen Ereignissen. Fast vollzählig saßen die Herren, jeder auf seinem gepachteten Platze — gereifte Männer aus den besten Kreisen des Städtchens, jeder mit einer besonderen Eigentümlichkeit behaftet, jeder in gewissem Sinne ein Original.

Da war der alte Obersekretär, eine stille, wortkarge Natur, voll im Gesicht und rötlich angehaucht, ehrwürdig schon durch die Fülle seiner weißen Haupthaare. Er pflegte zwischen sieben und acht Uhr das Lokal mit heftigem Schnauben zu betreten und sich geräuschvoll auf seinen althergebrachten

Platz zu setzen. Dann zog er seinen Geldbeutel und legte dreimal zwölf Pfennige Biergeld und drei Pfennige Trinkgeld auf den Tisch, legte drei Zigarren zur Rechten des Halbekrügleins und seine kostbare Tabaksdose zur Linken und knöpfte seinen schwarzen Gehrock von oben bis unten zu. Er blieb stets bis elf Uhr, rauchte zu jedem Glas Bier eine Zigarre, knöpfte nach jedem Glas Bier ein Knopfloch auf und schnupfte sechzehnmal in genau bemessenen Zwischenräumen. Aufregende Gespräche waren ihm ein Greuel.

Da saß der hagere Bankkassierer mit der stets tadellosen Leibwäsche, dem glattrasierten, runden, etwas pastoralen Antlitz und dem sarkastischen Zug um den großen Mund. Er kam in der Woche dreimal um acht Uhr acht Minuten und ging um zehn Uhr zehn Minuten. Es hatte sich aber auch schon ereignet, daß er um neun Uhr neun Minuten eingetreten und dann bis elf Uhr elf Minuten geblieben war. Im allgemeinen pflegten seine Freunde ihre Taschenuhren nach seinem Kommen und Gehen zu richten. Auch er liebte es nicht, seine Worte verschwenderisch wegzuwerfen, es war, als zählte er sie einzeln gleich guter Münze auf die Steinplatte seines Kassatisches. Und sie waren gute Münze. Einen Witz pflegte er des Abends unter allen Umständen von sich zu geben, und diesen zumeist auf Kosten seiner näheren Bekannten.

Da saß der dicke Oberamtsrichter, der infolge seiner Familienverhältnisse allabendlich von fünf bis elf Uhr im „Roten Ochsen" zu treffen war. Und seine Freunde konnten immer wieder mit merklicher Hochachtung flüsternd feststellen, daß er sich während dieses Zeitraumes kein einziges Mal von seinem Stuhl erhob.

Da saß auch das würdige Stadtoberhaupt, das gleichfalls jeden Abend einen Witz zum Besten gab, — nur mit dem Unterschiede, daß der Witz immer der gleiche war,

Sommers und Winters. Die Abendgesellschaft war täglich in gewissem Sinne nur die Fortsetzung seines Frühschoppens. Wenn er die Stube betrat, rannte Resi, die Kellnerin, mit dem schäumenden Maßkruge und stellte sich nach altem Brauche neben den Stuhl. Behaglich brummend setzte sich der Rechtskundige und patschte mit der gewaltigen Pranke dreimal seinen kahlen, riesigen Schädel. Dann wandte er sich halb rückwärts, gähnte und fragte mit grollender Stimme: „Frisch an'zapft, Reserl?" — „Den Augenblick, Herr Bürgermeister!" kam die verheißungsvolle Antwort zurück; denn es war immer „den Augenblick frisch an'zapft" für den regierenden Bürgermeister. „Na, also her damit!" befahl dieser, blies in den Schaum, lehnte sich mit gespreizten Beinen zurück und goß die Maß mit einem Zuge hinunter, leckte sich den Bart und befahl schnaubend: „Gut is — von dem bringen S' mir eine Maß, Reserl!" Damit hatte er sich seines Witzes für den Abend entledigt und quittierte das halb bewundernde, halb entsetzte Gemurmel der Tafelrunde mit gnädigem Kopfnicken.

„Was Neues, meine Herren?" fragte er heute nach Vollendung dieses Vorspieles mit dröhnender Stimme.

„Was Neues? Ei, da glaube ich aufwarten zu können!" antwortete Gymnasiallehrer Strohschneider und lächelte geheimnisvoll. „Unser Ewiger Doktorand hat sich beritten gemacht."

„Die Penelope hat sich —?" rief das Stadtoberhaupt und hielt die Linke an das große Ohr.

„Beritten gemacht. Ich hatte schon gestern von der Sache munkeln hören, ihr jedoch kein besonderes Gewicht beilegen zu sollen geglaubt. Nun ist er mir aber heute nachmittag hoch zu Rosse auf der Sulzbacher Straße begegnet, so daß ich jeden Zweifel an der Wahrheit des an sich fast unglaublichen Gerüchtes fallen zu lassen gezwungen war." Der Schulmann sprach den schönen Satz mit starker Betonung der

Endsilben, als diktierte er ihn seinen Schülern in die Feder, und strich befriedigt seinen braunen Vollbart.

Der Bürgermeister steckte die Nase in den frischgefüllten Krug, dem Obersekretär brach die lange, weiße Zigarrenasche, deren Erzeugung sein Stolz war, vorzeitig ab, dem Oberamtsrichter gingen die großen, etwas glotzenden Augen über, um die Mundwinkel des Kassierers zuckte es ungemein spöttisch, der Oberzolleinnehmer brummte Unverständliches in seinen langen grauen Bart, und der Gymnasiallehrer weidete sich am Erfolge seiner Mitteilung.

„Stimmt," sagte der Apotheker, „Freund Eisenhut hat mit dem Lohnkutscher Stäuberl ein Abkommen getroffen und reitet täglich auf dessen braunem Handgaul, Sie kennen's ja, das heubauchige Tier, tatsächlich eine Stunde spazieren. Aus Gesundheitsrücksichten. Vermutlich steckt sein Arzt dahinter."

„Schnickschnack — für die Gesundheit gibt's gar nichts Besseres als dieses Bier", entschied der Bürgermeister mit der gleichen Sicherheit, die ihm in amtlichen Dingen eigen war, und mit dem abweisenden Ernste, der keinen Widerspruch vertragen konnte. Und zur Bekräftigung vertiefte er sich in seine zweite Maß.

„Ja, kann denn der auch reiten?" fragte endlich der Obersekretär mit allen Zeichen des Entsetzens.

„Na, er sitzt ganz passabel", antwortete der Apotheker. „Habe ihn allerdings nur im Schritt reiten sehen."

Ein kurzes, scharfes Zungenschnalzen, vermutlich die hörbare Lösung allzu sarkastisch gespannter Mundwinkel, ertönte vom Platze des Kassierers. Ein wohlbekanntes Signal: nun war er im Begriff, sich seines Witzes für diesen Abend zu entledigen.

„Haben Sie den leichtsinnigen Menschen auch gesehen, Herr Kassierer?" fragte der Obersekretär und schnupfte zum dritten Male.

„Ja!"

„Und — Ihr Urteil? Wie sitzt er?"

„Wie eine Bruthenne auf ihren Eiern, vergleichsweise," lautete die Antwort, zwei schmale Lippen preßten sich aufeinander, und der Kassierer lehnte sich mit halbgeschlossenen Augen zurück.

Dankbares Gelächter belohnte den Witzbold für den Witz dieses Abends.

Im selben Augenblicke betrat Eisenhut sporenklirrend die Stube und hängte seine Sportmütze an den Rechen.

Der Bankkassierer verschwand hinter einer umfangreichen Zeitung, der Obersekretär nahm ein Prischen, der Bürgermeister tat einen kräftigen Männertrunk, und der Apotheker schob gefällig einen Stuhl zurecht.

Händereibend kam Eisenhut heran.

„Guten Abend, meine Herren! Famoses Wetter heute, wird morgen wieder ein prachtvoller Tag."

„Sie sehen unglaublich gesund aus", sagte der Oberamtsrichter ziemlich unvermittelt und schielte glotzend nach den blinkenden Sporen.

„Das kommt vom Sport, von täglicher, energischer Bewegung in freier Luft", versicherte Eisenhut mit Stolz, und begeistert setzte er hinzu: „Es lebe der Sport!"

Dem Oberamtsrichter war jede Art von Bewegung, vornehmlich leiblicher, in gewissem Sinne aber auch geistiger Bewegung ein Greuel. Deshalb hatte sein Gesicht einen bissigen Ausdruck, als er weiter inquirierte: „Wirklich wahr — Sie reiten?"

Mit sonnigem Lächeln antwortete Eisenhut: „Seit wenigen Tagen." —

Schwere Rauchmassen legten sich über den Stammtisch. Murmelnd nahm die geistvolle Unterhaltung ihren Fortgang.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eisenhut, der Oberzolleinnehmer und der Apotheker hatten den gleichen Heimweg. Eine Zeitlang schritten sie schweigend nebeneinander im Mondlichte. Von den Türmen schlug's elfmal. Da blieb das Zollamt stehen und äußerte mit einem tiefen Seufzer: „Also Sie wollen sich in der Tat ein Pferd kaufen?"

Eisenhut erwiderte in der kecken Tonart, die ihm seit drei Tagen eigen war: „Fest entschlossen!" Und dabei patschte er mit der Reitgerte unternehmend auf seine Hose.

Der alte Herr sah seinen Freund mit beweglichen Blicken an: „Von Grund meiner Seele, ich rat' Ihnen ab!"

„Ei, ich bitte Sie, warum denn?"

„Tun Sie's nicht! Habe den ganzen Abend geschwiegen. Liebe es nicht, am Wirtstische derartige Privatangelegenheiten des langen und breiten zu erörtern. Aber jetzt kann und darf ich nicht schweigen, ich muß Sie warnen; denn Sie sind mir lieb und wert: Rennen Sie nicht in Ihr Unglück!"

„Unglück?" fragte Eisenhut mit steigender Verwunderung.

„Unglück!" wiederholte das Zollamt mit dumpfer Stimme. „Fürs erste: welch eine tagtäglich wiederholte Gefahr!"

„Ich glaube, ein ganz erträglicher Reiter zu sein," verteidigte sich der andere etwas gekränkt.

„Fürs zweite: dieser Roßhandel, diese Kette von Unredlichkeiten! Haben Sie einen Bruder? Sie haben keinen Bruder. Aber ich sage Ihnen," — der alte Herr sprach nun mit Grabesstimme — „ich sage Ihnen, Ihr leiblicher Bruder haut Sie beim Roßhandel übers Ohr."

Eisenhut war in diesem Augenblick fast versucht, sich für den leiblichen Bruder, den er nicht hatte, zu schämen. Er seufzte tief auf.

„Na, na, na!" erlaubte sich der Apotheker zu bemerken.

Der alte Herr achtete seiner nicht. „Fürs dritte: Kosten, die gar nicht im Verhältnis stehen zum Vergnügen. Aber das fällt ja bei Ihnen allerdings nicht ins Gewicht."

„Man sagt mir, mit sechshundert Mark jährlich seien die Kosten gedeckt; allerdings habe ich hierin keine Erfahrung", wandte Eisenhut schüchtern ein.

„Sechshundert Mark?" Der alte Herr schob seinen Stock unter den linken Arm und schlug die Hände zusammen: „Sechshundert Mark? Tausend Mark, zwölfhundert Mark müssen Sie rechnen inklusive Hufbeschlag, dann stimmt's vielleicht. Und dabei haben Sie noch nicht gerechnet Unfälle, Krankheiten, Tierarzt, Krepieren, Armbrüche, Beinbrüche, Halsbrüche — zweitausend, dreitausend Mark jährlich, gering gerechnet. Aber, wie gesagt, bei Ihnen —. Zum vierten: Haben Sie schon einen Knecht?"

„Ich hoffe doch, einen verlässigen Mann zu bekommen, der mir die Arbeit nebenher versieht," meinte Eisenhut bescheiden; denn nichts war ihm peinlicher, als wenn man auf seinen Reichtum anspielte.

„Mag sein", schloß das Zollamt die düstere Prophezeiung. „Aber wissen Sie, wer in Wahrheit der Knecht dieses Unglückspferdes sein wird? Sie, und noch einmal Sie und zum dritten Male Sie. Und nun nichts für ungut — ich habe Sie gewarnt, ich mußte Sie warnen, dixi et salvavi animam meam, heißt's wohl auf lateinisch. Angenehme Ruhe!"

Er bog mit schweren Schritten in seine Gasse ein.

„Angenehme Ruhe!" höhnte der Apotheker halblaut hinter ihm drein. „Die alte Unke die! Aber lassen Sie sich's nicht anfechten, Herr Nachbar. Famose Idee, daß Sie sich beritten machen. Hat meinen vollen Beifall."

„Da könnten einem doch Zweifel aufsteigen, wenn man derart gewarnt wird," seufzte Eisenhut. „Ich habe zum Beispiel vom Pferdehandel keine Ahnung."

„Aber ich bitte Sie," lachte der andere, „wer hat denn im Grunde genommen eine rechte Ahnung von diesem Geschäfte? Da ist keiner klug genug, daß er nicht mal bei Ge-

legenheit 'reinfallen könnte. Übrigens, wenn Sie gerade eines sachkundigen Beraters bedürfen — ist zwar eine heikle Geschichte, aber ich stehe jederzeit zur Verfügung. Denn mit dem Stäuberl seinem alten Heubauch" — er bekam einen Lachkrampf — „können Sie sich doch auf die Dauer nicht produzieren."

„Sie, Herr Apotheker?" rief Eisenhut hocherfreut. „Ja haben —?"

„Ob ich Erfahrung habe?" lachte der junge Mann. „Sozusagen im Stall aufgewachsen. Mein Vater ist Gutsbesitzer gewesen, mein Großvater, mein Urgroßvater haben alle dieselbe Scholle bebaut, mein älterer Bruder — —"

„Also Vererbung, wahrhaftige Vererbung?" rief Eisenhut begeistert. „Meine Hand drauf, ich werde Sie zu Rate ziehen. Sie müssen nämlich wissen, ich gebe sehr viel auf Vererbung. Ich selbst — nun, ich darf mir wohl schmeicheln, auch ich habe Reiterblut in den Adern von Anno 1520 her, wo mein Urahn am Dienstag nach Martini —"

„Das ist allerdings ehrwürdig lange her", unterbrach ihn der Apotheker und rang nach Fassung. Aber er war ein Mann von Welt und hatte sein Gesicht sofort wieder in die richtigen Falten gelegt. Er zog den Hausschlüssel aus der Tasche und setzte höflich bei: „Hatte den Vorzug, Sie gestern reiten zu sehen. Wie gesagt, es wäre mir ein Vergnügen, Ihnen beim Pferdskauf behilflich zu sein."

„Sie haben mich aufs neue bestärkt in meinem Entschlusse", rief Jonas Eisenhut und schüttelte ihm kräftig die Hand.

*

Ich habe noch niemals einen entdeckten oder unentdeckten Bazillus gesehen; nur so viel weiß ich aus Beschreibungen, daß diese Lebewesen für gewöhnlich keine Beinchen besitzen, sondern sich auf andre Weise durchs Dasein bewegen. Für gewöhnlich. Denn einen der unentdeckten Bazillen kann ich mir mit dem besten Willen nicht beinlos vorstellen. Ich glaube

entschieden, daß er viele Beine hat, ja, ich bin geneigt, in ihm einen wahrhaftigen Tausendfüßler zu vermuten: das ist der Bazillus des Gerüchts.

Tausendfüßler dieser Art liefen in den nächsten Tagen mit rasender Geschwindigkeit nach allen Himmelsrichtungen. Das ganze Städtlein wurde von ihnen angesteckt und begann sich zu beschäftigen mit Eisenhuts großem Entschluß. Alle Welt erörterte den aufregenden Fall — erörterte ihn bald in diesem, bald in jenem Sinne. Ganz allgemein hielt man die Sache an sich für unnötig. Fromme Seelen glaubten im engen Kreise mit Kopfschütteln auf das Gebot der Demut hinweisen zu sollen. Ein halbgelähmter Major a. D. erachtete es überhaupt für unpassend, wenn Angehörige ‚anderer Stände' zu Pferde stiegen. Mütter mit angejahrten Töchtern sahen mit Unbehagen die letzten Gewandzipfel stillgehegter Hoffnungen ihren Händen entschwinden. Kurz gesagt: Eisenhut war im Begriffe, etwas Ungewöhnliches zu tun, und er hatte die Folgen dieses unter allen Umständen bedenklichen Vorhabens sich selbst zuzuschreiben.

*

An einem der nächsten Tage bestellte der Apotheker sein Haus und begab sich auf eine Reise.

Man besprach im Städtlein auch dieses Ereignis; denn der Mann war bekannt als eine durchaus seßhafte Natur. Aber auch die findigsten Männlein und Weiblein konnten nichts erfahren über Zweck und Ziel seines auffallenden Unternehmens. Nach zwei Tagen schon kam er zurück. Man versäumte nicht, am Stammtische auf den Busch zu klopfen, — vorsichtig, wie man sich einem nicht ganz unverdächtigen Pferde nähert; denn es war bekannt: der Apotheker war ein höflicher Mann, aber unter Umständen schlug er aus. — Er gab diesmal nur kurze, vielsagende Antworten: ‚Geschäftliche Angelegenheiten. — Unvermuteter Anlaß. — Persönliche

Anwesenheit dringend geboten gewesen.' Und den Rest umhüllte er mit Schweigen.

Die Woche verging. Da kam eines Morgens das Töchterlein des Apothekers mit ihrer Schultasche angetrippelt und bat Herrn Eisenhut für den Vormittag in die Apotheke. Gegen elf Uhr betrat er die Schwelle.

„Sie haben mich rufen lassen?"

„Jawohl, ich habe Sie zu mir gebeten, ich möchte Ihnen etwas zeigen."

Er öffnete die Türe zum Nebenzimmer und wechselte ein paar Worte mit dem Lehrling. „Nur einen Augenblick!" Damit war er verschwunden.

Geduldig, aber doch einigermaßen gespannt, wartete Eisenhut. Nach wenigen Augenblicken kam der Apotheker zurück. Sein Antlitz hatte etwas Feierliches. „Darf ich bitten? Bin so frei und gehe voraus."

Ahnungslos schritt Eisenhut hinter seinem Führer durch etliche Zimmer hinaus in den Hof.

„Neue Blumen?" fragte er, als der Apotheker an der Gartentüre haltmachte.

Der schüttelte mit geheimnisvollem Lächeln den Kopf: „Bitte, treten Sie ein! Hinter diesen Brettern wird sich alles enthüllen."

„Sie machen mich in der Tat neugierig", lachte der Besuch und betrat den Garten. „Ah — Sie haben nun auch ein Pferd?" staunte er und blieb vor dem großen Turnplatze stehen.

„Ohne jede Verbindlichkeit, Herr Nachbar, ohne jede Verbindlichkeit, das möchte ich von vornherein ausdrücklich bemerkt haben!" Der Apotheker verbeugte sich lächelnd und händereibend. „Langsam auf und ab führen!" befahl er dem Lehrling.

„Am Ende gar —?" Eisenhut starrte ahnungsvoll mit

offenem Munde auf ein großes, milchweißes Pferd, das neugierig die seltsame Ramsnase nach den Eintretenden wandte.

„Nicht mehr ganz taugliches Offizierspferd, gut auf den Beinen, durchaus verlässig, zwölf Jahre alt — ohne jede Verbindlichkeit. Aber ich glaube, es könnte passen für Sie."

„Und das haben Sie wirklich für mich besorgt? Verehrtester, Sie sind — wie sag' ich nur gleich? Sie sind ein prächtiger Mensch."

„Bitte, sehen Sie sich's doch erst an!"

„Aber das sehe ich ja auf einen Blick, es ist ein prachtvolles Tier. Mag auch ein gehöriges Geld kosten!"

„Für achthundertdreißig Mark kann ich's Ihnen verschaffen."

„Aber das ist ja äußerst preiswert!" rief der Gelehrte begeistert. „Wahrhaftig, — ich brauche mich gar nicht mehr zu besinnen, ich bin entschlossen. Wie aber kann ich Ihnen danken?" Er hielt dem Freunde die Hand hin.

„Denken Sie an die Warnung des Zollamts!" zürnte der Apotheker. „Es hat auch seine Fehler."

„Wer ist ohne Fehler?" lächelte Eisenhut.

„Sie wissen, daß man verpflichtet ist, dem Käufer gewisse Fehler mitzuteilen. — Das Pferd ist ein wenig dämpfig."

„Kann das von Nachteil sein?"

„Glaube nicht."

„Dann Volldampf voraus!"

„Es hat den Hahnentritt. — Sie sehen, ich bin ganz ehrlich und gewissenhaft."

„Hahnentritt — was ist das?" fragte Eisenhut wißbegierig.

„Je nun — führ' mal den Gaul dorthin zum Bienenhaus, Karl —! Sehen Sie, er hebt die rechte Hinterhand hoch wie der Hahn, wenn er übern Mist spaziert — sehen Sie? Und das nennt man Hahnentritt."

Eisenhut sprach kein Wort. Mit vergnügten Blicken folgte

er dem dahinschreitenden Schimmel. Endlich erklärte er auf das bestimmteste: „Ich finde gerade diese Fußbewegung entzückend, graziös in ihrer Art."

„So —" antwortete der Apotheker und fuhr heimlich über seinen Mund. „Dann wüßt' ich in der Tat nichts mehr zu bemerken; denn sein Hirschhals gehört auch mehr in die Klasse der Schönheitsfehler."

„Dieser kräftig ausgeprägte, wundervolle Hals!" rief der Gelehrte mit entzücktem Lächeln.

Wiederum fuhr der Apotheker heimlich über seinen Mund. „Na, so kann ich's Ihnen ja wohl verraten — ich habe das Pferd bereits auf eigene Gefahr gekauft."

Der Schimmel am Bienenhaus fuhr zusammen, so kräftig hatte Eisenhut in die dargebotene Rechte des Apothekers geschlagen. „Ich habe mir einen Roßkauf schwerer vorgestellt. Sie uneigennütziger Mensch! Wie kann ich's Ihnen danken?"

„Für seine Bekannten tut man gern ein übriges", erwiderte dieser mit edler Bescheidenheit.

„Aber Sie waren verreist, bester Freund, haben Unkosten gehabt?"

„Ist mir ein Vergnügen gewesen, dieses Reischen, und eine erwünschte Erholung."

„Dann müssen Sie mir wenigstens erlauben, daß ich Ihrem Töchterchen eine kleine Freude mache."

„Wenn Sie's nicht anders tun, Herr Eisenhut!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abende dieses Tages vertiefte sich der Reitersmann wieder eifrig in Georg Simon Winters „Traktat von der Reith-Kunst, gedruckt zu Ulm 1674". Er war vortrefflich gelaunt, und die Reitlehren des alten Stallmeisters machten ihm großes Vergnügen. Mit herzlichem Lächeln las er halblaut: ‚Fürnemlich aber solle der Reuter im Sattel nicht also sitzen, als wenn er auf einem Stuhl oder Sessel sitzete, sondern

er muß also sitzen, gleichwie er auf der Erde stünde, und niemalen mit seinem Hintern an den Effterich des Sattels gerathen, sintemal da er im Sattel niedersitzen wollte, käme er leichtlich mit dem ganzen Leib in eine Disordre .....' Nein, darüber war er hinaus, er gedachte in keine Disorder mehr zu kommen mit seinem Leibe. Und morgen früh wollte er sein Leibroß zum erstenmal probieren. —

Zur gleichen Stunde saß der Apotheker vor einer dicken Strazze und machte als ein pünktlicher Geschäftsmann diese vorläufige Aufzeichnung: ‚Unterm 3. Mai gezahlt an Gebrüder Fuchs & Wolf, Tattersall, 400 Mark. Unterm 4. Mai von J. E. bar erhalten 830 Mark.'

Er legte die Feder weg, faltete die Hände und schmunzelte ein wenig. ‚Die Reisespesen abgerechnet, neunundneunzig Prozent.' Dann seufzte er tief auf: ‚Viel zu billig, Ferdinand. Bist doch ein traurig uneigennütziger Mensch. Welch ein guter Kunde ist dir nun durch die Lappen gegangen!'

Der Apotheker hatte die Pille gedreht.

2. Im Lande der Väter

Ein Vater und seine Tochter befanden sich auf Reisen. Im Zwielichte des scheidenden Sommertages waren sie drunten im Naabtale angekommen und vom Schnellzug auf die Nebenbahn umgestiegen. Sie hatten nichts gesehen als einen kleinstädtischen Bahnhof und dunkle Menschenmassen, die sich dem Ausgange zuwälzten, und hatten sich hinübergefragt zu dem entlegenen Geleis, auf dem der andere stand, der nur ein entfernter, kleiner Verwandter des schnaubenden, brausenden Großen da drüben zu sein schien und kurzatmig immer wieder versicherte: ich kann ja warten, was liegt mir daran? Endlich waren sie im vollbesetzten Wagen dritter Klasse weitergefahren; denn Vaters Grundsatz war, im fremden Land sich unters Volk zu mischen und seine Eigenart zu beobachten. Nicht lange, dann hatte zur Linken aus der tiefen Dämmerung eine winzige Bergstadt mit einem vielfensterigen Schlosse herübergeschimmert und war nach einigen Minuten in die Schatten des Abends versunken. Und wieder nicht lange, dann waren sie an endlosen, mit Unmassen gewaltiger Felsblöcke überschütteten Halden vorübergekrochen. Jetzt ging es bergan.

Es war Nacht geworden, finstere Nacht. Die Räder rollten und hämmerten, die Leute schwatzten und lachten, matt glühten die Lampen über dem Dunst und Qualm, der aus Menschenleibern, Pfeifen und Zigarren emporstieg.

Liselore schloß die Augen, drückte sich in die Ecke und spann sich in ihre Gedanken ein.

Da fuhren sie nun durch das fremde Land der Oberpfalz, und aus dem Rauschen und Brausen ringsumher stieg leise das Wundersame, nie Gesehene und doch so oft Geschaute, und aus den Tagen ihrer Kindheit kamen lautlos

die Geschichten einer alten Magd heran und redeten in der geheimnisvollen Sprache des Märchens.

Sie schaute das Land und die Leute. Das unsichtbare Land, durch dessen Nacht sich der Zug pustend und schnaubend emporarbeitete, die Leute, die um sie her summten und schrien und qualmten. Sie schaute — mochte das Land nun sein, wie sie sich's träumte, und die Menschen, wie sie sich's dichtete — — oder anders, ganz anders.

Und also schaute sie das Land, und also die Menschen:

Schwermut liegt wie ein Schleier über den weitgedehnten Nadelwäldern, über dem endlosen Gewoge von Hügel und Tal und über einer rauhen, alles beherrschenden Armut. Selbst an hellen Tagen spiegelt sich ein Himmel von stumpfer Bläue, ein Himmel, nicht so hoch, so frei wie anderswo, in den stillen Weihern und den braun dahinrinnenden, dem Walde und dem Hochmoor entsprungenen Gewässern.

Wohl leuchtet die Sonne des Tages und blinkt der Mond des Nachts — aber sie blinken und leuchten aus andern Ursachen als sonst in der Welt. Sie sind ein Er und eine Sie und ein mit sich zerfallenes Paar. Mag auch sie die heißesten Strahlen einer unglücklichen Liebe an den kalten Gesellen verschwenden, es will ihr nimmer gelingen, ihn zu erwärmen. Ja, er richtet all sein Sinnen darauf, wie er die Geliebte von einstmals vernichte. Kommt's dann soweit, daß sein böser Schatten an die Sonne herangreift, und diese trübe wird wie eine erlöschende Ampel, dann sieht auch der Mensch die Gefahr, und es ist ihm nicht zweifelhaft, auf welche Seite er in diesem Kampfe gehört. Der umsichtige, aufs gemeine Wohl bedachte und vornehmlich für sein Hab und Gut besorgte Mann treibt das braune Vieh in den Stall, deckt den Brunnen zu, scheucht die Kinder ins Haus, schließt die Fensterläden — wirft sich betend vor seinem Ofen nieder und trommelt mit dem Messer auf eine alte Eisenpfanne, damit die

Sonne ihr Äußerstes tue und Siegerin bleibe. Und wie für seinen Urahn vor tausend Jahren, so gibt es für seinen simpeln Verstand auch außerdem nichts Unerklärliches droben am Himmel. Denn er weiß es doch so gut, daß all die zahllosen Sternlein nichts weiter sind als Löcher im ehernen Gewölbe, durchgeschlagen von ruchlosen Steinwürfen vorzeitlicher Riesen. Ganz einfach! Mögen sie draußen in der Welt sagen und lehren, was sie wollen. Und also lebt er zufrieden unter dem ungeheuern Himmelssiebe, durch das auf sein harmloses Haupt letzten Endes auch nicht viel weniger Erkenntnis herabträufelt, als in den langen Tubus des gelehrtesten Sternguckers.

Die Geister einer untergegangenen Gedankenwelt treiben als Spukgestalten ihr Wesen im Schatten der Wälder, im wehenden Winde, im fließenden Wasser, in den Höhlen der Berge, im Dämmerlichte der Kapellen und im heimlichsten Bewußtsein der Seele. Und das Leben ist von seinem Aufgang bis zu seinem Niedergang besteckt mit den Warnungstafeln einer unerbittlichen Sitte und eingeengt in die Dornhecken des Aberglaubens. Der Lichtgott einer entthronten Religion gleitet als Gespenst durch die Wälder, braust als Unhold durch die Lüfte, verbirgt sich in der Kutte eines fremdländischen Heiligen. Und es ist, als läge unter einer dünnen Schicht neureligiöser Vorstellungen meilenweit das riesenhaft Heidnische begraben, immer bereit, das Erdreich aufzubrechen und sich wieder in sein altes Erbe zu setzen.

Die Räder rollten und hämmerten, Leute stiegen aus und andere kamen und besetzten verlassene Plätze, unverändert klang es wie Rauschen und Brausen, und über dem Schwatzen und Lachen und Schreien lastete der Qualm, glühten als ferne Punkte die Lampen.

Trümmer allüberall in dem Leben, das wir leben und das uns umgibt. Weißgeäderter Epheu umklammert auf ein-

samen Höhen zerschlagenes Gestein, auf älteren Grundmauern stehen alte Gebäude, immer wieder muß Leben zerstört werden, damit sich Leben emporringe aus den Resten dessen, was einstmals gewesen. Über den abgeriebenen Kieseln einer vergessenen Sprache murmeln die Wellen der neuen. Auf zerfallene Skelette werden Leichen gebettet. Hoch über dem Leben des Tages und dem, was unter ihm ruht, wandelt die Sonne mit ihrem befruchtenden, kreist der Mond mit seinem tot blinkenden Lichte. Und auf kleinen, der Erdrinde abgewonnenen Ausschnitten müht sich der Mensch von Tag zu Tag, von Geschlecht zu Geschlecht in triebhafter Arbeit, in triebhafter Lust.

Mit brennenden Augen sah Liselore durch den Qualm und beobachtete die kommenden und gehenden Leute. Und sie mußte lächeln: Nein, von denen hier kniete wohl keiner mehr vor seinem Ofen und trommelte auch keiner mit dem Messer auf die Pfanne. Von denen hier glaubte keiner mehr an das durchlöcherte Himmelssieb. Die waren durch Schule und Zeitung längst schon herangewachsen an die Erkenntnis der Sterngucker und wähnten bis ins letzte zu wissen — was auch diese nicht wußten.

Liselore lächelte. Sie hatte Märchen geträumt.

Aber wer weiß? Märchen? Wer weiß!

Die Räder rollten und hämmerten, die Leute schwatzten, die Bremsen kreischten. Alle die dunkeln Gestalten erhoben sich. Trübe Lichter schimmerten zur Rechten durch die Finsternis. Ein Name wurde von Wagen zu Wagen gerufen, ein Name, den niemand verstand und jeder schon wußte. Man war am Ziel.

Sie standen auf einem winzigen Bahnhof, und der Vater meinte tiefaufatmend: „Liselore, diese Luft, diese Luft!"

„Jeder Atemzug einen Kronentaler wert bei uns da heroben", sagte ein Mann mit Jägerhut und Jagdgewehr neben ihnen, lachte und verschwand in der Dunkelheit.

Sie waren am Ziele.

*

Hoch über das wellige Land der nördlichen Oberpfalz ragt ein Berg empor. Verschwiegene Wege führen durch immergrüne Wälder von allen Seiten zu der Kirche hinan, die auf seiner Kuppe thront.

Wenn sich die Türen dieser Kirche öffnen, dann trifft ein Gleißen und Funkeln die Augen; denn da drinnen strotzt alles von Gold.

Es ist nicht die Schwerfälligkeit und die Wucht einer romanischen Kirche mit niederer Decke und kurzen, dicken Säulen und etwa einem mächtigen Kruzifixus, der im Chor zwischen Erde und Himmel hängt, leidbeladen, gottergeben.

Es ist nicht die emporstrebende Schönheit der gotischen Kirche mit schlanken Säulen, hochgeführten Spitzbogen und wappengeschmückten Seitenaltären.

Es ist die farbenleuchtende, üppige Freudigkeit des Rokoko, das die weiten, palastähnlichen Kirchenhallen liebte, das an Stelle romanischer Kraft und gotischer Wahrhaftigkeit verlogenes Blendwerk pflanzte und mit all seinen ekstatisch verrenkten Heiligenfiguren, verschwenderischen Altarbauten, theatralisch vor Auge gestellten Riesengemälden und aufgeblasenen Engeln nichts anderes bedeutet als das zu goldener Pracht und weißleuchtendem Stuck erstarrte Siegesgeschrei der triumphierenden Kirche über die zu Boden gestampfte Irrlehre.

Mag sein, daß vorzeiten unsere Vorfahren auch die romanische Kirche fremdartig, feindselig angemutet hat. Es ist schon lange her, wir können's nimmer fühlen, und auch der romanische Bau ist fest eingefügt in deutsche Vorstellung.

Aber die gotische Kirche vollends will uns so heimisch dünken, so natürlich, so ganz und gar aus unserem Erdboden gewachsen — anzusehen wie der lange, blätterlose Lindengang im Herbste, dessen Äste auch spitzbogig gegeneinander gestellt sind wie das Gewölbe über dem Säulengang einer Kirche. —

Die Türe ist angelehnt. Ein Lederpolster ist zwischen die Flügel geklemmt.

Von früh bis abend steht diese Türe offen. Mit einem Schritt kommst du aus der Welt in das Haus hinein, das Menschenhände ihrem Gott erbaut haben. Jede Sorge darf am Altar niedergelegt, jeder Dank in weltferner Einsamkeit von stammelnden Lippen emporgeflüstert werden in die sichtbare Pracht der farbenglühenden Decke — durch diese hinauf in ein unsichtbares, himmelhoch entrücktes Heiligtum.

Denn es ist eine katholische Kirche, die alle Tage offensteht, nicht nur an Sonntagen, nein, jedem zugänglich zu jeder Stunde.

Wenn alle die Seufzer, die diese Kirche gehört hat, wenn alle die Tränen, die zwischen diesen Mauern geflossen sind, wenn alle die Dankgebete, die auf diesen Schemeln gemurmelt wurden — wenn das alles sich kristallisiert hätte an der gewaltigen Decke: tief, tief herab hingen die in Jahrhunderten gewachsenen Gebilde, gleich den Tropfsteinen in unterirdischen, von geheimnisvollen Wassern klingenden Gewölben.

Herrgott im Himmel droben, Du! Warum hast Du gerade das Volk, das Dich aus allertiefster Seele sucht und nicht ablassen wird, Dich zu suchen, — warum hast Du dieses deutsche Volk in sich selbst gespalten bis in seine Wurzeln? Warum denn müssen seine Besten, wenn sie sich finden wollen, sehnsuchtsvoll über einen Abgrund hinüber ihre Hände einander entgegenstrecken? Warum denn muß unsere Kraft immer wieder vergiftet werden im Kampfe um Deine Erkenntnis und Anbetung? Warum schwält heute noch die Glut dieser Zwietracht, frißt im Geheimen und schwächt uns im Kampf gegen eine feindliche Umwelt und Mitwelt? Warum das?

Aus der Tiefe unserer Geschichte sind die Rätsel gewachsen, an denen wir raten, wie auch die raten werden, die nach

uns kommen. Aber aus der tiefsten Vergangenheit der Urkirche funkelt nicht minder, gleich einem Grubenflämmlein, die Antwort: Dein Schicksal ist das Schicksal jenes Mannes, der dreimal zum Herrn rief, daß er den Pfahl aus seinem Fleische nehme, — und zur Antwort erhielt: Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig.

Wohlan, so wollen wir in Gottes Kraft durch die Zeiten dahingehen als dasjenige unter den Völkern, das in all seiner Schwäche und Zerrissenheit ihm nahe steht, sehr nahe, und immer wieder von ihm gezüchtigt wird gleich dem Sohne, den der Vater so tief liebt!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Morgensonnenschein erfüllte die Welt, und Jonas Eisenhut ritt auf seinem Schimmel durch den duftenden Wald bergan.

Behaglich schnaubte das fromme Pferd und kaute wacker am Gebiß, daß die Schaumflocken lustig ins Moos flogen. Und so ging's im Hahnentritt selbzweit vergnügt durch kühle, dunkle Schläge und über sonnige Blößen zur Wallfahrtskirche hinauf.

Wiederholt war Jonas in Versuchung, das Pferd zu wenden und ins Land hinaus zu blicken. Doch er pflegte auch sonst nicht die Weinbeeren aus dem Kuchen zu essen, sondern den Kuchen mitsamt den Beeren zu genießen. Also wartete er, bis sich ihm dort oben die ganze Herrlichkeit mit einem Male in schrankenloser Schönheit erschlösse.

Er bog auf einen breiten Weg ein, der steil emporführte. Mit zärtlichen Worten klopfte er den Hals des Tieres ab, schwang sich aus dem Sattel und führte den guten Kameraden am Zügel den letzten Anstieg zur kahlen Kuppe.

Noch immer sah er sich nicht um.

In einem Kuhstall am niedern Wirtshause hinter der Kirche stellte er das Pferd ein und warf ihm Heu vor.

Dann begab er sich mit einem Buben zur Kirche hinüber, stieg im Turm empor und streckte endlich den Kopf zum Ausguck des Dachfirstes hinaus.

Fast hätte er laut gerufen. Aber das entsprach seinem Wesen durchaus nicht. Nur ein leises Pfeifen kam zwischen seinen Lippen hervor, und seine Augen leuchteten in hellem Entzücken.

Da hörte er unter sich Schritte, leichte und schwere. Er wandte sich nicht. Gerade jetzt, wo sich zum ersten Male die Heimat seiner Väter vor ihm ausbreitete, — gerade jetzt mußten fremde Menschen kommen und seine Betrachtung stören!

Er wandte auch den Kopf nicht, er murmelte nur einen kaum verständlichen Gruß auf das freundliche Gutentag, das ihm von einer Frauenstimme geboten wurde.

Er wollte nicht sehen. Aber die Ohren konnte er nicht verschließen, und so mußte er hören, wie dieselbe Stimme alsbald nach unten rief: „O Vater, wirklich über alle Maßen — —!" Das letzte Wort ging in einem tiefen Atemzug unter, als scheute sie sich, angesichts der weithin gebreiteten Herrlichkeit ein abgenütztes Wort in den Mund zu nehmen.

Aber von unten kam es freundlich zurück: „Sieh dir's nur gemächlich an, das fremde Land, wir haben Zeit."

Jonas wandte sich noch immer nicht. Er hörte wieder einen tiefen Atemzug und leises, seidiges Knistern. Dann war alles ganz stille.

Mehr als zwei Menschen konnten unter der Lucke des Dachfirstes nicht stehen, und wenn der eine nach Osten gewendet war, mußte der andre nach Westen blicken.

Und so standen sie Rücken gegen Rücken hoch über der Welt. Der Mann unter ihnen aber begann aus seiner Unsichtbarkeit heraus zu summen: ‚Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt —.'

Es wurde Jonas andächtig zu Mute. Fast hätte er mit

dem Alten weiter gesummt: ‚Dem will er seine Wunder weisen in Berg und Wald und Strom und Feld.‘

Da schwieg der Alte, und es war wieder stille, ganz stille. Unbewegt ragten die Wipfel der dunkeln Wälder da drunten in die flimmernde Luft.

Aber aus dem Lande, das sich in mächtigen Wellen nach Osten hin dehnte bis zum langgestreckten Grenzwall der böhmischen Berge, aus den blinkenden Dörfern und Märkten, Schlössern und Ruinen, Höfen und Hämmern, aus all den Siedelungen der Menschen, die gleichsam eingestickt waren in einen unermeßlich hingebreiteten Teppich geheimnisvoller Waldespracht — stieg dem Wissenden da droben die buntgestaltige Geschichte der Jahrhunderte empor, und die majestätische Stille löste sich in ein immer mächtiger anschwellendes Konzert von Tönen auf, von Tönen, die nur er vernahm, nur er verstand. Und wenn die Geschichte von außen hereinbrach, über die Fluren ritt, ihre Fahnen entfaltete, ihre Brandfackeln warf, die Todessense schwang und an die Überlebenden ihre Güter verteilte, dann klang durch all die wilden Töne wie ein immer wiederkehrender Grundakkord die Sage; und diese Sage kam aus der Tiefe des Landes selbst, summte über die rosigen Flächen des Heidekrauts, strich über die goldenen Felder, flog mit den Raben über blinkende Weiher, schaukelte sich auf den braunen Wassern der Bäche und Flüsse, pochte in den Hämmern, kauerte mit verträumten Augen unter uralten Bäumen, flatterte mit weißen Tauben um die Schallöcher grauer Kirchtürme, sang mit den Hirtenbuben am Waldsaum, kleidete sich in Landestracht und sprach in Heimatlauten und gab im Bilde einer Mutter das Lieben, Glauben, Hoffen, Zagen unzähliger Mütter und im Tone einer leise verklingenden Glocke das Läuten vieler hundert Glocken in vielen hundert Jahren über Wiegen und Särgen und über Millionen von klopfenden Herzen.

Jonas versank in Träume. Zwischen diesen Wäldern, in diesem wilden Tonstück der Geschichte, auf diesem von Sagen klingenden Boden hatten seine Altvordern gelebt, geliebt, gestritten, gelitten. Und in dem Staubwölkchen, das dort weit draußen unter den rollenden Rädern eines Wagens aufstieg und über die Wiese hinzog, war vielleicht auch ein Stäubchen von der Leiblichkeit eines Ahnen, der einst mit leuchtenden Augen, hocherhobenen Hauptes, ein erlegtes Wild auf dem Rücken, jene gewundene Straße geschritten war! —

Nun gebot es aber doch die Höflichkeit, daß er sich halbrückwärts wandte und sagte: „Wollen wir Platz tauschen?"

Die Altstimme antwortete, sein Blick streifte achtlos über ein Mädchengesicht; eine schlanke Gestalt schob sich an ihm vorüber.

Nun stand er mit dem Antlitz nach Westen, sah denselben wolkenlosen Himmel ausgespannt bis zu den Höhen des Steinwaldes und über dem verschwimmenden Felsen von Parkstein und suchte mit frohen Augen Ort um Ort in den Falten der Landschaft.

Dann murmelte auch er einen Gruß, der aber nicht weiter beachtet wurde, und stieg die Leiter hinab, drückte dem Buben das schuldige Eintrittsgeld für all die Pracht und Herrlichkeit in die Hand, grüßte den Herrn mit dem weißen Schnurrbarte, der wieder summend auf einem Balken saß, empfing freundlichen Gegengruß und stieg Schritt für Schritt die enge Turmtreppe hinunter.

*

Es ist nicht ganz erfindlich, warum die Alten den Markt, der nicht weit vom Fuße dieses Wallfahrtsberges entfernt liegt, gerade so und nicht anders gebaut haben.

Diesen Gedanken hat ohne Zweifel auch schon mancher Ochse zornig hinter der harten Stirne erwogen, wenn er den steilen, langgestreckten Marktplatz mühselig eine Wagen=

last hinanschob. Und er wartete vergeblich auf Antwort. Nicht einmal die Häuser, die einstöckig, blumengeschmückt, in ununterbrochenen Reihen aneinandergeklebt Straße und Marktplatz begrenzen, wissen eine solche zu geben. Denn es sind ja gar nicht mehr die alten Häuser von einstmals, sondern nur die Nachkommen ganzer Geschlechter von Häusern, die, immer eines auf der Brandstätte des andern erbaut, den Namen des Marktes durch die Jahrhunderte gerettet haben.

Also warum hier und nicht dort oder dort? Und warum jenes Gäßlein so krumm, ohne alle Ursache gewunden?

Wüßten wir's doch immer sogleich, dann ginge mit dem Wissen Hand in Hand das Verstehen: Vielleicht, weil hier vor tausend Jahren ein Quell floß, der den ersten Mann lockte zum Hausbau und inzwischen längst schon versiegt ist; oder weil dort vor achthundert Jahren der Gartenzaun eines mächtigen Mannes ein gebietendes Halt rief und den Fußweg zwang, sich demütig zu krümmen.

Vor achthundert, vor tausend Jahren! Ei — und wie ist mir denn? Gibt es nicht auch in unserer Gedankenwelt krumme, engbegrenzte, tiefe Gäßlein, lichtlos und traurig, die wir immer wieder wandeln müssen, weil — je nun, weil ein andrer vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren etwas hingebaut hat, oder weil vor tausend Jahren etwas da stand, an dem wir uns jetzt mühsam vorbeiwinden?

Aber muß denn auch alles so geradlinig langweilig verlaufen wie die Straßen einer amerikanischen Stadt?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vor dem einstöckigen Gasthaus schräg der Kirche gegenüber, deren Langseite dem Marktplatze zugewendet ist, lagen vor verschüttetem Futter wiederkäuende Kuhgespanne, und ihre zugehörigen Bäuerlein saßen beim Bier in der niedern Gaststube zur rechten Hand vom Hausflur.

Diese Gaststube fürs gemeine Volk bildete eine Art Vor=

hof zum Heiligtume des Herrenstübleins, das für eine ganz kleine Anzahl von Auserwählten bestimmt war. Vielleicht besser gesagt eine Art von Filter, durch den tropfenweise das Edelste der Nation in das eigens dazu bereitete Becken einfloß.

Auch diese Herrenstube hatte, wie alles auf Erden, ihre Vorfahren. Sie war, weil sie seit Jahrhunderten immer in ähnlicher Gestalt gewesen. Denn es ist nicht anzunehmen, daß einstmals die Edlen von Waldau und der Landsasse von Altenstadt, der Pfleger von Flossenbürg und der Richter dieses Marktes sich an einen Tisch mit den Kühbauern von Treswitz und Lind gesetzt haben. Und deshalb saßen auch jetzt die Herren und die Bauern, jene in der Herrenstube, diese in der Bauernstube — und im allgemeinen zerbrach sich damals auch niemand den Kopf, warum das so sei.

Zwei Tische standen in der Herrenstube, die gar nichts Herrenmäßiges an sich hatte und nur etwa dreimal so groß wie ein mäßiger Postomnibus war: ein größerer der Länge, der andere der Breite nach.

Die Tische waren gedeckt, und drei Herrengeschöpfe warteten hinter ihren Zeitungen auf ihre Atzung.

Auch keiner von den dreien grübelte darüber nach, warum er hier saß. Denn bei keinem von ihnen konnte in dieser Hinsicht irgendein Zweifel bestehen: Herr Doktor Bauer saß hier, weil er vor zehn Jahren Korpsstudent geworden war, vor drei Jahren den Staatskonkurs bestanden hatte und jetzt als Bezirksamtsassessor den Markt und die Landschaft an seinem bescheidenen Teil mitregierte. Herr Schuster saß hier, weil er nach Ausweis seiner schönen Aktenmappe — Juchtenleder — für gewöhnlich als Rechtsanwalt in Weiden wirkte und gestern abend zu einem Gerichtstermin heraufgefahren war. Herr Jonas Eisenhut aber saß als der Dritte im Bunde ebenfalls an dem längeren Tische, der ohne Zweifel etwas vornehmer war als der

kürzere Quertisch, er saß hier, weil er ein Herr aus der allberühmten Hauptstadt der Provinz und heute früh von Floß über den Fahrenberg heraufgeritten war — und weil solche Herren all die Jahrhunderte hindurch immer abseits der Kühbauern gesessen sind.

In diesem Marktflecken war das feste Gefüge der Gesellschaft noch nicht im mindesten gefährdet. —

Nun hob der Assessor seine Schmisse und seinen Schnurrbart vom Zeitungsblatt und sagte mit lustigem Augenzwinkern: „Über den Fahrenberg sind Sie geritten? Na, da haben Sie aber nicht nur eine hübsche Aussicht, sondern auch eine hübsche Ansicht gehabt — wie?"

Jonas Eisenhut blickte verständnislos.

„Ich dachte nur", meinte der Assessor und wandte sich zum Rechtsanwalt: „Ein verdammt hübscher Käfer, der da gestern abend in unsere unwürdige Herberge geschwirrt ist."

„Für einen Käfer ist sie zu lang", sagte der Anwalt.

Der Assessor lachte: „Gibt auch —". Aber jählings verstummte er und verbeugte sich gegen den Eingang.

Eisenhut wandte sich um und sah eine junge Dame und einen hochgewachsenen, hagern Herrn mit starkem weißem Schnurrbart. Und er begriff.

„Sind die Herrschaften befriedigt von ihrem Ausflug?" fragte der Assessor höflich.

„Sehr!" sagte die junge Dame und wiederholte: „Sehr! Nicht wahr, Vater?"

Der alte Herr nahm seiner Tochter Hut und Jäckchen ab und hing beides an den Rechen über die langen Tabakspfeifen etlicher Stammgäste, hob die Hand, legte Daumen und Zeigefinger zusammen, als hielte er etwas ganz Feines dazwischen, und sagte langsam, jedes Wort betonend, mit etwas schnarrender Stimme: „Wenn mich jemand bäte, ihm mit einem Male einen Begriff von der herben Schönheit

der Oberpfalz zu geben, — ich bin ja ganz fremd in Ihrem Lande — aber ich kann mir nicht denken, daß sich ein besserer Überblick fände, als der droben vom Fahrenberg ist. In fremder Stadt, in fremder Landschaft ist nämlich immer mein Erstes, einen Kirchturm, einen Berg zu besteigen und alles von oben zu betrachten."

„Herbe Schönheit!" Der Assessor wiederholte die Worte und legte den Nachdruck auf herb.

„Herb!" rief nun die junge Dame und setzte sich auf das alte, schwarze Ledersofa am kleinen Quertische, mit dem Rücken gegen das rotverhüllte Guckfensterchen, das in die Küche hinausging. „Herb, das ist ja gerade das Anziehende!"

„Vollkommen einverstanden, gnädiges Fräulein. Schön und herb — unter Umständen eine entzückende Verbindung," sagte der Assessor im Tone der Überzeugung, verneigte sich leicht und warf einen bewundernden Blick auf das stolze, bleiche Antlitz, das unter den schweren, dunkelbraunen, in einen Kranz gewundenen Flechten aus dem Hintergrunde des Stübleins gleichsam herüberleuchtete.

Fast unmerkbar hob sich das feingeschnittene Haupt, und ein so kühler, verwunderter Blick traf den Assessor, daß dieser unwillkürlich die Augen senkte und sich in den Genuß seiner Suppe vertiefte.

Die junge Dame streifte die Handschuhe ab, zog ein Büchlein aus der Handtasche, legte es neben ihren Teller und sprach fortan kein Wort mehr. Der Assessor aber saß vor seiner Suppe, und seine roten Schmisse leuchteten stärker als vorher.

„Was Schönes kann jetzt ich nit an der Oberpfalz finden", begann der Rechtsanwalt aus Weiden, legte den Suppenlöffel aufs Tischtuch und sah mit runden Augen verlangend dem goldbraunen Huhne entgegen, das die Wirtin hereintrug. „Sagen S' doch selber — nix wie Wald und nix wie Berg

und nix wie Steiner. Und wenn's nacher nur auch richtige Berg wären und richtige Wälder — aber gut Nacht!"

Immer wieder hatte Jonas verstohlen auf das Mädchen hinübergesehen. Jetzt fühlte er sich verpflichtet, den Fremden gegenüber für seine Heimat einzutreten: „Und warum hängen denn wir Oberpfälzer mit solcher Liebe an diesem Lande, Herr Rechtsanwalt?"

„Weil s' nix Besseres nit wissen", sagte dieser und riß dem Huhne einen Schenkel aus. „Übrigens — sind denn Sie ein Pfalzler? Das glaub' ich nit recht."

„Das will ich meinen", verteidigte sich Eisenhut. „Nachweisbar auf vierhundert Jahr zurück."

„Da sind S' aber schon alt", meinte der Rechtsanwalt mit trockenem Lachen und schob den Schenkel in den Mund. „Und trotzdem — die Sprach, die Sprach, die ist, mein ich, halt viel zu viel fein. Jetzt ich hätt's Ihnen nit ankennt; während man's bei den Herrschaften dahinten" — er wies mit dem Schenkelknochen des Huhnes auf den Major und seine Tochter — „gleich kennt, wenn sie Richtunk und Sstraße und Sstein sagen und nich wahr, daß sie in Preißen daheim sind. No, wegen mir! Ich hab grad nix gegen die Preißen — wenn s' mir nur mein' königlich bayerische Ruh lassen."

Die Dame biß sich auf die Lippe, und der Major lachte: „Sie sind aber doch auch Oberpfälzer, nich wahr?"

„Ich und ein Pfalzler? Ich dank Ihnen schönstens. Lieber ein Preiß!"

„Aber die Klangfarbe Ihrer Sprache?" erkundigte sich der alte Herr mit der Hartnäckigkeit des Mannes, der gekommen war, das Wesen von Land und Leuten zu erforschen.

„Ein Waldler bin ich, von Wegscheid daheim. Aber an meinem Hochdeitsch hat es noch keiner gemerkt, wo ich her

bin, wenn ich's ihm nicht sag," meinte der Rechtsanwalt ärgerlich und spießte dem Gockel das Herz aus der Brust.

„Oh, ich liebe diese altbayerischen Laute sehr! Nicht wahr, Liselore?"

Sie sah ihn voll an und nickte: „Gewiß, Vater." Dann beugte sie sich wieder auf ihr Büchlein.

„Da heroben hören S' aber nix Altbayerisches", sagte der Rechtsanwalt. „Pfalzler sind halt niemals keine richtigen Altbayern nit."

„Nicht?" fragte der Fremde erstaunt. „Ich dachte immer — ja, was sind sie wohl dann?"

„Sind keine Altbayern und werden auch nie keine Altbayern, die Pfalzler, wenn ich's Ihnen doch sag! Was werden s' denn sein? Pfalzler sind's halt!"

Der Assessor wollte das Gespräch auf ein anderes Geleise schieben: „Im Sommer ist's schön hierzulande, darüber besteht wohl kein Zweifel. Aber im Herbst, im Winter, im Frühjahr sollten Sie bei uns leben müssen, vom Oktober bis tief in den Mai, sieben, acht Monate lang!"

„Wenn dir alle Tag der böhmische Wind durch den Mantel und den Rock und die Weste und das Hemd und die Unterjacke und durch alle sieben Häut bis auf die Knochen ins Mark pfeift —" knurrte der Rechtsanwalt.

„Und wenn der Schnee liegt, oft vom November bis in den März, immer und immer die Decke, die weiße —!" fuhr der Assessor fort.

„Und wenn dir der Bockel stecken bleibt mitten auf dem Feld, daß d' aussteigen und zu Fuß waten mußt im Schnee bis an den Bauch!" bekräftigte der Rechtsanwalt. „Wissen S', was der Bockel ist?"

Der Major schüttelte den Kopf.

„No, 's Bahnzügerl halt, mit dem S' raufg'fahren sind, gestern!"

„Um so gemütlicher muß sich aber dafür im Winter das gesellige Leben gestalten, nicht wahr?“ meinte der alte Herr.

„Oh, man findet überall angenehme Menschen,“ sagte der Assessor vorsichtig. Ein flüchtiger Blick streifte sein Gesicht. Dann vertiefte sich Liselore wieder in ihr Buch.

„— Und ein einziger grandiger Hecht kann dir alles verpatzen“, sagte der Anwalt.

„Wie —?“ fragte der alte Herr und hielt die Hand hinters Ohr.

„Der Herr Rechtsanwalt hat bildlich gemeint, daß ein einziger Störenfried das gesellige Leben in einem so kleinen Orte übel beeinflussen kann,“ beeilte sich der Assessor zu erklären; denn die Stirnader des rauhen Bajuwaren begann merklich aufzulaufen.

„Grad so hab ich's gemeint“, rief dieser. „Und hab's deutlich genug g'sagt. Aber wissen S', woher die Pfalz ihren Namen hat? Nein? So hören S': Wie am Anfang die Länder aus'teilt worden sind, ist zuletzt das Land da heroben übrig geblieben. Da hat's der Erzengel Gabriel dem Teufi angeboten; der aber hat sein Goschen verzogen, hat ausg'spuckt und g'sagt: ‚Pfalt's!‘ Und seitdem heißt man's die Pfalz.“

„Pfalz?“ fragte der alte Herr verständnislos.

„Behalt's!“ erklärte der Assessor und lachte.

„No ja, das kann doch jeder verstehen!“ murrte der Rechtsanwalt. „Aber das Essen ist gut in der Weiden und daheroben und in Floß auch noch so — so, und das ist die Hauptsach,“ schloß er und hieb in den goldgelben Pfannkuchen, der nun vor ihm lag und schmalzglänzend auf allen Seiten über die Porzellanplatte herabhing.

*

Vom weiten Platze unter der Kirche führt die Straße linkerhand stetig bergan. Endlich biegt sie links am Schlosse vorüber, verläßt den Markt und zieht sich zwischen den Feldern

hinaus ins Land, ins weite wellige Land, ostwärts den Wäldern entgegen.

Bald versinkt der Markt mit seinem kurzen Kirchturm hinter dem einsamen Spaziergänger, und nur das große Renaissanceschloß mit seinen runden, behuteten Türmen steht grau und wuchtig da, wenn er sich wendet.

Die Luft ist stark, über die wogenden Felder streicht der böhmische Wind und trägt den Waldesduft herauf aus unergründlichen Tiefen. Aus weiter Ferne leuchtet eine mächtige Burgruine herein in das Bild.

Viele Straßen, Feldwege und Fußpfade führen in den Markt, kreuzen sich dort und führen wieder hinaus; denn das alte Nest war immer ein gewichtiger Ort. Und es besteht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen diesen Straßen, Wegen und Pfaden und einem wohlangelegten Spinnennetze. Aber natürlich hat der Vergleich, näher besehen, auch seinen Haken. Denn die Fliegen, die sich in einem Spinnennetze fangen, kommen bekanntlich niemals auf den Fäden dahergelaufen, und ich verwahre mich vollends entschieden dagegen, als ob ich, einem ganz unpoetischen Bilde zuliebe, Wirte und Kaufleute und Handwerker und alle andern Biedermänner des mir so teuern Örtleins mit Spinnen vergleichen wollte!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch die Straße, auf der Jonas dahingeht, ist alt, wahrscheinlich sehr alt. Doch etwas Besonderes ist nicht an ihr. Dann aber schneidet seine Straße im rechten Winkel eine andere, breite, gänzlich verwahrloste Straße. Und diese hat ihre Vorzüge.

Jonas verläßt seine Straße und folgt der andern. Und diese erscheint grün angelaufen vom Graswuchs, der sich zwischen den Kieseln ihres abgeschwemmten Bewurfes hervorwagt, — grün wie die Patina an der Schwertklinge aus einem vorzeitlichen Grabe.

Er schreitet mit gesenktem Haupte ein wenig bergab, dann wieder hinan.

Es ist keine von den neumodischen Kunststraßen, die ängstlich jede Erhöhung umgehen. Es ist eine von den ganz alten Straßen, die ohne jede Rücksicht auf Berg und Tal und Mensch und Vieh so gradlinig wie möglich ihrem fernen Ziele zustreben.

Die Grillen zirpen am Rain, die roten Nelken zittern an den Hängen im Windhauch, ein Stücklein unermeßlicher Fernsicht schiebt sich zwischen den Resten eines Baumganges herein, verschiebt sich alsogleich und versinkt hinter der nächsten Welle des Bodens.

Jonas geht mit gesenktem Haupte. Er sieht nichts, er hört nichts; denn seine Augen sind hellsehend geworden und tauchen zurück in vergangene Zeiten.

Die Patina wird weggewischt, dicker Staub bedeckt die alte Straße, kein Grünes hat mehr Raum in ihren Geleisen. Es beginnt sich zu regen in der unsäglichen Stille und Öde, zu regen von wanderndem, rollendem, trabendem, schnaubendem, lachendem, weinendem Leben. Große Wagen, mit weißen Plantüchern überspannt, ächzen und schwanken einher — einem fernen Ziele entgegen. Schwere Rosse stampfen durch den Staub, das Messingzeug an ihren Kummeten blinkt und klirrt, die zauberkräftigen Dachsfelle flattern. Fuhrleute in blauen Hemden lassen die Peitschen knallen, schwarze Spitze strecken die feuchten Schnäuzlein unter Tüchern heraus und kläffen. Braune Kriegsleute in Eisenkappen und Lederkollern reiten zum Geleite vornauf und hintendrein und machen grimmige Gesichter. In eine Staubwolke gehüllt taucht der lange Zug hinunter ins Waldesdunkel, und lichtscheue Strolche verstecken sich hinter den Tannen. Eine Zeitlang tönt das Knallen der Peitschen, das Kläffen der Hündlein und das Ächzen der Räder aus der Tiefe. Und sie alle suchen ihr Ziel.

Die Grillen zirpen, der Ginster leuchtet, die Feldnelken glühen, der Quendel duftet, am blauen Himmel ziehen kleine, weiße Wolken, und aus flimmernder Höhe tönt leise der Jagdruf eines Habichts.

Der Mann auf der verödeten Heerstraße geht mit gesenktem Haupte bis dorthin, wo keine Grille mehr zirpt und keine Nelke mehr brennt und schwarzgrüne Tannen ihre schweren Schatten über die feuchten Geleise legen. Dann kehrt er um und geht den Weg zurück ins Licht des Nachmittags.

Und jetzt kommt Wirklichkeit auf der verödeten Straße gezogen: Landfahrende Bettler streben den Wäldern entgegen, böheimwärts. Braune Weiber patschen auf nackten Sohlen. Sie haben gelbe Tücher um die Köpfe gewunden und tragen gebückt in gelben Tüchern ihre Brut auf dem Rücken. Und an ihren Ohrläppchen baumeln große silberne Ringe. Struppige Männer mit einer struppigen Mähre vor dem elenden Karren. Jugend, braun von Haut und grau von Schmutz, mit schwarzen, leuchtenden Augen. Vorüber —.

Seine Seele träumt und hört, was sonst die Augen sehen, und sieht, was sonst die Ohren hören. Sie sieht Hornstöße über die Felder kommen und hört das Gleißen und Funkeln zahlloser Waffen, und sie zieht sich schmerzvoll in sich zurück. Der Tod reitet lautlos in blutrotem Mantel weit vorauf und stützt die knöcherne Rechte auf einen funkelnden Feldherrnstab. Eine wimmelnde Heerschar erfüllt die Straße. Soldaten des Kaisers marschieren über den Nordgau und streben gen Böhmen, das sich hinter den schwarzen Wäldern dehnt, so reich und so weit und so schön. Und die Wälder schlucken alle die Schatten in ihre noch tieferen Schatten — den Tod und das Heer und den Troß.

Öde liegt die Straße. Die Nelken glühen noch immer, der Quendel duftet, die Wölklein segeln, und der Habicht zieht seine Kreise tiefer und tiefer.

Andere Schatten tauchen auf, werden größer und größer, kommen heran und ziehen vorüber — Schatten und Schemen wie alle die andern. Ob sie nun sich tragen lassen in Sänften oder schaukeln auf Zeltern, ob sie einherrollen in stolzen Karossen, ob sie wandern, ein Blatt zwischen den Lippen, fröhlich summend dahinwandern, sorgloses Handwerksvolk, das sein Felleisen hinter sich dreinschleift auf zwei rollenden Rädlein durch Staub und Dreck — Schatten und Schemen.

Und alle, alle suchen ein Ziel und haben nun längst schon die Herberg erreicht — Bettler und Könige, Räuber und Wallfahrer, Jugend und Alter, Laster und Tugend —, alle! Und die Nelken blühen wie damals und verblühen am Saume des Weges. Die weißen Wölklein leuchten eine Weile und werden eilend verzehrt. Und der Wind streichelt das Gras.

Plötzlich bleibt Jonas stehen, wirft sich unter einen Ginsterstrauch zwischen glühende Nelken, verbirgt sein Antlitz in den Händen und schluchzt: „Alle, alle hatten ein Ziel — ich aber, ich — —?"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist die alte Heerstraße Kaiser Karls, des Vierten dieses Namens. Und seine Straße hatte einen Anfang und lief über Berg und Tal unbeirrt an ihr Ziel. Wer auf ihr geht im heißen Mittag oder im Froste des nordgauischen Winters, in der klaren Kühle des Herbstmorgens oder in der mondhellen Frühlingsnacht, der kann kahle Bäume oder belaubte Bäume, kann rote Nelken oder schneeverwehte Hecken und kann dazu alles, alles das andere sehend hören und hörend sehen, was Jonas Eisenhut sah — oder auch nichts von dem allen, rein gar nichts.

*

Eingebettet in eine Falte der welligen Landschaft, liegt nahe am dunkeln Walde unter hohen Laubbäumen eine Her-

berge. Vorzeiten, als auf dieser Heerstraße noch Tag und Nacht das Leben einherflutete, ward das Haus am Straßenrande nicht leer von Fahrenden und sein Stall nicht leer von Rossen, und der Wirt hatte zu allen Jahreszeiten reichliche Ernte an seinen Gästen. Heute aber steht es verödet am verödeten Wege. Kein Kaufmannswagen wird nächtlicherweile hinter seinen Plankenzaun geschoben, kein Reiter bindet sein müdes Pferd an die Krippe, und in der stillen Wirtsstube fordert kein stolzer Fuhrmann — höchstens ein Holzhauer oder ein Jäger den Imbiß. Zuweilen aber wird es an schönen Sommernachmittagen doch lebendig im schattigen Garten. Da kommen die Mütter mit ihren Kindern aus dem Markte und trinken Kaffee und essen Kuchen. Dann sitzen die Mütter und stricken und schwatzen, und die Kinder spielen und lärmen, bis der Abend hereindämmert und die Luft kühl herüberstreicht von dem dunkeln Weiher am Walde. Und endlich ziehen sie wieder heimwärts; der Mond steht hoch am Himmel und gießt sein flimmerndes Gold über die Fichten und Tannen und über das finstere Wasser, auf dem die großen, grünen Blätter liegen und die geschlossenen Blumen mit ihren blinkweißen Köpflein. Und die alte Herberge steht verlassen wie vorher.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Jonas trat aus dem Schatten der Straßenbäume und kam nahe an das Wirtshaus. Doch ging er nicht über seine Schwelle, sondern bog links ab, am schilfumkränzten Weiher vorüber, stieg die kleine Anhöhe hinauf und setzte sich auf die Bank unter die Waldbäume.

Er zog ein Buch aus der Tasche und begann zu blättern. Aber das Buch hielt ihn nicht fest. Immer wieder schweiften seine Blicke über die Fläche des Weihers, auf der die vielen Rosen schwammen — heute noch weit geöffnet, silberne Sterne mit goldenen Kernen.

Ein leichter Wind wehte über das Land. Aber nur hoch oben in den schimmernden Wipfeln der Föhren sangen die Nadeln, und zuweilen knarrte leise ein Ast. —

Stimmen kamen aus der Ferne. Büsche rauschten.

Jonas wandte sich, und aus dem Unterholze am Waldsaume hinter der Bank trat ein Herr.

„Ah, unser Tischnachbar von heute mittag! Schön, daß wir uns treffen. Meine Tochter und ich haben einen prachtvollen Waldspaziergang hinter uns. Diese herrlichen Wälder!"

Jonas hatte sich erhoben und zog den Hut. Jetzt kam auch die Tochter aus dem Buschwerk geschlüpft. „Wege führst du mich, Vater, Wege, die doch eigentlich keine Wege mehr sind!" sagte sie lachend und nickte zu Jonas hinüber.

„Da werden die Herrschaften ermüdet sein. Darf ich Ihnen meinen Platz anbieten?"

„Sehr freundlich! Aber selbstverständlich werden wir Sie nicht vertreiben. Die Bank ist lang genug für uns drei. Idyllisch, ganz idyllisch — der Weiher, die Herberge da drüben, das Bänkchen. Übrigens — Major Titus."

„Eisenhut!"

„Liselore — hier Herr Eisenhut — meine Tochter. Aber nein, Herr Eisenhut, so ist es wahrhaftig nicht gemeint. Wir haben alle drei Platz."

„Oh, ich sitze hier sehr gut auf dem Baumstumpfe."

„Nu, wenn Sie's nicht anders tun. Aber holla, Liselore — heraus mit deinen Schätzen! Wir atmen nicht ungestraft in dieser Luft, von der ein jeder Atemzug einen Kronentaler wert sein soll. Hoffentlich hast du dich vorgesehen?"

Sie nahm den Beutel mit der feinen Stickerei vom Arme, zog ihn auseinander und reichte dem Fremden ein Ei und ein Päckchen hinüber. „Darf ich Sie bitten, mit uns zu halten?"

„Sie sind zu gütig", stotterte Eisenhut. „Eigentlich nehme ich nachmittags nie etwas zu mir — aber —"

„Nun, dann nehmen Sie's uneigentlich zu sich", riet der alte Herr lachend und biß kräftig in sein Schinkenbrot.

„Die Gegend ist Ihnen wohl schon länger bekannt?" fragte er nach einer Weile.

„Ja und nein, Herr Major. Ich kenne die Geschichte einer jeden Burg, eines jeden Marktes und Städtchens, aber zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich zum ersten Male heraufgekommen bin, obwohl ich Ursache dazu gehabt hätte. Denn das Land hier ist dreihundert Jahre hindurch die Heimat meiner Vorfahren gewesen."

„Vater, das ist etwas für dich!" sagte die junge Dame mit großartiger Betonung.

„Demnach gehören Sie auch zur ehrsamen Zunft der Familienforscher?" rief der alte Herr hocherfreut.

„Doch nicht so ganz. Meine Studien gehen nach einer andern Richtung."

„Also doch nichts für dich!" sagte sie mit komischem Bedauern.

„Sie müssen nämlich wissen," erklärte der Major, „auch wir befinden uns, so allgemein gesprochen, im Lande unserer Altvorderen. Nur sind wir nicht in der glücklichen Lage wie Sie — denn wir haben gar keine Ahnung, wo die alte Heimat eigentlich zu suchen wäre. Uns leitet nur die bestimmte Überlieferung, daß unser Geschlecht aus der Oberpfalz stammt, und daß unser ältester Vorfahr, Georg Titus, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Regensburg gewohnt hat. Natürlich ein Edelmann," setzte er lachend hinzu, „denn jede dritte deutsche Familie von Herkommen und Stammbaum erfreut sich auch eines Ahnherrn, der ein Edelmann war, und in seiner sagenhaften Gestalt vereinigt sich gleichsam alles Außergewöhnliche, was wir an uns und unsern Kindern entdeckt zu haben glauben. Aber ich bitte Sie, ich habe so ziemlich alle Druckwerke über den süddeutschen Adel, ich habe die etwa sechzig Bände der Verhandlungen des historischen

Vereins dieser Provinz durchblättert, ich habe nirgends eine edle oder unedle Familie des Namens Titus gefunden; und auch die Regensburger Kirchenbücher, deren Durchforschung ich brieflich veranlaßte, haben vollkommen versagt. Und doch läßt's mich nicht los, namentlich seit ich im Ruhestand lebe — ich möchte der Sache zu gerne noch auf den Grund kommen."

„Es ist nach meiner Erfahrung das gewöhnliche Schicksal der Familienforscher, daß sie im Chaos des Dreißigjährigen Krieges stecken bleiben," bemerkte Jonas.

„Trotzdem habe ich mir gesagt, du solltest doch wenigstens einmal im Leben das Land sehen, wo sie gewohnt und wohl auch ihr redlich Teil gekämpft und gelitten haben. Und so wollen wir in diesem wunderbaren Sommer die Oberpfalz von Norden nach Süden durchwandern. Aber es ist nur ein halbes Vergnügen, mit solch unerfüllbarem Wunsche im Herzen zu wandern, in jedem Städtchen denken zu müssen, ist hier die Heimat gewesen —? und nie zu einem Ergebnis zu gelangen."

„Tragisch!" sagte die Tochter halblaut.

„Was hast du gesagt, Liselore?"

„Daß ich aufrichtig wünsche, es möge dir doch noch gelingen."

„Könnte hier nicht ein Wappen zum Wegeweiser werden?" fragte Jonas eifrig.

„Könnte! Ja, könnte! Aber es mag nicht. Ich habe zwar von meinem Vater einen alten Siegelring geerbt — sehen Sie, hier —, aber der weist kein eigentliches Wappen auf, sondern nur einen Kopf römischen Schnittes. Ich vermute, es soll ein Tituskopf sein. Die Arbeit stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert. Ach, das ist eben das Unglück, daß man außer einem magern Stammbaum keine feste, lückenlose Überlieferung besitzt. Mein Großvater ist als Offizier anno 1812 in Rußland geblieben. Er hat zwei Söhne hinterlassen, einen zehnjährigen, der mein Vater wurde, und einen achtjährigen. Von

diesem ist noch ein Nachkomme vorhanden, ein alter Sonderling, der ein kleines Landgut in der Mark bewohnt, um sein Wohnhaus eine hohe Mauer aufgeführt hat und mit der Außenwelt vollkommen zerfallen ist. Ich vermute zwar, daß er noch einige Nachrichten besitzt, habe auch einmal vor langen Jahren etwas von einem alten, silbernen Siegelstöckchen gehört, aber Näheres konnte ich niemals erfahren."

Jonas betrachtete prüfend den hochgewachsenen, schlanken, sehnigen Mann, die schmale, gebogene Nase mit den feinen Flügeln, die blitzenden, blauen Augen unter den buschigen, weißen Brauen, die stark gewölbte Stirne, und seine Blicke glitten auch über die Tochter, die in Körperbau und Angesicht dieselben Rassemerkmale aufwies.

Dann sagte er: „Ein oberpfälzisches Geschlecht Ihres Namens hat es, soviel mir bekannt ist, niemals gegeben. Aber nach meinen Erfahrungen steckt in allen derartigen Überlieferungen ein wahrer Kern. Könnte man nicht annehmen, daß Ihr Ahnherr mit Vornamen Georg Titus geheißen, aus irgendeiner Ursache seinen Familiennamen abgelegt, den Namen Titus als Geschlechtsnamen geführt und diesen Namen seinen Kindern vererbt hat?"

Der Major hatte ihm mit wachsender Spannung zugehört. „Meiner Treu, auf diesen Gedanken bin ich noch nie gekommen. Also ein Inkognito. Das könnte mir einleuchten! Es wäre so einfach und naheliegend. Aber Sie, Herr Eisenhut, sind eben doch ein Familienforscher, leugnen Sie's nicht!"

„Ein Geschichtsforscher", sagte dieser mit leichtem Erröten. „Und wir müssen allerdings oft vom festen Boden des Erforschten aus unsere Vermutungen als Kundschafter ins Dunkel des Unerforschten voraussenden. Freilich kommen diese in den meisten Fällen leer zurück wie die erste Taube Noahs, die auch nicht fand, wo ihr Fuß ruhen konnte. Aber dann lenken wir eben unsere Hoffnung nach anderer Richtung."

„Was wäre nun in meinem Falle zu tun?“ fragte der Major erregt.

„Herr Eisenhut,“ sagte seine Tochter und hob lächelnd den Finger, „mein Vater beginnt zu fiebern, und Sie belasten Ihr Gewissen.“

„Was raten Sie mir —?“ wiederholte der alte Herr.

Jonas bedachte sich einen Augenblick: „Im staatlichen Archiv unserer Provinz liegen große Aktenbestände aus der Zeit der Gegenreformation. Es dürfte wohl kaum eine damals vertriebene Adels- oder auch Bürgerfamilie geben, die nicht irgendeine Spur ihres Daseins in diesen traurigen Akten hinterlassen hätte.“

„Wo ist dieses Provinzarchiv — in Regensburg?“

„Es befindet sich seit alten Zeiten in meiner Vaterstadt, in der alten Hauptstadt der Oberpfalz, Herr Major.“

„Liselore, wir reisen in diese Vaterstadt!“ rief der Alte, und es dröhnte, als hielte er vor der Front seines Bataillons.

Sie nickte fast unmerklich. Jonas aber sagte: „Allerdings dürfte es keine geringe Arbeit sein, diese Berge von Akten — Konvertiten- und Emigrantenverzeichnisse, Ausweisungsbefehle, Bittgesuche, Verkaufsverhandlungen — zu durchforschen. Die Bestände sind zwar lichtvoll geordnet, aber dem Einzelforscher muß es überlassen bleiben, sich durch die zahllosen Namen hindurchzuwinden. Zahllose Namen! Die Machthaber von damals ließen sich's angelegen sein, gründliche Arbeit zu liefern. Kein gelähmter Urgroßvater in einem weltentlegenen Schlößchen, keine Pfründnerin ist ihrem Bekehrungseifer entgangen. Stand ja doch hinter ihnen Tag und Nacht der unerbittliche, eiserne Kurfürst. Und der einzige Wegweiser, den Sie besitzen, ist — wenn wir überhaupt richtig vermuten — nur ein, allerdings ungewöhnlicher, Vorname.“

„Einerlei, ich reise mit Ihnen!“ wiederholte der Major.

„Schauerlich!“ sagte das Mädchen und schüttelte sich.

„Schauerlich, Liselore, wenn wir dorthin reisen?“ fragte der Vater.

„Ich reise ja doch mit dir, wohin du willst,“ sagte sie. „Schauerlich, hab' ich sagen wollen, diese Menschenknechtung!“

„Was wollen Sie?“ meinte Jonas achselzuckend. „Die Herrscher von damals haben im besten Glauben gehandelt. Das kurze Menschenleben hatte für sie nicht die Bedeutung, die wir Spätgeborenen ihm beizulegen geneigt sind. Trotz all ihrem oft höchst irdischen Treiben, trotz Genußsucht, Habsucht und allen Sünden, die von Anfang an auf dem sterblichen Geschlechte lasten, besaßen sie doch eine Sicherheit der Weltanschauung, die der erhabenen Züge nicht entbehrt. Hinter all ihren Handlungen, den guten wie den bösen, hinter all ihrem Hoffen und Fürchten dehnte sich, bald drohend wie das brandende Meer, bald lockend wie eine liebliche Insel, das Jenseits. Mit feinem Herrscherinstinkte fühlten die Verantwortlichen, daß eine wahre Menschengemeinschaft, ein starker Staat ohne diese Einheit der Weltanschauung, des Glaubens, in sich ein überkleistertes Unding ist, und folgerichtig stießen sie den aus ihrer Gemeinschaft, der sich zu einem andern Glauben bekannte. Und, so hart es klingen mag, der Gedanke war richtig. Täuschen wir uns nicht, der Pfahl des zwiespältigen Glaubens steckt heute noch im Deutschen Reich, und eine glänzende Decke verhüllt die eiternde Wunde und die altüberlieferte Ohnmacht. Zwiespältig — ach, was sage ich, dreispältig wäre besser gesprochen! Denn zur evangelischen und katholischen Weltanschauung ist nun auch noch als gleichberechtigte dritte die nihilistische getreten und treibt ihr unaufhaltsames Werk der Zersetzung.“

„So sprechen Sie der Glaubensverfolgung das Wort?“ rief sie lebhaft.

„Ich bin Protestant“, erwiderte er mit Ernst. „Und so entschieden ich die Weltanschauung des Nihilismus ablehne,

so stark ist meine Liebe zu denen, die ohne jede Rücksicht auf äußeres Wohlergehen bereit sind, für ihren Gottesglauben zu leben und, wenn es not tut, zu leiden — trotz weltlicher Gemeinschaft und Staat."

Sie nickte nachdenklich. Dann begann sie, die Reste der Mahlzeit, Eierschalen und Papiere, sorgfältig zu sammeln, packte sie in eine Düte und barg diese im Beutel.

„Herr Eisenhut," rief der Major, der in tiefen Gedanken dagesessen war, „Ihre Vermutung öffnet mir ganz ungeahnte Wege. Und wenn ich nun tatsächlich jenen Georg Titus X fände, einen Kerl, unbeugsam wie eine Eiche, trotzig aller Welt gegenüber, demütig einzig und allein vor dem Ewigen, Unerforschlichen —!"

„Wäre dann zu hoffen, daß wir selbst bessere Protestanten würden —?" sagte seine Tochter mit kühlem Lächeln.

Der Alte schwieg.

Da nickte sie wiederum nachdenklich. Aber dann mahnte sie: „Wollen wir nicht aufbrechen? Die Wirtin hat uns mit unverkennbarem Ernst auf sieben Uhr zum Abendbrot bestellt."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie gingen den Fußweg zum Markte zurück. Der Major voran mit langen Schritten, augenscheinlich ganz von der neuen Hoffnung erfüllt. Im Abstand hinter ihm Jonas und Liselore.

Sie gingen zwischen den reifenden Kornfeldern, und die Sonne, die sich anschickte, in das Waldmeer unterzutauchen, vergoldete die wogenden Flächen. In der Ferne schlug eine Wachtel, eine Lerche jubelte im wolkenlosen Äther.

„Sehen Sie, wie sich nun das Schloß über die Felder hebt? Allerdings nur ein Emporkömmling von gestern. Pfalzgraf Friedrich, ein Bruder des Herzogs Philipp von Neuburg, hat es in den achtziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts mit harter Fronbedrückung seiner Untertanen erbaut. Er besaß drei Ämter — Floß, Parkstein und Weiden — zu

wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. Und wie seine Untertanen ihm und seinem Werke, so mußte er seinen Gläubigern fronen — bis zu seinem frühen Tod!"

„Und sehen Sie nur," rief Liselore, „wie massig das rostbraune Dach auf den grauen Mauern ruht, wie kraftvoll die runden Türme mit den spitzigen Hüten den Bau flankieren! Alles so einfach, so selbstverständlich, so maßvoll. Und wie sich die Sonne in den Fenstern spiegelt, als müßten im nächsten Augenblick die Flammen aus ihnen schlagen —!"

„Und sehen Sie", fuhr er fort, „den Baum dort oben, weit drüben, hier, in gerader Linie über den braunen Dächern des Weilers im Grunde? Wie ein Riese drückt er auf all die kleinen Bäume um ihn her. Das ist der Kalte Baum, für die Oberpfalz dasselbe, was der Birnbaum auf der Walser Heide für Vorderösterreich bedeutet. Schon eine Leuchtenberger Urkunde vom Jahre 1362 nennt ihn das ‚kalte Bäumel'!"

„Es ist wundervoll, wie das Land in jener Richtung ansteigt," sagte sie, „und welch ein Farbenspiel über die goldigen Felder hin, bis empor zum schwarzen Grenzwall der Berge — unsagbar schön!"

„Dort rechts vom Kalten Baume, nur durch ein tiefes Tal von ihm getrennt," belehrte er sie weiter, „und mit dem Kalten Baume durch manche Sage verbunden, sehen Sie die zackige Ruine auf der hohen Bergkuppe, und dicht unter ihr, gleich einem Mauerkranz um die Kuppe gelegt, den Markt. Das ist der Leuchtenberg, das Stammhaus der mächtigen Landgrafen, die im Jahre 1646 ausgestorben sind. Natürlich wähnt das Volk, der Name bedeute den leuchtenden Berg. Aber diese Vermutung ist falsch, wie jede Worterklärung, die sich das Volk zurechtmacht, grundfalsch. Es ist übrigens eine umfangreiche Literatur über den Ort und das Geschlecht vorhanden. Wenn Sie wünschen, kann ich Ihnen die Titel notieren."

„Ich halte es in diesem Falle mit dem Volke", erklärte sie

sehr bestimmt. „Das ist ja in der Tat ein Leuchten weithinaus ins Land, wie von der ‚Stadt, die auf dem Berge steht'. Und wenn Sie mir die ganze Geschichte jenes Geschlechtes erzählen wollten — bitte, tun Sie's lieber nicht! —, von allem behielte ich doch nur dies wunderbare, dies unvergeßliche Leuchten der alten Ruine."

„Sie legen den Nachdruck auf den Naturgenuß?" sagte er, ein wenig betroffen über ihre Ablehnung.

„Immer und überall!" rief sie. „Sehen Sie, im vergangenen Jahre war ich mit meinem Vater in Oberbayern. Wir wohnten in einer einsamen Herberge auf einem Hügel zwischen der Loisach und dem Würmsee. Oft, oft saßen wir des Nachmittags, wenn die Sonne hinter dem Hause stand, auf der großen Veranda im Angesichte der fast endlosen Kette der Berge. Und während sich mein Auge nicht ersättigen konnte an all der farbenjubelnden Schönheit der duftigen Wälder, Halden, Spitzen, Kuppen, Grate, Schrunsen, Klüfte, an den schimmernden Dörfern und blinkenden Höfen hinter den braunen Moorflächen zu unsern Füßen, saß mein guter Vater neben mir, hatte Generalstabskarten aufgelegt und ließ nicht ab, nicht ab, bis er mit seinen Karten die Daseinsberechtigung des letzten Gipfels bewiesen und jeden Namen herausgebracht hatte. Ich begreife ja, wenn ein Feldherr die Gegend mit solchen Augen betrachtet. Aber meinem Vater war doch keineswegs die Aufgabe gestellt, ein Heer auf dem kürzesten Wege nach Tirol zu werfen. Und sehen Sie, so meine ich, daß die Wissenschaft nicht auf Natur- und Kunstgenuß drücken darf. Aus derselben Empfindung heraus liebe ich auch die Sage mehr als die Geschichte. Denn die Sage schmiegt sich so natürlich in die Landschaft ein — die Geschichte hat fast immer eine gewaltsame Note."

„Dann hätte ich Ihnen vermutlich die Sage von der schönen Grafentochter und dem armen Hirtenknaben mit besserem Glücke erzählt!" rief er lachend.

„O gewiß! Denn Sie sollen es nur wissen, ich kann mich gar nicht satt hören an Sagen und Märchen. Wie aber lautet denn diese Sage?"

„Ich habe nur eine dunkle Erinnerung, gnädiges Fräulein. Es ist eine Sage wie viele andere. Auf dem Leuchtenberg haust ein strenger Graf. Natürlich über die Maßen hochmütig. Das Gegenstück ist seine Tochter. Ein Ausbund von Schönheit. Den Grafen ruft sein Handwerk ins gelobte Land. Die Tochter bleibt selbstverständlich zurück und wird ebenso selbstverständlich von tödlicher Langeweile gepeinigt. Aber die Rettung ist nahe. Über dem Tale drüben liegt unter dem Kalten Baum ein faulenzender Hirte. Ein Reh gibt sich zum Liebesboten her. Eine weiße Schlange spielt auch eine wenig ehrenhafte Rolle. Den Rest können Sie sich selbst zusammenreimen, nicht minder das Vergnügen des heimkehrenden Grafen."

Sie lachte hellauf: „Schönsten Dank für die Sage im Telegrammstil. Aber können Sie sich nun vorstellen, daß mich trotz allem diese Sage zunächst nicht mehr loslassen wird, daß ich gar nicht mehr zum Leuchtenberg und zum Kalten Baum hinübersehen kann, ohne an sie zu denken, daß ich an ihr weiterspinnen werde, bis das Gewebe fertig vor meinen Augen liegt? Und daran sind Sie schuld."

„Dann sind Sie eben eine Dichterin", bemerkte er einfach.

„Das habe ich noch niemals gewähnt", rief sie wieder mit Lachen.

„Es gibt auch unbewußte Dichter", sagte er leichthin.

„Wenn es das gibt, dann kenne ich eine solche unbewußte Dichterin," meinte sie nun ganz nachdenklich. „Allerdings keine Dichterin, die Verse macht. Aber erzählen kann sie — ich denke mir oft, so haben die Märchenerzähler des Morgenlandes ihre Geschichten gesponnen am Lagerfeuer im Wüstensande, und so haben die Fahrenden geraunt im Schloßhof und auf der Bank unter der Dorflinde."

„Sie machen mich neugierig."

„Es ist eine Magd, die in unserm Hause dient, solange ich lebe. Und denken Sie nur, sie stammt aus der Oberpfalz, trägt heute noch ihr schwarzes Kopftuch und ist, wie gesagt, voll von Geschichten aus ihrer Heimat, die sie wunderbar naturwüchsig wiederzugeben versteht. Daher kommt es auch, daß mir die Oberpfalz eigentlich gar nicht wesensfremd ist. Allerdings, von ihrer Geschichte habe ich keine Ahnung — ich sehe das Land und seine Menschen nur immer im Dämmerlichte der Sage. Mit Sagen bin ich aufgefüttert worden — sogar Ihre Leuchtenberger Sage klingt an ähnliche an, die mir wohlbekannt sind von Kind auf. Und daher kommt es wohl auch, daß ich die Sage mehr liebe als die Geschichte."

„Schade, schade!" rief er bedauernd. „Aber", fuhr er eifrig fort, „Sie sind doch gewiß auch, wie Ihr Herr Vater, für familiengeschichtliche Forschung begeistert —?"

„Ich?" Sie blieb stehen. „Nicht so viel habe ich dafür übrig!" Sie schnippte mit den Fingern. „Aber mein guter Vater freut sich daran, und so soll es mir immer auch lieb sein."

„Und was haben Sie denn eigentlich dagegen?"

„Ich behaupte, daß hier die Geschichte, oder besser gesagt, die sogenannte Geschichte nicht nur auf die Gegenwart drückt, sondern diese unter Umständen sogar totschlägt," sagte sie traurig. „Mag ja sein, ich habe zu viel von dieser Kost genossen, und das ist mir übel bekommen. Als zwölfjähriges Mädel habe ich all die Jörge und Hänse und Fritze unseres erlauchten Stammbaumes auswendig gelernt und meinem Vater zu einer Überraschung an seinem Geburtstage aufgesagt. Es ist nicht der wertvollste geistige Besitz, den ich seitdem mit mir herumtrage. Und urteilen Sie selbst: Was nützt es mir, zu wissen, daß der Urgroßvater meines Urgroßvaters als Wachtmeister unter dem Großen Kurfürsten bei Fehrbellin gefallen

ist, daß mein Urgroßvater ein Rittergut erheiratet hatte, von dem uns heute kein Zaunpfahl mehr gehört, oder daß ihm — Gipfel der Familiengeschichte — einst Friedrich der Große den Krückstock unter die Nase gehalten und gesagt hat — wir wissen's wortwörtlich, wie einen Spruch aus der Bibel: Mach Er so weiter, ich bin zufrieden mit Ihm. ‚Er' war nämlich auch Landrat. Aber ‚Er' hat offenbar doch nicht so weitergemacht, denn sonst hätten wir das Rittergut noch."

Jonas lachte. „Das sind doch immerhin ganz hübsche Familienerinnerungen, gnädiges Fräulein."

„Erinnerungen, vielleicht nur zur Hälfte wahr und im ganzen keinen Schuß Pulver wert. Müssen wir denn immer mit solchen Erinnerungen, mit der ganzen Schleppe unserer Vorfahren einherwallen, ängstlich besorgt, daß uns niemand darauf tritt? Sie lachen? Ich meine jetzt natürlich nicht eine so ärmliche Väterreihe wie die unsrige, nein, sondern einen langmächtigen Kometenschweif, der mit Udalricus X. miles in einem Kloster-Walkenrieder Pergamentbrief melodisch ausklingt. Solche Schweifträger gibt's, und je windiger der Kern, desto länger der Schweif. Und da kommt man dann eines Vormittags zu Leuten, mit denen man von Kind auf gut bekannt, gleich zu gleich herzlich befreundet ist. Ahnungslos greift man nach einem dicken, wappengeschmückten Quartanten auf dem Salontische. ‚Unsere Familiengeschichte', heißt es dann beiläufig; ‚— — erst vor ein paar Tagen aus der Presse gekommen.' Andächtig beginnt man zu blättern und liest: Geboren, vermählt, geschieden, wiedervermählt, gestorben, erstochen, erschossen, erschlagen, begraben. Hat ererbt, vererbt, gekauft, erheiratet, verkauft, gewonnen, verloren. Und derweil sitzen Mutter und Töchter um uns herum und beobachten verstohlen die Wirkung all der erschütternden Tatsachen auf unser Gemüt. Und sieht man zu, so hat jedes von ihnen den Kometenschweif seiner Vorfahren über die Stuhllehne

gelegt, und sieht man noch näher zu, so reicht dieser zurück bis ins Kloster Walkenried auf Udalricus X. miles."

„Sie urteilen vielleicht doch zu bitter, gnädiges Fräulein," lachte er.

„Wenn dann nur auch wirklich Familiengeschichte in solchen Büchern zu lesen wäre!" fuhr sie fort. „Aber bewahre! Ist einer von ihnen gehenkt worden, das lassen sie beileibe nicht drucken. Höchstens wenn einer von ihren Vorfahren verschwendet hat, das kreiden sie an. Denn diese Todsünde verzeihen die Enkel dem Ahnen gar nie. Und sehen Sie, deshalb hasse ich alle die glanzgebügelten Familiengeschichten."

„Kennen Sie die Narrenburg von Adalbert Stifter?" fragte er.

„Gewiß."

„Wenn ich Sie recht verstehe, dann wäre in diesem Roman Ihr Ideal einer Familiengeschichte gezeichnet?"

„Ums Himmelswillen!" rief sie mit komischem Entsetzen. „Dort war doch, wenn ich mich recht entsinne, durch Jahrhunderte hindurch ein jeder verpflichtet, bis zu seinem Tode an seinen Memoiren zu schreiben und alles so getreulich darzustellen, als müßte er einen leiblichen Eid darauf ablegen?"

Er nickte. „Und jeder Nachkomme war bei schwerem Vermögensverluste gebunden, alles zu lesen, was seine Vorfahren geschrieben hatten, und dann sogleich mit seiner eigenen Lebensbeschreibung zu beginnen."

„Eine wundervolle Satire auf alle Geschichtsforschung", sagte Liselore. „Eine Narrenburg, wie schon der Name besagt."

„Ich weiß nicht, ob Stifter eine Satire schreiben wollte," entgegnete Jonas. „Aber Scherz beiseite, Familienbewußtsein wurzelt eben doch in der Familiengeschichte, ist ohne solche nicht möglich, und wenn diese auch nur auf den Großvater zurückreichte. Und wer sich seiner Familie bewußt ist, wer

seine Art als einen Besitz, ererbt von den Vätern, anzusehen gewohnt ist, der wird auch vor allem auf die Erhaltung seiner Rasse bedacht sein — was in unserer Zeit besonders nottut."

„Wäre darin vollkommen mit Ihnen einverstanden", rief sie heftig. „Aber steht es denn bei allen, die Familienbewußtsein vorgeben, in Wirklichkeit so? Dieselben, die zum Beispiel einer mit Glücksgütern nicht besonders gesegneten Bürgerlichen gegenüber ihr Familienbewußtsein in allen Farben des Regenbogens spielen lassen und unter Berufung auf vergilbte Familiengesetze kaltblütig ein Liebesglück zerstören, — dieselben sind imstande, sich in den Staub zu verneigen vor den Millionen eines Börsenjobbers und drücken zwei Augen zu, wenn etwa ein Nachgeborener so ein zweifelhaftes Reis auf seinen ehrwürdigen Stamm pfropft, — — bringt es doch brav goldene Äpfel herein!"

„In diesem Falle ist eben, scheint mir, tatsächlich ein Familiengesetz an dem bedauerlichen Unglück Schuld gewesen," sagte er lachend.

„In diesem Falle?" Sie hatte sich auf die Lippe gebissen. Und hastig fügte sie hinzu: „Ich habe ja doch nur beispielsweise gesprochen. Im übrigen, müssen Sie wissen, das Thema Familiengeschichte macht mir immer ganz heiß."

„Um Vergebung, dann hätte ich es nicht anschneiden dürfen, gnädiges Fräulein."

„Haben Sie das? Ach, dafür können doch Sie nichts. Der Gesprächstoff liegt in der Luft, wenn man mit Major Titus zusammentrifft," sagte sie wieder ganz leichthin.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wie heißt der Herr mit dem Schimmeltier?" fragte der Assessor den Rechtsanwalt aus Weiden, der sich soeben zur Abreise rüstete.

„Das ist der Eisenhut vulgo Penelope genannt. Ich hab' ihn gleich kennt. Ich hab' ihn nur auf'zogen mit seiner

Sprach. In seiner Vaterstadt kriegt nämlich jeder, der ein bissel was ist, beizeiten seinen Spitznamen. Und der Eisenhut heißt also Penelope. No, Sie sind ja auch auf dem Gymnasi gesessen. Da haben S' gewiß von dem griechischen Weibsbild gehört, das in der Nacht immer wieder seine ganze Weberei aufgetrennt hat. Und sehen S', akrat so macht's der Eisenhut auch, sagt man ihm nach. Seit zwölf Jahren oder mehr schreibt er an einer grausam gelehrten Doktorarbeit und wird halt nie nit fertig damit. Und deswegen haben s' ihm den Namen Penelope auf'bracht, die bösen Leut! No, jeder soll leben, wie's ihn freut. Nötig hätt' er's aber nit, daß er so schafft. Denn sein Vater, sein Großvater und schon sein Urgroßvater, wenn mir recht ist, haben doch die große Lederhandlung Eisenhut gehabt."

„Lederhandlung Eisenhut — Eisenhandlung Lederhut?" witzelte der Assessor.

„Auf'geben hat das Geschäft schon der Vater Eisenhut", schloß der Anwalt. „Und das viele Geld stammt daher. Und was der Jonas Eisenhut selber ist, so schreibt er sich einen Privatgelehrten oder so ähnlich. Mir kann's recht sein. — Aber jetzt leben S' recht wohl bis zum nächsten Termin."

3. Trausnitz im Tal

Vor dem Wirtshause in Trausnitz stand ein Landauer, und im Stall erfreuten sich zwei Braune und ein Schimmel am reichlich vorgeschütteten Hafer. Der Major und seine Tochter waren herausgefahren; Jonas hatte ihnen hoch zu Roß das Geleite gegeben.

Zwischen breiten, schräg ansteigenden Felsenufern rinnt das klare, braune Wasser der Pfreimd. Es rauscht über ein Wehr, und klappernd geht nahe dabei das Werk einer Mühle. Am rechten Ufer, in mäßiger Höhe, steht finster, als wäre es von selbst aus den unsäglich traurigen Felsen gewachsen, ein altes, hohes Haus, und hart neben ihm ragt ein noch viel älterer Turm. Der Turm trägt ein stumpfes, dunkelgrünes Dach, das Haus ist mit rostbraunen Ziegeln gedeckt. Kleine Fenster glotzen in zwei Reihen hoch oben aus den Mauern des Schlosses, noch kleinere Gucklöcher sind in den Turm gebrochen, ganz nahe unter dem Dach. Es ist alles eingerichtet und berechnet auf den Angriff eines furchtbaren Feindes.

Hütten, mit Stroh und Schindeln gedeckt, stehen, halb unter Obstbäumen verborgen, auf dem felsigen Boden neben und hinter dem Schloß.

Das Wasser rauscht, die Mühle klappert, und eine alte Frau kommt, gebückt am Stabe, den Fußweg zwischen den Felsen herunter.

Anderswo ist die Geschichte unter dem grünen Wasen begraben, und auf dem Wasen spielen die Kinder. Hierzulande, in der ungeheuern Öde des weltentlegenen Winkels, ist sie hingebreitet über nackte Felsenhänge, und die Sage schleicht unter Mittags im Sonnenbrande zwischen glühheißen Steinen.

Diese Natur hat ihresgleichen nirgend mehr in deutschen Landen; aber vielleicht starren im Albanergebirge die Dörfer aus ähnlicher Öde, und auch Homer hat seine Kyklopen zwischen solchen Felsen geschaut.

Es ist unvergeßlich schön, einmal im Leben hineinzublicken in diese Weltverlassenheit, wenn der blaue Himmel über den schwarzen Wäldern ausgespannt ist und die Natter träge hinkriecht über die sonnigen Steine. Und auch in den Hütten dort oben wohnen gewißlich Menschen, die fest eingewurzelt sind in den Ritzen des felsigen Bodens. Aber der Fremdling, der unter Zwang in diesen Erdenwinkel versetzt wird, muß ohne Gnade todkrank werden an Heimweh.

Sollte ein großer Künstler das Tal der Schwermut malen — er müßte seine Staffelei dorthin stellen, wo die Pfreimd über das Wehr rauscht und hoch darüber auf den braunen Felsen der Turm als ein steinerner Zwingherr auf Wacht steht und das unheimliche Schloß thront, plump und schwer wie das unverrückbare Schicksal.

Ohne Zweifel ist in diesem Tale schon manche Träne ungestillter Sehnsucht geflossen seit den Tagen, wo Kaiser Karls des Großen eiserner Wille das Häuflein Sachsen von seinen Göttern und von seinen Fluren losgerissen, wie Herdentiere über Berg und Tal getrieben und an das Ende der bewohnten Welt, zwischen diese Felsen, verpflanzt hat.

Und die Tränen der sächsischen Weiber fielen auf den heißen Stein und verdampften, während das Glöcklein an der Holzkirche wimmerte und ankämpfte gegen die Mächte eines uralten Glaubens.

Ein harter Kampf. Denn der Einäugige selbst war mit den Seinen in dieses Elend gekommen, und seine Getreuen kannten gar wohl das flammende Auge unter dem Schlapphut des Riesen, wenn er nächtlicherweile durch die Dorfgasse schritt; und sie wußten, daß er es war, der im

Sturme mit seinem Gefolge hoch über die starrenden Felsen dahinbrauste und eifrig darüber wachte, daß sie seiner niemals vergäßen. — —

Jonas und seine Freunde standen am rauschenden Wehr und blickten wortlos auf die braunen Klippen und auf das finstere Schloß.

Dann gingen sie langsam zwischen den Klippen empor, und der alte Herr sagte mit einem tiefen Seufzer: „Hoffentlich sind nun meine Vorfahren nicht in diesem Jammertale zu Hause gewesen!"

„Warum?" fragte Liselore.

„Weil ich es für keine besondere Heldentat hielte, einer solchen Heimat den Rücken zu kehren."

„Ach was!" rief Liselore. „Mir ist, als könnte ich mich gerade mit diesem Fleck Erde besonders innig befreunden."

„Launen!" brummte der alte Herr.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Dorfe der Schwermut, einst Sachsenkirchen genannt, solange der alte Name noch nicht vom Namen des Turmes verschlungen war, begingen sie heute das Jahresfest der Feuerwehr. Und sie feierten es nach Art der Oberpfälzer: maßvoll, hingebend und still.

Die Fahne war in der Kirche geweiht worden. Ein Mann in schwarzem Rock, mit ruppigem Zylinderhut und weißblauer Schärpe trug sie tiefernst im Sonnenschein einher. Zwei andere, auch mit hohen Hüten und Schärpen geschmückt, geleiteten ihn zur Rechten und Linken. In langem Zuge folgten die andern, und das Ganze war anzusehen wie ein Leichenbegängnis.

Die Fremden standen abseits und betrachteten sich das armselige Gepränge.

„Sehen Sie die hohen, hageren Gestalten mit den scharfgeschnittenen Köpfen und blonden Haaren?" fragte Jonas

das Fräulein. „Das ist unverfälschtes germanisches Blut. Das sind vielleicht noch Nachkommen der Sachsen! Und dazwischen drinnen die Kleinen, Schwarzen mit den vorstehenden Backenknochen, die sind von dorther gekommen" — er wies über die Wälder nach Osten hin; „das ist slavische Rasse, so gewiß als die andern Germanen sind."

„Ich sehe aber noch etwas", flüsterte sie mit verhaltenem Entzücken. „Dort, der Mittelgroße im sechsten Glied, er hat soeben den Hut abgenommen, der mit den aufgeworfenen Lippen, der Knopfnase und der fliehenden, niedrigen Stirn — der könnte wahrhaftig vom Kongo zu diesem Feste gereist sein — — er und seine Verwandten im Zuge."

„Was wollen Sie?" sagte er nachdenklich. „Da haben Sie eine lebendige Musterkarte dessen, was unter dem Sammelnamen Oberpfälzer sich seines Lebens erfreut. Schicht ruht hier auf Schicht. Angeschwemmt im Laufe der Jahrtausende und mit Blut aufeinander gekittet. Und nun beobachten Sie weiter: In Niederbayern, in Oberbayern begänne nach der kirchlichen Feier das eigentliche Fest im Wirtshaus mit Schreien und Stampfen und Jauchzen. Hierzulande aber macht sich ein Teil der Andächtigen sogleich auf den Heimweg. Sehen Sie, dort und dort, ganze Trüpplein. Da haben Sie den nüchternen, sparsamen Oberpfälzer wie er leibt, wie er lebt. — Je nun, die Erde ist's, die den Menschen erzieht."

„Oho!" rief der Major. „Der Mensch erzieht aber auch die Erde, sollte ich meinen. Nur nennt man das anders."

„Gewiß," entgegnete Jonas, „aber in den Grenzen, die ihm von der Natur selbst gesteckt sind." —

Ein Mann im schwarzen Priesterkleide kam über die Straße und lüpfte den Hut. „Grüß Good, meine Herrschaften." Er dehnte das O und sprach das T so weich als möglich aus. Und dabei leuchteten seine hellblauen Augen

so gütig unter den weißen Brauen, und der feine Mund lachte so herzlich in dem rundlichen Gesichte, daß man sogleich das Gefühl hatte, er könnte ja den Namen seines höchsten Herrn gar nicht hart aus dem Mund bringen.

„Herr Pfarrer Schütz?" fragte Jonas und ging dem Alten entgegen.

Der blieb verdutzt stehen und rief lachend: „Jawohl, so heiß ich. Aber woher wissen denn Sie das! — Wissen ja nit einmal alle meine Pfarrkinder, wie ich heiß'? — Das wissen s' nämlich meistenteils nit, meine Herrschaften, wie der Pfarrer heißt und der Lehrer."

„Dazu gehört kein großer Scharfsinn, Herr Pfarrer," lachte Eisenhut. „Wenn in Trausnitz ein geistlicher Herr aus der Kirche kommt, so wird er halt der Herr Pfarrer Johann Baptist Schütz sein, der die Chronik von Trausnitz im Tal geschrieben hat."

„No, nachher wissen S' doch auch schon, mit was für einem Beedelmann Sie's zu tun haben, Herr —?" Er dehnte das E und sprach das T mit unsäglicher Weichheit.

„Eisenhut. Und hier, ich erlaube mir, Herr Major Titus und Fräulein Tochter."

„No, freut mich, freut mich, Herr Major. Und wenn's Ihnen der Herr da noch nit verraten hat, so will ich's Ihnen sagen. Ich hab nämlich die neue Kirch da droben gebaut — ganz ohne Geld — so, wie's dasteht."

„Ohne Geld? Da können Sie mehr als Brot essen!" rief der Major lebhaft.

Der Pfarrer sah einen Augenblick etwas bedenklich drein. Dann aber sagte er gutmütig: „O ja, Recht haben S', Herr Major, betten kann ich, betten, daß sich der Tisch biegt."

Er sprach das E kurz und das T verdoppelt aus. „Wissen S', es heißt ja freilich im Evangelium, wer einen Turm baut, der überschlägt zuvor die Kosten. Aber ich hab' so ge-

sagt: Lieber Herrgott, ich fang's halt an, bauen mußt Du's. Und 'baut hat Er's." Nach einer kleinen Pause lächelte er schelmisch über das ganze Gesicht: „'baut hat Er's freilich, aber die Einrichtung hat er zuletzt doch mir überlassen. Und da fehlt's noch weit. So bin ich halt vom Betten zum Beedeln 'kommen und hab auch die Beedelchronik von Trausnitz geschrieben." Er dehnte das E und sprach das T mit unwiderstehlicher Weichheit. „So, jetzt wissen Sie's. Und darf ich Ihnen jetzt etwa vielleicht gar das Schloß zeigen?"

„Ei, das wäre ja sehr dankenswert!" rief Liselore.

„Nix zu danken, schönes Fräulein Major. Umsonst tu ich's nämlich auch nit. Ich halt nachher schon den Hut hin für meine Kirch — darauf können S' Ihnen verlassen."

Sie lachten, und er holte den Schlüssel.

Dann gingen sie selbviert über die Holzbrücke, und der Major bewunderte mit lauter Stimme die prachtvollen Eisenbeschläge an den schweren Torflügeln. „Das ist eine gute Vorrede", rief er und strich über das Türschloß.

„Hm" sagte der geistliche Herr und machte ein bedenkliches Gesicht. „Recht viel werden S' da drinnen aber nimmer zu lesen kriegen; denn es ist wüste und leer, wie am Anfang der Schöpfung."

„Wenn nicht der Chronist seinen Zauberstab schwingt", warf Jonas ein.

„Na also," schmunzelte der Priester, „fangen wir an."

Sie traten in den Hof, der als ein tiefer Schacht zwischen die gewaltigen Mauern des Steinhauses und des Turmes eingebaut war, eng, düster und kalt wie ein Gefängnis, nur von einem kleinen Stück blauen Himmels erhellt. Hoch oben aber lief aus dem Schlosse eine hölzerne Brücke zum Turme hinüber.

„Sehen S', Fräulein Major, über so eine Brücke hat man ihn damals in seinen Kerker geführt — dieselbe ist's ja heut

nimmer; aber einen andern Eingang hat halt der alte Kamerad nie nit gehabt, als den einen dort oben."

„Wen hat man da hinübergeführt?" fragte Liselore zerstreut.

„No, das werden S' aber doch wissen!" sagte der geistliche Herr vorwurfsvoll. „Wenn ich sag Er, dann ist's halt Friedrich der Schöne. Wer denn sonst hier in Trausnitz?"

„Ach so, davon habe ich freilich gehört," entschuldigte sie sich.

„No also!"

Sie blickten in dunkle Gewölbe, sie gingen über ächzende Treppen empor, sie traten in die gähnende Leere des riesigen Bankettsaales, sie stellten sich in tiefe Fensternischen und sahen hinunter ins Tal auf den braunen, glitzernden Fluß. Sie schritten über die hölzerne Brücke, schlüpften in das Pförtchen des Turmes und klommen die schmalen Stiegen empor, die ins Innere einer unglaublich dicken Mauer eingebaut sind. Und endlich standen sie hoch oben in einem kleinen Gemache, das durch drei Fenster sein Licht erhielt. Auch dieses war öde und leer. Nur in den vier Ecken staken eiserne, in die Mauer eingelassene Ringe, und von einem dieser Ringe hingen die Reste einer schweren Kette herab.

Liselore war in ein Fenster getreten und blickte schweigend hinaus über die Wälder; Eisenhut stand vor dem Kettenstück und wog es mit der Hand; der Major hatte sich an den Kamin gelehnt.

„Da hat er getrauert, länger als zwei ganze Jahr," begann der Pfarrer, „und an der Kette dort — gelt, die hat ein Gewicht, Herr Eisenhut? — ist er angehängt gewesen. Ist aber nur noch ein Trumm von der ganzen."

„Und wie oft wird die Kette erneuert?" fragte der Major vom Kamine her.

„Erneuert?" Der Pfarrer machte ein empörtes Gesicht. „Sie glauben etwa vielleicht wie der Tintenklex auf der Wartburg? Da sind S' aber auf dem Holzweg!"

„Es war nicht so böse gemeint", entschuldigte sich der Major.

„Nehm's Ihnen auch gar nit in übel," sagte der Pfarrer; „denn Sie können's nit wissen. Aber das mit der Kette ist wahr. Und sehen S' deswegen: Die Kette ist vorzeiten ein heiliges Schatzstück der Kirche gewesen. Denn dort hat sie der König Friedrich anno dazumal als Opfer für die heilige Muttergottes neben den Versöhnungsaltar an die Mauer hängen und anschmieden lassen. Und da ist sie auch gehängt fünfhundert Jahr und mehr, bis anno 1839 der höchstselige König Ludwig — ich weiß auch nit warum? — den Schatz aus der Kirche genommen und hierher gehängt hat. Mit der Kette ist's richtig, Herr Major, dafür steh ich ein. Und eigentlich gehört sie also von Rechts wegen gar nit hierher, sondern in die Kirch, neben den Altar!"

„Ich glaub's ja", sagte der Major kleinlaut und höflich.

Der Pfarrer aber fuhr fort in seiner Erzählung, und es war den andern, als hörten sie das Krachen der Speere, das Hämmern der Schwerter, das Dröhnen der Kolben in der Königsschlacht zwischen Mühldorf und Ampfing — zehn Stunden lang. Sie sahen die Bayern wanken und den König Ludwig verzagen, und sie sahen den Hohenzollern aus dem Hinterhalt brechen und König Friedrich in seiner goldenen Rüstung zu Boden stürzen im Knäuel seiner letzten Getreuen. Sie vernahmen König Ludwigs höhnende Stimme im Lager: ‚Freut mich, lieber Vetter, Euch hier zu sehen!' Sie jagten dahin mit dem Reiterhaufen, der den Besiegten in den Herbst hinein schleppte, dem verborgenen Schlupfwinkel entgegen. Die dunkelblaue Mauer der Waldberge rückte näher und näher. Die Donau brach sich rauschend an den steinernen Brückenpfeilern hinter Regensburg, und weiter ging das Reiten von Burg zu Burg. Das helle Naabtal versank in duftiger Ferne, wilder und wilder wurde das Land. Zwischen niedern, schwarzgrauen Felsen zog sich der steinige Saumpfad nach Osten. Das Tal öffnete sich; der braune Fluß glitzerte im Lichte

der scheidenden Sonne; das plumpe Schloß auf dem nackten Felsen schob sich ins düstere Bild. Die Reiter sprangen von den Rossen, die schweren Torflügel wichen, und der Vogt beugte das Knie vor seinem König und Herrn. ‚Hier sucht Euch niemand von Euern Freunden, Herr Vetter; tretet ein, daß Euch der Willkomm kredenzt werde!‘ höhnte der Sieger. Und König Friedrich stieg wortlos die Treppe empor und schritt über das Brücklein — hoch über dem finstern Hofraum hinüber zum Turm.

Lebendig, als wäre er selber dabei gewesen, erzählte der Pfarrer, und sie hörten die Herbststürme um den Turm brausen, sie ahnten, wie die Blätter fielen von der Linde im Dorfe, sie fühlten, wie sich der Schnee auf die schwarzen Wälder legte und die harten Felsen bedeckte. Sie sahen König Friedrich auf der Bank in der Ecke sitzen, und neben ihm kauerte die Schwermut. Und der König stand auf und ging über das Ziegelpflaster, und hinter ihm her schleifte wie eine Schlange die Kette. Er trat in ein Fenster, starrte hinaus in die flimmernde Winterpracht und sann und sann, ob hinter diesen Waldbergen im Osten wohl auch noch Menschen wohnten oder nur Wölfe? Und sann und sann, müde und ratlos, und wußte nicht, wo er war. Seine Augen schmerzten ihn, daß sie überliefen. Da schleppte er sich zurück und setzte sich wieder neben die Schwermut. Die Tage kamen und sanken in die Nächte und kamen wieder empor in endloser Reihe. Der Schnee schmolz, die Erde breitete sich grün aus, und die Felsen waren schwarzbraun wie vordem. Vögel flogen auf die Fenstersimse und sangen herzbewegend in den offenen Kerker herein. König Friedrich, den sie den Schönen genannt hatten in den Tagen des Glückes, saß an seine Kette geschmiedet, und Bart und Haupthaar hingen wirr und ungeschoren um sein bleiches Gesicht. Die Sonne stieg höher und höher und brannte auf

Schloß und Gestein. Da zog eine Gewitternacht herauf, so fürchterlich, daß die Wälder im Feuer der Blitze schwammen und der Turm erzitterte auf der bebenden Erde. Und die Wetterglocke des Kirchleins bellte klagend durch den Graus. Um die Mitternacht aber fuhr ein greulicher Windstoß gegen den Turm, ein Fensterladen sprang auf, eines Mannes Antlitz mit feurigem Barte tauchte empor, unter dem triefenden Schlapphut flammte ein mächtiges Auge, und eine befehlende Stimme sagte: ‚König Friedrich, es soll nun genug sein. Ich will dir helfen, wie ich deinen Ahnen oftmals geholfen habe. Auf — komm du mit mir!‘ Und als er das gesagt hatte, sprang König Friedrichs Kette von seinem Gelenk, also daß er frei von seinem Lager zu steigen vermochte. Aber seine Haare sträubten sich, mit bebender Hand schlug er das Kreuz und rief: ‚Hebe dich weg!‘ Da erlosch das Feuerauge, und das flammende Antlitz versank in der Nacht. Der Regen fiel wie ein Wasserfall auf den Turm, Blitz flammte in Blitz, Schlag dröhnte in Schlag. König Friedrich aber kniete auf den Steinen und betete. König Friedrich hatte der Versuchung getrotzt.

„Da hat er übel gehandelt!“ rief die klare Stimme Liselores vom Fenster herüber. „Ich wäre getrost mit dem Einäugigen in die Tiefe und in die Freiheit gefahren!“

Der Pfarrer wandte sich und sah sie prüfend an. Dann sprach er kopfschüttelnd: „Er hat wohl gehandelt; denn er wußte eine bessere Helferin als den einäugigen Unhold. Und die half ihm auch und führte ihn endlich mit großen Ehren aus dem Gefängnis, als das Maß seiner Leiden voll und die Zeit um war. Aber das wissen ja die Herrschaften ohnehin schon.“

Sie gingen zurück über das hohlklingende Brücklein, das über dem düstern Burghof ins Schloß führte, sie tasteten sich die engen Treppen hinab und traten wieder vors Tor.

Da kam Liselore auf den Pfarrer zu, streckte ihm die

Rechte entgegen und sagte mit leuchtenden Augen: „Tausend Dank! Die halbe Stunde werde ich niemals vergessen."

Er berührte ihre Hand mit den Fingerspitzen und sah ihr prüfend in die dunkeln Augen. Dann lächelte er ganz freundlich und sagte leise: „Sie gehören halt auch zu denen, meine Tochter, die sich böser geben, als sie sind. Sie wären doch nicht mit dem Unhold gefahren!"

„Wer weiß —?" sagte sie und warf den Kopf zurück.

„Nun aber Ihre Kirche, Herr Pfarrer!" rief der Major und schwang seine Börse. „Wo ist der Opferstock?"

Lächelnd zog der Pfarrer seinen Hut und hielt ihn hin.

Jonas war zurückgetreten, als wolle er sich vom Opfer drücken, und als sich die andern verabschiedeten, grüßte auch er hinüber. Dann aber ging er dem alten Herrn mit langen Schritten nach, griff nach seiner Hand und steckte etwas hinein.

Der Pfarrer blieb stehen, entfaltete die Banknote und rief erschrocken: „Viel zu viel!"

„Es ist schon recht so, Hochwürden, lassen Sie's gut sein!"

„Ei, dann sag ich halt vergelt's Gott tausendmal. Und ich werd Ihrer schon gedenken beim heiligen Meßopfer."

„Da muß ich Ihnen nur gestehen, ich bin Protestant," sagte Eisenhut ernsthaft. „Aber mich freut's, wenn Sie's tun."

„Ewig schad!" fuhr es dem Pfarrer heraus. Doch sogleich schlug er sich auf den Mund, daß es klatschte, und sagte: „Nix für ungut. Und trotzdem haben Sie mir soviel 'geben, Herr Eisenhut? Schauen S', soviel hab ich nit einmal vom Kaiser von Österreich 'kriegt, und hab ihn doch so schön an'beedelt g'habt."

„Was hat Ihnen denn der gegeben?" fragte Jonas.

„Gar nix!" lachte der Pfarrer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Meiner Treu!" sagte der Major, als er neben seiner Tochter über den sonnigen Hofraum zum Wirtshaus ging.

„Das ist ja ein ganz prächtiger Mensch, der Pfarrer mit seiner alten Kuhkette und seiner neuen Kirche, die er wie ein Spielzeug aus einem Bausteinkasten in all die graue Vergangenheit hereingesetzt hat. Ich gestehe dir, wenn ich einmal etwas Besonderes zu beichten hätte, dann ginge ich zu dem und zu keinem andern."

Liselore schritt schweigend, mit gesenktem Haupte dem Hause zu. „Ich habe Hunger", sagte sie nach einer Weile. „Es trifft sich gut, daß wir an diesem Festtage gekommen sind. Eisenhut behauptet, es gibt Bratwürste und Kraut."

„Ich möchte mich nach Tisch etwas lang legen", bemerkte der Major. „Ich bin müde geworden."

Liselore warf einen zweifelnden Blick auf die erblindeten Fenster des verwahrlosten Hauses. „Ich will mich mit der Wirtin beraten. Im übrigen hast du ja auch die Reisedecke, und irgendein Bett wird sich hoffentlich finden. Ich verschwinde derweilen lautlos und suche mir ein Plätzchen zum Zeichnen."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war schon tief im Nachmittage, und Schloß und Turm warfen einen langmächtigen Schatten über das Dorf. Im Gärtchen saßen die beiden Herren, rauchten und tranken Bier — schreckliches oberpfälzisches Rauchbier.

Der Major zog die Uhr. „Donnerwetter, schon Viertel nach fünf! Wo nur das Mädel steckt? Es wird Zeit, daß wir fahren."

„Ich will gehen, das gnädige Fräulein zu suchen," sagte Jonas.

„Sehr verbunden. Sie soll sich beeilen."

Jonas ging durch das Dorf, umkreiste die ganze Ansiedelung, kam unverrichteter Dinge zurück und schlug endlich den Weg ein, der zur Mühle hinabführt.

Zwischen den Felsen grasten ein paar Ziegen; ein Büblein saß auf einem Stein und guckte.

„Hast du kein Stadtfräulein gesehen?" fragte Jonas.

„Is leicht möglich", antwortete das Kind und wies mit dem Geißelstecken nach unten auf das Weidengebüsch am Flußwehr: „Dort hockt's und schreibt ihr das Schloß ab. — Hat aber 'leicht Zahnweh, weil s' gar soviel heint."

Jonas ging mit langen Schritten hinab. Und richtig, da saß Liselore auf einem Baumstumpf. Das offene Skizzenbuch war ihr vom Schoße geglitten und lag im Grase. Sie aber hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und das Gesicht in die Hände vergraben.

Unschlüssig blieb er stehen. Dann kam er langsam näher.

Da schreckte sie empor, sah ihn mit verweinten Augen an, raffte das Buch vom Boden und zwang sich zu einem Lächeln.

„Oh, Sie, Herr Eisenhut? Es wird wohl Zeit, daß wir uns auf den Weg machen? Zu dumm! Sehen Sie, da sind mir nun während des Zeichnens auf einmal die hellen Tränen in die Augen gestiegen. Ich bin nun doch froh, wenn wir glücklich wieder diesem Tal der Schwermut entronnen sind."

Er fand kein Wort der Entgegnung. Sie aber erhob sich und scherzte: „Kommen Sie! Ich bin wahrhaftig noch ganz im Banne dessen, was uns der Pfarrer so prächtig erzählt hat —: der hoffnungslos Angekettete — der geheimnisvolle Einäugige, der da in Nacht und Graus an den Buckelquadern emporklimmt und sein Auge in den Kerker flammen läßt —!" Sie blickte unverwandt zum finstern Turm hinüber. „Und der arme Gebundene, der gebunden bleibt, trotzdem seine Kette zerspringt — es ist alles so traurig wie die schwarzbraunen Felsen und wie das alte Gemäuer."

„Aber ich bitte Sie, Fräulein Titus, das sind doch uralte Geschichten. Und zuletzt ist es ja auch dem schönen Friedrich noch recht gut gegangen!" brachte er endlich heraus.

„Uralte Geschichten?" rief sie und ging mit raschen Schritten vor ihm bergan. „Ich wette, wenn der entthronte

Wodan heute noch irgendwo umgeht, dann ist es hier, in diesem Tale der Schwermut. Ich weiß nicht, ist es anderen Menschen auch so zumute? Ihre Oberpfalz ist ein verzaubertes Land! Und mir dünkt gar oft, ich schwämme in einem schwarzen See und verwirrte mich mehr und mehr in Schlinggewächse, die aus der Tiefe emporwachsen, mich enger und enger umringeln und mit ihren unbarmherzigen Armen hinabziehen, dorthin wo nicht Sonne noch Mond scheinen."

„Dann fort aus dem Tale der Schwermut!" versuchte er zu scherzen.

Sie blieb stehen und wandte sich, blickte ihn mit großen Augen an und sagte leise: „Gibt's denn aus diesen Tälern ein Entrinnen?"

Schweigend schritten sie hintereinander bergan zwischen den Klippen.

Und es ward ihm plötzlich überaus zweifelhaft, ob das schöne Mädchen vor ihm wirklich über König Friedrich und sein Schicksal so bitter geweint hatte.

*

Am andern Morgen saß der Major allein mit seiner Tochter im Herrenstübchen beim Kaffee. Geöffnete Briefe lagen zwischen beiden, und Liselore entzifferte soeben lächelnd die ungelenken Schriftzüge der alten Magd.

„Summa summarum, es geht zu Hause alles gut, und die treue Seele wünscht uns eine gesunde Fahrt durch ihr Heimatland und eine glückselige Heimkehr." Das junge Mädchen reichte dem Vater den Brief hinüber. „Aber was ist denn dir? Hast du eine unangenehme Nachricht?"

Der Major sagte verächtlich: „Einen anonymen Brief habe ich." Er warf das Blatt auf den Tisch. „Pfui Teufel!"

Liselore nahm den Brief und las die augenscheinlich in verstellter Schrift geschriebenen Sätze.

„Onkel Karl vor dem Zusammenbruch? Das wäre freilich —"

„Wäre — wäre! Es wäre freilich! Aber es ist eben nicht. Ein Bankgeschäft, seit drei Menschenaltern in einer und derselben Familie! Zum Lachen!"

„Aber welchen Zweck hätte dieses Schreiben?"

„Zweck — was weiß ich? Vielleicht der Racheakt eines entlassenen Kommis!" Der Major nahm das Blatt und zerriß es in kleine Stücke. „Sieh, so verfährt man mit anonymen Briefen."

„Ich weiß doch nicht —?" meinte sie nachdenklich. Dann lächelte sie: „Ich bin ja froh, daß ich mich um diese Dinge nicht kümmern muß. Aber wenn ich mir nun denke, ich hätte diesen Brief erhalten und ich trüge die Verantwortung —. Solltest du dich nicht doch unter der Hand erkundigen?"

„Er ist der Bruder deiner seligen Mutter, Liselore!"

Sie zuckte die Achseln: „Soviel ich weiß, ihr ganz unähnlich."

„Aber ein Ehrenmann!" rief er unwillig.

„Könntest du dich nicht unmittelbar an ihn selbst wenden?"

„Genug davon!" Er wischte die Fetzen in die hohle Hand, öffnete das Fenster und streute alles in den Morgenwind. „Siehst du wohl? Nun aber etwas anderes. Wie gefällt dir denn eigentlich dieser Jonas Eisenhut?"

Lachend erwiderte sie: „Zu Fuß besser als zu Pferd."

Nun lachte auch der alte Herr: „Es wäre mir aber in der Tat von Belang, zu hören, wie er dir gefällt."

Sie besann sich: „Ein seltsamer Mensch."

„Seltsam? Ich möchte vielmehr meinen, ein seltener Mensch."

„Mit einem kleinen Stich ins Komische", entgegnete sie.

Er schüttelte den Kopf.

„Schon das etwas Groteske der äußeren Erscheinung",

fuhr sie fort. „Ich finde, er und sein Rößlein gleichen sich in manchen Stücken."

„Ich finde, in ihm und seinem Rößlein steckt Rasse, viel Rasse," sagte er mit Nachdruck. „Hast du dir seine hohe Stirne und die klaren, weitgeöffneten Augen genauer angesehen?"

„Jawohl, und die seltsame Ramsnase mit den kleinen, rosaroten Nüstern, lieber Vater."

„Zum Henker, von wem sprichst du denn?"

„Von seinem Rößlein doch!"

„Ich meine aber doch seine Stirne, seine Augen, seine Nase!" rief er etwas ärgerlich.

„Ja, das ist allerdings etwas anderes. Seine Nase — ein wenig lang, spitz auslaufend — — das habe ich wohl beobachtet. Soweit mir solches zu beobachten geziemen wollte," setzte sie lachend hinzu.

Er schüttelte mißbilligend den Kopf. „Und diese beim Schweigen so fest geschlossenen, schmalen, feingeschwungenen Lippen!"

Sie lachte immer noch: „Wenn ich hierzu noch einen Wunsch aussprechen dürfte, dann wäre es dieser: Wollte er sich nur nicht so ganz bartlos tragen und sein blondes Haupthaar wenigstens alle Vierteljahre einem Sachverständigen anvertrauen. Wobei ich ihn im übrigen für einen guten Kerl halte."

„Liselore!" sagte er fast streng. „Ich wünschte, daß du ihn ein wenig — wie soll ich mich ausdrücken? — gleich gegen gleich behandeln möchtest; nicht so von oben herab. Sonst läuft er uns am Ende davon."

„Tu ich denn das?"

„Zuweilen", sagte er. „Deswegen mußte ich mit dir sprechen. Ich bekenne nämlich, daß mir seine Gesellschaft von ganz außerordentlichem Werte ist. Immer wieder muß ich

staunen, was für ein historisches Wissen dieser Mann besitzt. Und ich verspreche mir sehr viel davon, wenn er mir hilft, an mein Ziel zu kommen."

„Eine wandelnde Bibliothek", murmelte sie.

„Was hast du gesagt?"

„Ich werde mich ehrlich bemühen!" gelobte sie und streichelte seine Wange. „Ich bin ja so von Herzen froh, wenn du dich behaglich befindest."

„Und du, meine liebe Lore?" fragte er plötzlich besorgt, als besänne er sich auf etwas Trauriges, und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Ach, laß es, was liegt denn an mir?" sagte sie mit zuckenden Lippen. „Aber der anonyme Brief — ich komme nicht los von ihm. Höre, Vater, du solltest mir auch einen Gefallen tun. Hie Eisenhut — hie Onkel Karl. Könntest du dich nicht doch erkundigen — so ganz unter der Hand?"

Er saß mit zusammengezogenen Brauen und sog an seiner Zigarre. Nach langem Schweigen sagte er: „Ich weiß wirklich nicht. Es geht mir so ganz gegen den Strich."

4. Leuchtenberg

Wenn die Sonne in goldener Pracht am wolkenlosen Himmel niederging und in das Waldmeer tauchte, dann zog allgemach eine sternklare Nacht herauf. Und wenn auch gegen Morgen die Nebel über dem Lande braueten — die Sonne durfte nur hinter den Waldbergen emporkommen, dann krochen die Dünste ins Erdreich und der Leuchtenberg grüßte leuchtend hinüber zum Fahrenberge, die grauen Mauern der Friedrichsburg schimmerten wie angelaufenes Silber, und ihr Ziegeldach borgte von den himmlischen Strahlen goldrötlichen Glanz; auf den Krautäckern funkelte der Tau, und das Getreide reifte dem Schnitt entgegen; ein Tag gab es dem andern weiter, wie schön, wie wunderschön die Welt sei. Und der Winter war ferne.

Zu Fuß und zu Roß und zu Wagen durchstreiften die drei das prangende Land, das ihnen sein Bestes zeigte in einem ununterbrochenen Sonntag, und sie waren so unzertrennlich geworden, daß man sie im Markte nur noch mit dem Namen ‚das wandernde Kleeblatt' bezeichnete. Denn auch die Leute hierzulande nehmen sich die Freiheit, bescheidenen Witz an ihren Mitmenschen zu üben. Und es konnte nicht fehlen, daß man mit der Zeit zu scharfsinnigen Vermutungen überging. Ein reicher, junger Mann und ein bildschönes Mädchen — holla! Und bald war man seiner Sache schon beinahe sicher: dieser junge Mann guckte diese junge Dame immer ‚so' an! Allerdings guckte diese junge Dame diesen jungen Mann ihrerseits gar nicht ‚so' an. Das sagte ja auch der Assessor, und der konnte es wissen; denn der guckte sie auch immer ‚so' an. Und man wurde doch wieder ganz unsicher, als sie eines Nachmittages ihn beim Besteigen seines Reitpferdes so vergnügt anguckte, daß sie einen

Lachkrampf hinter ihrem Taschentuch zu verbergen gezwungen war. Von jetzt an gingen die Meinungen der Bürger zwiespältig auseinander.

In einem Punkte aber waren fast alle ohne Unterschied der gleichen Ansicht: Was mochten wohl diese Fremden an einer Gegend, die man von Kind auf kannte, an einer Gegend, in die man willenlos als gehorsamer Staatsbeamter aus ganz anderen Gegenden hereinversetzt war, — was mochten sie wohl an einer solchen Gegend Besonderes finden? Wo es doch, wie gesagt, ganz andere Gegenden gab, namentlich auch im Auslande, Gegenden, die vom lieben Herrgott für solche Leute eigens geschaffen und mit ganz andern Gasthöfen bestellt sind. Und an dieser allein richtigen, öffentlichen Meinung vermochte auch der feinsinnige Kaufmann, der neben dem Gasthaus wohnte und je länger je öfter des Abends ins Herrenstübchen hinüberkam, neuerdings sogar zuweilen an einem Ausflug teilnahm, nicht das Geringste zu ändern. Denn der war ja doch einmal in seine Heimat verliebt und vertrat in manchen Stücken andere Ansichten als senatus populusque, als Gewappelte und Volk.

Die Fremden aber hatten keine Ahnung, welchen Anstoß ihre Geschmacksrichtung erregte, und fanden auf ihren Gängen, Fahrten und Ritten allerdings immer wieder etwas Besonderes.

Sie besahen sich die Wappenbilder auf den Grabsteinen in dem köstlichen Kirchlein zu Altenstadt, das Bischof Otto vor siebenhundert Jahren zum Heiligtume geweiht hatte. Und sie tranken saures Bier, nur damit sie sitzen durften an der dicken, romanischen Gewölbesäule in der kleinen Halle des Wirtshauses nebenan, das einst das feste Wohnhaus edler Geschlechter gewesen war.

Sie baten um Einlaß in die hochragende Burg von Waldau und stiegen in den Bergfried empor, den die Zeit

in einen biederen Kirchturm verwandelt hatte. Sie hielten Rast an der weißen Straße unter dem hohen Kreuz, umrauscht von den gewaltigen Linden, und freuten sich am fröhlichen Bilde der Burg und des Dorfes.

Sie standen in der ungeheuern, gemütsbedrückenden Felseneinsamkeit über der Ödmühle, blickten hinab in die Tiefe, wo die Pfreimd in einem kühn geschwungenen S aus Wäldern und Felsen in Wälder und Felsen dahinfließt, blinkend wie dunkles, gescheuertes Eisen, und sahen hinüber auf den Markt, der sich über finstern Nadelwaldungen in grandiosem Aufbau gegen seinen Kalvarienberg hinanzieht.

Sie kamen in duftender Waldeinsamkeit empor zu der Kuppe zwischen die riesigen Granitblöcke, auf deren einem die letzten Mauerreste der Feste Schellenberg dem gänzlichen Verfall entgegentrauern.

Sie bestiegen den hohen, seltsamen Rosenquarzfelsen von Pleystein und blickten in die flimmernde Pracht seiner Wallfahrtskirche.

Sie standen vor den vielhundertjährigen Steinkreuzen bei Oberlind und betrachteten die emporgereckten Schwurhände, die mit unbeholfenen Linien auf ihnen eingeritzt sind.

Und immer wieder drangen sie an Rasttagen plan- und ziellos in die unendlichen Wälder, lagerten sich im weichen Moose und lauschten dem Summen und Singen der Nadeln hoch in den Wipfeln.

Überall aber tauchte, bald nahe, bald wieder in blauer Ferne der Leuchtenberg auf und lockte sie auf seine glänzende Höhe.

Ihm galt der letzte Gang am Tage vor ihrer Abreise.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie waren selbviert — denn auch der Kaufmann hatte sich angeschlossen — den steilen Berg hinangewallt, fast so andächtig, als zögen sie empor zur Burg des heiligen Gral. Woher die erwartungsvolle Andacht? — Sie hätten es selbst

nicht zu sagen vermocht. Das Leuchten war schuld daran, das weithin Leuchten, das wundersam lockende Leuchten!

Sie waren zwischen den behäbigen Häusern des Marktes zum großen, spitzbogigen Burgtor gekommen, hatten gewartet, bis sich ein alter Mann einfand und mit einer gewissen Feierlichkeit den großen Schlüssel ins Loch steckte.

Sie waren durch andere Tore gekommen, die weder Schlösser noch Torflügel aufwiesen, sie waren zwischen himmelan strebenden Mauerresten auf und ab über Schutthalden gestolpert und hatten eine Kapelle beschaut, die tatsächlich noch einige Spuren längstverlorener Heiligkeit aufwies.

Jonas Eisenhut war redlich bestrebt gewesen, den Greuel der Verwüstung aus dem unerschöpflichen Salzvorrat seines Wissens zu besprengen, und mit dem ganzen Aufwande seiner und der eigenen Phantasie hatten sie das ungeheure Nichts, das in einer riesigen Palasmauer seinen Abschluß fand, mit Sälen und Kammern, Wandteppichen und Geräten, gebietenden Herren und sittigen Frauen, Knechten und Mägden zu bevölkern, mit Lautenklang und Geigenspiel zu erfüllen versucht und endlich vom Bergfried hinaus ins weite Land geschaut, über das einst die Staubgeborenen, längst wieder zu Staub Gewordenen, als Herrscher regiert hatten. —

Liselore atmete hörbar auf, als sich das äußerste Tor, das eigentlich überhaupt nichts zu verschließen und zu verwahren hatte, hinter ihnen wieder knarrend in den Angeln drehte, — und sie sagte: „Aus der Ferne gesehen ist's schöner!"

„Wie so manches auf Erden bis hinauf zum Throne des Königs", antwortete Eisenhut.

„Was tun wir jetzt?" fragte der Major und machte vor dem Wirtshause halt.

„Doch nicht in diese Herberge!" rief Liselore entsetzt. „Wir sind nicht darauf angewiesen; denn für Atzung habe ich reichlich gesorgt." Und triumphierend hob sie den bauchigen Armbeutel.

„Dann schlage ich vor," sagte der Kaufmann, „wir dringen hinein, bemächtigen uns jeder eines Glases Bier und marschieren vor den Markt hinaus. Dort weiß ich ein Plätzchen, einsam und still, hoch über dem Luhetal, wie geschaffen zum Vespern."

„Und ich", rief Liselore, „habe einen ganz andern Gedanken. Wir lassen dem Wirte neidlos sein köstliches Bier, steigen von diesem Berg der Verwüstung hinunter ins Tal und am andern Ufer die Höhe hinauf, setzen uns zum Abschiednehmen unter den Kalten Baum — das Bäuerlein dort spendet uns gewiß ein paar Näpfe voll Milch — zuletzt zünden die Herren ihre Zigarren an — wir sehen uns noch einmal satt an der in dankenswerte Ferne gerückten Schönheit dieser Trümmer — — und erzählen uns etwas. Dann gehen wir im Sternenscheine zufrieden nach Haus."

„Einverstanden!" rief Eisenhut begeistert. „Und erzählen müssen Sie, Fräulein Liselore!"

„Ich ziehe meinen Antrag zurück", lachte der Kaufmann.

„Und meine alten Knochen werden überhaupt nicht gefragt?" sagte der Major und blickte verlangend nach der Herberge.

„Den Sprung dahinüber können deine kräftigen Knochen wahrhaftig noch wagen!" schmeichelte Liselore. „Ich möchte fort aus der Nähe dieser Trümmer. Und unter dem Kalten Baum fänden wir dann doch einen stimmungsvollen Abschluß unserer Sommertage."

„Meinetwegen, Liselore, weil du's bist — aber nu los!"

*

Sie hatten sich am Rande der Heerstraße, an einem halb eingesunkenen Steinkreuze gelagert. Sie waren gesättigt und hatten sich an der köstlichen Milch gelabt. Die Herren rauchten und die blauen Wölklein schwammen in der unbewegten Luft.

„Fräulein Liselore —?“ sagte Jonas. „Ich denke, Sie wollen uns was erzählen?“

Sie saß am Mordkreuze und hatte sich gegen den moosigen Stein gelehnt. Sie hatte die Hände im Schoße gefaltet, und ihr Antlitz leuchtete in Schönheit.

„So sei's denn!“ rief sie. „Denken Sie, Herr Eisenhut, noch an die Sage vom harten Grafen auf Leuchtenberg? Ja? Nun gut, hören Sie, jetzt will ich Ihre Sage erzählen:

Sieglinde

Es war vor vielen, vielen hundert Jahren. Über dem Flüßlein Luhe auf dem Leuchtenberg am Böhmerwalde, wo heutzutage die Trümmer so traurig gen Himmel ragen, stand noch unversehrt die stolze Herrenburg, und an ihre festen Mauern schmiegte sich, wie heute an ihre morschen Überreste, der große Marktflecken mit der Kirche — alles hoch oben über dem weiten Lande, zusammengedrängt auf der Kuppe des Berges.

Auf dieser Burg wohnte ein Graf. Der besaß zwei Raben. Die hockten auf seinen Schultern und konnten sprechen. So behaupteten wenigstens die Leute. Aber wenn man näher nachfragte, so hatte noch niemand sie sprechen gehört. Alles Land, soweit es aus den Fenstern seines Schlosses zu überblicken war, gehörte ihm, und er dünkte sich so vornehm, daß er eines Tages zu einem Gaste sagte: ‚Sieh hinab, da drunten sind meine Gänse.‘ — ‚Ich sehe keine Gänse‘, sagte der fremde Herr; ‚ich sehe nur Leute in grauen Kitteln auf dem Felde.‘ — ‚Doch!‘ antwortete der Graf und sah sehr hochmütig aus, ‚es sind meine Gänse.‘

Aber so stolz er war und so reich er war, sein bester Schatz, auf den er am stolzesten war, das war seine Tochter Sieglinde.

Sie zählte sechzehn Jahre, hatte langes, goldenes Haar, große, blaue Augen, ein Gesicht wie Milch und Blut, und

wenn sie mit ihrem Vater durch die Felder ritt, dann neigten sich die Ähren und flüsterten: Ach, wie ist sie so schön! Sie aber hörte es wohl, doch verstand sie es nicht. Und wenn sie das Flüßlein entlang ritt, dann streckten die Fische die Köpfe aus dem Wasser und verdrehten die Augen: Ach, wie ist sie so schön! Und wenn sie durch den grünen Wald ritt, dann kamen von nah und fern die Vögel und setzten sich zur Rechten und zur Linken auf die Zweige und sangen stundenweit den Weg entlang nur das einzige Lied: Ach, wie ist sie so schön!

Aber wenn sie dann wieder heimwärts ritten und, die Dorfstraße hinauf, an der Kirche vorbeikamen, dann hielten die Kinder im Spiele inne und winkten ihr zu, und wenn sie es auch nicht äußerten, so wußten sie es doch noch viel besser als die Ähren auf dem Felde, als die Fische im Wasser und als die Vögel im Walde: daß sie nicht nur schön war, sondern von Herzen auch gut. Und die großen Leute sagten dann und blickten sich bedeutsam an: ‚Ganz die selige Mutter. Ewig schade um die!‘

Sieglinde hörte das nicht. Aber sie fühlte es und nickte mit kindlichem Lächeln nach allen Seiten. —

So lebte der Vater mit der Tochter in großer Einsamkeit dahin. Denn der Graf war so stolz, daß er keines Menschen zum Umgang bedurfte. Nur die Raben kamen Tag und Nacht nicht von seiner Seite.

Da geschah es, daß ein Krieg entstand mit den Ungläubigen im gelobten Lande, und daß auch der Graf das Kreuz nehmen und in die Ferne ziehen mußte.

Als nun seine Reiter auf schönen Rossen, gerüstet vom Kopf bis zu den Füßen, im Schloßhofe warteten, trat er in die Kammer seiner Tochter, um von ihr Abschied zu nehmen. Er hatte einen vergoldeten Harnisch am Leibe, über die gewappneten Beine fiel ein kurzer, silbern durchwirkter Reit-

rock herab, zur Linken hing sein breites Ritterschwert, vom Helme wehten drei Straußenfedern, zwei schwarze und eine weiße, und auf seinen Schultern saßen die Raben mit starken Schnäbeln, großen runden Augen und blauschwarzem Gefieder.

‚So leb nun wohl, mein liebes Kind!‘ begann der Graf, räusperte sich und strich mit der behandschuhten Rechten über die Augen, als wäre ihm ein Stäublein hineingeflogen.

Sieglinde stand bleich vor ihm und hatte die schmalen Händchen unter der Brust gefaltet.

‚Leb wohl!‘ fuhr der Vater fort. ‚Es kann lange dauern, bis ich dich wieder sehe. Doch du brauchst dich auch nicht zu fürchten. Denn der Burgwart mit seinen Knechten ist da, dich zu schützen. Du wirst keinen Mangel leiden; denn sein Weib wird dich mit allem versorgen, was du bedarfst. Aber merke dir nur das Eine: Im ganzen Schlosse magst du überall hingehen, wo dich gelüstet. Doch weiter als bis an das Schloßtor darfst du nicht gehen, solange ich fort bin.‘

Da erschrak Sieglinde und fragte den Vater: ‚So darf ich auch nicht in die Kirche hinunter ins Dorf?‘

Mit rauher Stimme antwortete der Graf: ‚Du darfst auch nicht in die Kirche. Aber hier hast du ein schönes Gebetbuch.‘ Und damit legte er ein Büchlein mit silbernen Spangen auf ihren Tisch.

Da fragte Sieglinde zum zweiten Male: ‚So darf ich auch nicht in den Wald?‘

Mit rauher Stimme antwortete der Graf: ‚Du darfst auch nicht in den Wald. Aber du darfst von früh bis nacht auf die Wälder hinaussehen, soweit dich gelüstet.‘ Und damit führte er sein Kind an das Fenster, öffnete es und wies hinaus über das herrliche Waldland, das sich im Glanze der Morgensonne ausdehnte in unermeßliche Fernen.

Da lief eine dicke Träne über die Wange des Kindes und fiel auf die weiße Rose, die es an der Brust trug.

Dort hing sie als leuchtender Tropfen und glänzte so sehr, daß der Graf die Augen schließen mußte. Sieglinde aber flüsterte: ‚O lieber Vater, so darf ich auch nimmer hinaus zu den Kindern?‘

Zornig riß der Graf die Augen auf, und ungerührt von dem glänzenden Tropfen an der weißen Rose auf ihrer Brust sagte er mit noch viel rauherer Stimme: ‚Du darfst auch nicht zu den Gänsen hinunter ins Dorf. Damit du aber Gesellschaft hast, lasse ich dir meine Raben zurück.‘

Und als hätten sie es verstanden, flogen die beiden Raben von seinen Schultern, setzten sich auf den Fenstersims und blickten mit klugen Augen auf den Vater und auf sein Kind.

Sieglinde aber drückte die Linke ganz fest auf ihr pochendes Herz, verschluckte die Tränen, die ihr noch aufsteigen wollten, und gab dem Vater die Rechte: ‚So lebt denn wohl, Gott schütze Euch, und vergeßt mich nicht in der Fremde!‘ —

Lange stand sie am Fenster und blickte hinaus in die Ferne, bis der reisige Zug als ein weißes Staubwölklein im Walde verschwand.

Und während sie nun ihren Tränen freien Lauf ließ, räusperte sich etwas hinter ihr. Erschrocken wandte sie sich um. Da saßen die Raben des Vaters auf dem Kaminsimse, der eine rechts, der andre links, sahen mit großen schwarzen Augen auf sie her, und mit krächzender Stimme begann der eine:

Liebes Kind,
so geschwind
wie der Wind
kommt die Sünd'.

Und der andere fiel ein:

Sei bedacht,
bei Tag und Nacht
bist du bewacht —
nimm dich in acht!

Bis an den Hals herauf schlug der armen Sieglinde das Herz, und halblaut brachte sie die Worte heraus: ‚Also haben die Leute doch recht, und ihr beiden könnt wirklich reden?‘

Und sie fürchtete sich von Stund an sehr vor den Vögeln. —

Es begann eine öde Zeit für das arme Kind. Zwar litt sie nicht Hunger, zwar litt sie nicht Durst; denn für alles sorgte die alte Frau. Aber wie große graue Fische kamen die Stunden über die Wälder geschwommen, glotzten eine wie die andere, eine wie die andere zum Fenster herein und schwammen vorüber.

Zuerst ging Sieglinde im weiten Schlosse umher, setzte sich auch wohl unter die Linde im Schloßhof, und überall, wohin sie ging, flogen die Raben des Vaters. Überall ging sie hin, nur nicht an das verschlossene Tor.

Dann aber wurden ihre Spaziergänge kleiner und kleiner, und zuletzt saß sie fast immer auf einem Kissen in der Fensternische und stickte an einem großen Bilde. Und auf dem Fenstersimse saßen die Raben und guckten ihr zu. Draußen aber schwammen die grauen Fische, glotzten herein und schwammen vorbei.

Der Sommer kam und ging vorüber, der Herbst kam, und die Blätter fielen. Es wurde Winter, und über dem weitmächtigen Lande lag es schneeweiß und glitzernd, daß einen die Augen schmerzten im Lichte der Sonne. Und endlich kam wieder der Frühling. Und er kam mit solcher Pracht, daß der einsamen Sieglinde das Herz quoll in unsäglicher Sehnsucht und ihre Augen zu tropfen begannen.

Sie öffnete das Fenster und beugte sich weit hinaus, atmete tief und konnte sich nicht satt sehen an all der Herrlichkeit der Welt.

Die Raben aber kamen vom Kaminsims geflogen und setzten sich vor sie auf den Fensterrand, und zum zweiten

Male in all der langen, langen Zeit öffnete der eine seinen Schnabel und sprach:

Liebes Kind,
so geschwind
wie der Wind
kommt die Sünd'.

Und der andere nickte mit dem Kopfe und antwortete krächzend:

Sei bedacht,
bei Tag und Nacht
bist du bewacht —
nimm dich in acht!

Sieglinde aber war so selig im Anblick all der blühenden Herrlichkeit, daß sie nicht im geringsten erschrak.

Weit über dem tiefen Tale drüben, hoch über dem Walde, auf kahlem Bergrücken, in gleicher Höhe mit dem Schlosse Leuchtenberg, stand damals wie heute der Kalte Baum — nur war er damals noch viel jünger als heute und hatte sich gerade zum hundertsten Male mit seinem schimmernden Frühlingskleide geschmückt.

Unter dem Baume aber lag ein junger Schäfer, und seine Schafe weideten friedlich am Hange. Und als seine scharfen Augen die lichte Gestalt am Fensterlein erkannten, spannte seine Sehnsucht goldene Fäden über das tiefe Tal, und auf den Fäden liefen seine Gedanken zu ihr. Denn Sieglinde hatte vorzeiten oft mit ihm gespielt auf dem Platze vor der Kirche, als sie beide noch Kinder waren.

Sie sah ihn nicht. Aber seine Gedanken weckten auch ihre Sehnsucht, daß sie mit weitgeöffneten Augen hinüberblickte zur goldschimmernden Linde und sich wünschte: Ach nur einmal, einmal nur, wer da sitzen dürfte in Gottes freier Luft unter der Linde dort oben!

Aber zornig schlugen die Raben mit den Flügeln und sagten ihr Sprüchlein:

Liebes Kind,	Sei bedacht,
so geschwind	bei Tag und Nacht
wie der Wind	bist du bewacht —
kommt die Sünd!	nimm dich in acht!

Da fürchtete sich die arme Sieglinde denn doch wieder, schloß das Fenster und beugte sich tief über ihre Stickerei. —

Drei Tage war der Schäfer unter der Linde gelegen und hatte zu dem geschlossenen Fenster hinübergeblickt. Und immer stärker wurden die goldenen Fäden, die sich spannten über das schimmernde Tal.

Der Abend kam herauf, und eine schmale Mondsichel stand über den schwarzen böhmischen Wäldern. Still ruhten die Schafe am Hange, mattleuchtende Flecke auf grünem Grunde. Da schlief der Hirte ein. Und schlief und schlief.

Der Mond reiste weiter und tauchte hinab in den Wald. Aus vielhunderttausend Löchlein schimmerte der goldene Himmel hervor, und die Menschen in ihren Hütten sagten: die Sterne sind aufgegangen.

Der Nachtwind machte sich auf und kam einher, und die Bäume und Sträucher und Halme sahen sein weißbärtiges Gesicht, neigten sich ehrfürchtig und flüsterten in einer Sprache mit ihm, die nur der Wind und die Bäume, die Sträucher und die Halme verstehen. Aber er kam an diesem Abend gar nicht weit hinaus, kehrte bald zurück und legte sich schlafen in seiner Höhle.

So schliefen sie alle, der Wind und der Hirte und die Schafe. Nur das Flüßlein tief unten im Tale murmelte rastlos dahin, und die Bäume konnten das Wispern nicht lassen.

Da kam's aus dem Walde auf die Lichtung heraus und begann äsend auf der Wiese zu suchen, fand, was es wollte, und zog lautlos über die Geleise der uralten Heerstraße hinüber zum Kalten Baum.

Dort lag der Hirte und träumte, und es war ihm, als

stünde ein weißes Reh vor ihm; das trug eine Schlüsselblume im Maule, neigte sich, ließ die Blume auf seine Brust fallen und trat zurück.

Der Hirt erwachte, und auf seiner Brust lag ein goldener Schlüssel.

Zwischen Traum und Schlaf erhob er sich und sah, daß über dem tiefen Tale der Leuchtenberg leuchtete, als hinge Sankt Elmsfeuer an seinen Mauern.

Wie im Traume folgte er mit seinem Schlüssel dem Reh, ging durch den finstern Wald hinab, ging über das Flüßlein bis an den Fuß des Schloßberges. Da blieb das Reh an einer Kellertüre stehen, die er noch niemals bemerkt hatte, wandte den Kopf, äugte ihn an, machte einen Satz und husch! war es verschwunden.

Als verstünde sich das alles von selber, steckte der Knabe den goldenen Schlüssel ins Schloß. Lautlos drehte sich die Türe in den Angeln, und der Hirte trat in einen schmalen Gang.

Es wäre natürlich ganz finster in dem Gange gewesen. Aber an den Wänden saßen rotglühende Kellerasseln, und von der Decke hingen an silbernen Fäden weißleuchtende Spinnen. In ihrem Lichte stieg der Hirte wie träumend bergan.

Nach einer Weile wurde der Gang breiter und mündete in ein kleines Gemach, von dessen Decke eine weißschimmernde Schlange herabhing.

Wie im Traume, als müßt' es so sein, hielt ihr der Knabe den goldenen Schlüssel hin, sie schlüpfte zweimal hindurch und hing nun mit dem goldenen Schlüssel regungslos von der Decke herab.

Noch immer träumend entwich der Knabe, und als er aufwachte, lag er unter dem Kalten Baum, und sein schwarzer Hund leckte winselnd seine Hand. Auf der Leuchtenberger Kirche schlug's ein Uhr.

Da raffte er sich empor, trieb die Schafe in den Pferch und kroch in den Karren.

Die Nacht ging weiter und weiter, über den böhmischen Wäldern hob sich ein heller Streifen, die Himmelslöchlein schlossen sich, der Wind rollte sich ein wenig hervor, und wieder bückten sich die Bäume und Sträucher und Halme; dann aber legte er sich noch einmal zur Ruhe.

Über die böhmischen Wälder kam wie alle Tage der erste große graue Fisch geschwommen, schwamm lautlos hinüber zum Leuchtenberger Schlosse und glotzte zum Fenster Sieglindens hinein. Da strömte es über ihn wie goldener Glanz, und langsam wandte er sich und schwamm weiter.

Sieglinde schlief hinter den Vorhängen ihres Himmelbettleins, die Raben schliefen auf dem Kaminsims und hatten die Köpfe in ihr Gefieder gesteckt.

Weder die Raben noch Sieglinde sahen, wie die weiße Schlange aus einem Mausloch in die Stube kroch.

Die Schlange kroch geradeswegs auf das Bettlein zu, ringelte sich empor, schlüpfte hinter die Vorhänge, legte den goldenen Schlüssel auf die Bettdecke, glitt zu Boden und verschwand wieder in dem Mausloch.

Sieglinde erwachte und nahm den Schlüssel. Und als müßt' es so sein, stand sie auf, kleidete sich an, ging zur Wand, steckte den Schlüssel in ein Loch, das sie noch niemals gesehen, öffnete eine Türe, die niemals dagewesen, und ging den tiefen Gang hinab, als müßt' es so sein. Vor ihr ringelte sich die leuchtende Schlange, über ihr leuchteten wie weiße Ampeln die riesigen Spinnen und glühten die Asseln, und hinter ihr schloß sich lautlos die Türe.

Als sie auf dem Brücklein über die Luhe ging, streckten die Fische die Köpfe aus dem Wasser und verdrehten die Augen: Ach, wie bist du so schön! Und als sie durch den taufrischen Wald ging, kamen von nah und von ferne die

Vögel, setzten sich auf die Zweige und sangen den ganzen Weg entlang das einzige Lied: Ach, wie bist du so schön!

Und endlich saß sie, als müßt' es so sein, unter dem Kalten Baume, Frau Sonne kam hinter dem böhmischen Walde empor, und die Blättlein flüsterten: Ach, wie bist du so schön!

Da erwachte auch der Hirtenknabe in seinem Karren, trat hervor und rieb sich die Augen.

Sieglinde hatte den Kopf zurückgebogen und die Hände im Nacken gefaltet, staunte in die Blätter empor, die golden glänzten im Lichte der aufgehenden Sonne, und hatte keine Ahnung von dem Knaben in ihrer Nähe.

Dieser stand noch immer und rieb die Augen. Aber es war kein Zweifel: da saß sie leibhaftig, die er so oft in seinen Träumen und von ferne im Fenster gesehen! Und eilig lief er hinab an den Waldrand, pflückte Veilchen, so viele er fand, setzte sich und wand ein Kränzlein daraus. Dann kam er auf den Zehenspitzen an die Linde heran, ließ sich auf ein Knie nieder und hielt ihr den Kranz hin.

Da richtete sie sich auf, faltete die Hände im Schoß und sagte lächelnd: ‚Du bist's?'

‚Ja, ich bin's', brachte er schüchtern hervor; denn es war ihm, als kniete er vor einer Königin. Und immer noch hielt er den Kranz hin.

‚Den willst du mir schenken?' fragte sie und griff nach dem Kränzlein.

Heftig nickte er.

Da hatte sie es schon auf ihre Locken gedrückt und lachte dem Knaben in die dunklen Augen.

Der stand auf und trat zurück.

Und wieder faltete sie die Hände im Nacken, sah mit weitgeöffneten Augen in die grüne Pracht und sagte halb zu sich, halb zum Knaben: ‚Oh, wie so wunderschön!'

Im weiten Kreise um den Kalten Baum standen uralte

steinerne Sitze, zwölf an der Zahl. Der Hirte ging auf den Zehen rückwärts und ließ sich auf einem der finstern Sitze nieder, als wäre dieser von Anfang für ihn bestimmt. Und unverwandt betrachtete er aus der Ferne die Gräfin Sieglinde.

Nach einer Weile fragte diese verwundert: ‚Aber wie bin ich denn hierher gekommen?'

Da es der Hirte nicht wußte, so schwieg er und schaute und schaute. —

Unterdessen waren in der Kammer des Kindes die Raben erwacht, schlugen mit den Flügeln, putzten ihr Gefieder und warteten, bis sich die Vorhänge der Himmelbettstatt öffneten und das blonde Köpflein herausguckte, wie alle Tage. Aber sie warteten vergebens. So flog der eine vom Gesims auf die Stuhllehne, schob mit dem Schnabel die Vorhänge auseinander und spähte in die Kissen. Da sah er, das Bettlein war leer.

Verwundert krächzte er auf, blickte nach der Türe und erkannte, daß der Riegel vorgeschoben war, wie gestern abend. Und nun krächzte er zornig. Auch der andere kam geflogen; da saßen sie alle beide auf der Stuhllehne und krächzten um die Wette zwischen die Vorhänge hinein. Aber es half nichts, das Bettlein blieb leer.

Und immer lauter und lauter krächzten sie, so daß man's endlich in der ganzen Burg vernahm.

Da kam der Schloßwart mit seinem Weibe gelaufen, und sie rüttelten zu zweit an der Türe. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Türe zu sprengen.

Aber es nützte auch nichts, daß sie nun zu viert das Kämmerlein durchsuchten und alle Gemächer der Burg und den Hof und die Keller. Sieglinde war und blieb verschwunden.

Mit gesträubtem Gefieder saßen die zwei schwarzen Gesellen am offenen Kammerfenster auf dem Simse und guckten mürrisch hinaus in die Pracht des Frühlingstages. Hockten

und fraßen nichts, saßen den langen Vormittag, über den Mittag, bis tief in den Nachmittag hinein.

Da reckte plötzlich der eine den Kopf, äugte scharf in die Ferne, hob und senkte die Flügel, und der andere reckte auch den Kopf und krächzte ein wenig. Und in gewaltigem Schwung schossen sie hinaus in die flimmernde Luft, hoch über die blühenden Bäume des Tales, hinüber zum Kalten Baum.

Sie kamen gerade zur rechten Zeit, als der Hirte im Abendsonnenscheine vor Gräfin Sieglinde kniete, ihr in einem hölzernen Näpfchen Schafmilch darbot und ein Stück Schwarzbrot und gar schüchtern sagte: ‚Aber jetzt müßt Ihr doch auch etwas essen. Ihr habt ja den ganzen Tag nur immer geschaut!‘

‚Habe ich das?‘ fragte Sieglinde verwundert.

‚Gar nichts gesprochen habt Ihr, nur immer geschaut!‘ wiederholte er eifrig und rutschte mit dem Näpflein in der Linken und dem Brot in der Rechten ein wenig näher an sie heran.

Sie regte sich nicht. Ihre großen, blauen Augen blickten in weite Ferne, und langsam sprach sie, wie träumend: ‚Es ist mir so weh, als müßte ich sterben, und so wohl, als hätte ich heute zum ersten Male gelebt. Ach, und hier oben ist's so wunder —‘

Wunderschön wollte sie sagen. Aber das Wort blieb ihr im Munde stecken; denn auf einen niedern Ast ließen sich sausend und rauschend zwei Raben nieder, und der eine begann zu krächzen:

Böses Kind,
so geschwind
wie der Wind
kommt die Sünd.

Und der zweite antwortete in greulichem Wechselgesang:

Sei bedacht,
bei Tag und Nacht
bist du bewacht —
nimm dich in acht!

Dann krächzten beide zusammen:

Er wird uns fragen,
wir werden es sagen,
und du wirst klagen.

Sieglinde war totenbleich geworden, entsetzt starrte sie nach oben, und nur mühsam brachte sie hervor: ‚Aber ich weiß doch gar nicht, wie ich hierher gekommen bin!'

Das Näpflein war auf den Boden gefallen, und in der verschütteten Milch lag das Brot. Der Hirte aber hatte alles gar wohl verstanden und war in Todesangst vor den sprechenden Vögeln entflohen. Er rannte mitten durch seine Schafe, ohne umzublicken hinein in den finstern Wald, lief und lief, soweit ihn seine Füße trugen — ach, er wußte es nun auf einmal wieder, wer sie hierher gebracht: das Reh und die Schlange und er.

Die Vögel aber flogen in alle Höhen und strebten einhellig einem weißen Staubwölkchen entgegen, das sich im letzten Abendschein vom fernen Waldrande ablöste. —

Die Schatten der Bäume wuchsen über die Lichtung herein. Da kam's lautlos zwischen den Stämmen hervor und begann äsend auf der Wiese zu suchen, fand, was es gesucht hatte, und zog langsam über die weiße Straße zum Kalten Baum hinüber.

Dort saß Sieglinde, fürchtete sich sehr und weinte. Da stand plötzlich das weiße Reh vor ihr und legte eine gelbe Schlüsselblume in ihren Schoß. Und aus seinen großen Augen tropften zwei Tränen.

Sieglinde nahm die Blume und hielt einen goldenen Schlüssel in der Hand, erhob sich, als müßt' es so sein, und folgte dem Reh. Über dem tiefen Tale aber glänzte der Leuchtenberg, als hinge Sankt Elmsfeuer an seinen Mauern.

Da brauste auf hohem, schnaubendem Rappen ein gewaltiger Reiter die Straße einher. Sein Mantel flatterte,

seine Helmfedern wehten, seine Waffen klirrten, und auf seinen Schultern saßen die Raben.

‚Halt!' donnerte er, und Sieglinde stand wie ein zarter Rosenstrauch am Rande der Straße, und der Schlüssel fiel in das Gras. Zitternd schmiegte sich das Reh an ihr Kleid.

‚O Gott sei Dank, der Herr Vater!' rief sie und drückte die Hand auf ihr pochendes Herz. Aber ihr Jubelruf ward vom Gekrächze der Raben verschlungen.

Der Graf war vom Pferde gesprungen und schrie sie an: ‚Wie kommst du hierher?'

Ihr Gesicht war weiß wie Schnee, und er sah die rührend unschuldigen Augen und die schmerzlich verzogenen Lippen; denn der Leuchtenberg leuchtete über den finstern Grund herüber, als hinge Sankt Elmsfeuer an seinen Mauern. Aber seine Augen waren mit Blut unterlaufen, und zur Rechten und Linken auf seinen Schultern krächzten die Raben. Und so sah er nicht gut und hörte nicht scharf, als sie angstvoll hervorbrachte: ‚Ich weiß es kaum, lieber Herr Vater; es war mir eben alles, als müßt' es so sein.'

Und wieder herrschte er sie an: ‚Wer war bei dir die ganze Nacht und den Tag?'

‚Die Nacht?' sagte sie und schüttelte sinnend das Haupt. ‚O nein, es war nicht Nacht, Herr Vater, es war immer strahlender Tag.'

‚Und wer war bei dir?' fragte der Alte und griff an den Dolch.

‚Der Hirte ist vor mir gekniet und hat mir mein Kränzlein —'

‚Geschenkt', wollte sie sagen. Aber dem Grafen schwammen die Augen im Blute, keuchend rief er: ‚Geraubt!' und stieß ihr den Dolch in die Brust.

Das Reh entfloh, das Roß bäumte sich schnaubend, der Goldglanz auf den Leuchtenberger Mauern erlosch, mit

wildem Krächzen schwangen sich die Raben auf den Wipfel des Kalten Baumes und klagten zum Nachthimmel empor.

Mit einem verwunderten ‚Ach!‘ sank das Kind am Wegrand zusammen.

Wie erstarrt stand der Graf, derweil der lange Zug seiner reisigen Knechte im Scheine der Fackeln die Heerstraße klirrend herankam.

‚Da liegt mein Kind erstochen am Wege‘, sagte er mit rauher Stimme, bückte sich, hob die leichte Last empor, schwang sich auf sein Pferd und schlug den Mantel um die leblose Gestalt. ‚Aber auf, der Hirte ist schuld daran, bringt mir den Hirten lebendig oder tot!‘

Da sprangen sie von den Pferden, hoben die Fackeln und drangen grimmig in den schwarzen Wald.

Der Graf ritt allein die stille Straße entlang und bog hinunter ins Tal.

Hinter ihm sang eine Heidelerche in einem fort: Oh, wie war sie so schön! Die Bäume ringsum flüsterten: Oh, wie war sie so schön! Und auf einmal wollte sein eigenes Herz zu tiefst in der Brust pochen und schlagen: Oh, wie war sie so fromm! Da gab er seinem Rosse die Sporen, jagte durch den brauenden Nebel im Grunde und kam in dunkler Nacht den steilen Weg zum Schlosse empor. — —

Es ging auf Mitternacht. Die Reisigen des Grafen waren mit verdrossenen Gesichtern in den Burghof eingeritten. Keiner hatte den Hirten gesehen. Jetzt lagen sie im Schloßhof auf weichem Stroh um die Linde herum und schliefen. Und auf einem Aste der Linde hockten die Raben, äugten traurig auf die matt erleuchteten Fensterlein der Schloßkapelle hinüber und rührten sich nicht.

In der dumpfen Kapelle aber lag aufgebahrt, mit wachsbleichem Gesicht, Gräfin Sieglinde, und in ihrer Brust stak der Dolch. Leise knisterten ihr zu Häupten die Kerzen.

Mit Rasseln und Ächzen holte der Hammer im Turme aus und begann die zwölfte Stunde zu schlagen.

Da richtete sie sich auf, stieg von der Bahre, nahm eine brennende Kerze vom Stachel und glitt aus der Kapelle, als müßt' es so sein.

Glitt durch Hallen und Gänge, kam die Wendeltreppe empor und trat in das Gemach ihres Vaters.

Der saß am schweren Tisch im Finstern und sann und sann.

Als nun das Licht der Kerze auf ihn fiel, blickte er empor und sah sein Kind vor sich.

‚Lieber Herr Vater,' sagte Sieglinde mit ihrer süßen Stimme, ‚ich weiß nun, was Ihr von mir geglaubt habt. Und ich kann nicht einschlafen, ehe ich Euch gesagt habe: Ich bin unschuldig solch böser Tat.'

Flehend streckte der Graf die Hände nach ihr aus. Sie aber schüttelte leise das Haupt, klirrend fiel der Dolch aus ihrer Brust auf den Boden, und ein engelhaftes Lächeln verklärte ihr Antlitz: ‚Seid unbesorgt, ich habe Euch alles vergeben. Nur eines bitte ich, laßt mich nun schlafen.'

Als sie dies gesagt hatte, wandte sie sich, glitt aus der Stube, glitt die Treppe hinab durch Hallen und Gänge, steckte die Kerze auf den Stachel, legte sich auf die Bahre, faltete die Hände, seufzte tief auf und starb. —

Der Graf aber saß in seiner finstern Stube. Er hatte keinen Zweifel mehr an der Reinheit seines Kindes; denn wer seine Unschuld noch mit dem Dolche im Herzen beteuert, ist schuldlos.

Dann raffte er den Dolch von den Dielen, hängte seinen Mantel um, drückte den Hut ins Gesicht, ging in den Schloßhof und pfiff seinen Raben.

Die hockten verborgen auf ihrem Aste, äugten feindselig zwischen den Blättern herab und folgten ihm nicht.

So ging der Graf allein den Berg hinab, durch den Wiesengrund, über die Brücke, den Berg hinan zum Kalten Baum.

Am andern Morgen aber, ehe der Tag graute, kam ein Fuhrmann mit einem achtspännigen Wagen von Böhmen her die Straße gefahren. Der fand den Grafen mit gebrochenen Augen am Wegrand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vielhundert Male hat der Kalte Baum seitdem seine Blätter abgeworfen, vielhundert Male sich in ein neues Kleid gehüllt, hat es abgeworfen und wieder auf den Frühling gewartet. Die Zeit hat eine Höhle in seinen Leib gefressen und manch ein Liebespaar hat auf der kleinen Bank in dieser Höhle gerastet und gekost, umschlossen vom uralten Stamme.

Am Wegrande aber steht noch heute ein Mordkreuz aus hartem Stein, moosbewachsen, halb eingesunken. Und das Kreuz berichtet vom Grafen und seinem Kinde, und der Kalte Baum raunt seine Lieder dazu."

*

Des andern Vormittags zog Jonas Eisenhut, der Reiter, heimwärts auf der Wernberger Straße gegen Nabburg hinunter. Dort wollte er über Nacht bleiben. Am zweiten Abende gedachte er zu gleicher Zeit mit dem Major und seiner Tochter in seine Vaterstadt zu kommen.

Er ritt in Träume versunken dahin. Alle Schönheit der vergangenen Wochen umflutete ihn weich und lind. Aber am liebsten rasteten seine Gedanken unter dem Kalten Baum. War's nicht wie ein Märchen, wenn er sich dieses Erlebnis zurückrief? Und wie die verkörperte Sage lehnte Liselore am Mordkreuz, und ihr Antlitz leuchtete in der Dämmerung des Abends.

Auch über ihm flüsterten die Bäume: Oh, wie ist sie so schön! Und die Lerchen im weiten, sonnenhellen Naabtale

jubelten nichts anderes als: Oh, wie ist sie so schön! Und er hätte laut aufjauchzen mögen: So wunder — wunderschön!

An der Straße stand ein Kapellchen. Er hielt an. Hinter dem Gitter saß eine plump geschnitzte Pietà mit dem Leichnam des Heilands über den Knien. Ein blondes Kind, ein Mädchen, stand barfüßig auf den steinernen Stufen und steckte einen Feldblumenstrauß an das Gitter; es war so versunken in sein frommes Geschäft, daß es sich gar nicht wandte nach dem klappernden Hufschlag.

Jonas sah ihm zu in tiefen Gedanken. Seine Stirne hatte sich zusammengezogen, und zweifelnd sagte er halblaut: ‚Oh — und ist sie auch fromm?‘

Da wandte sich das Kind und fragte: „Willst was?“

„Es hat nicht dir gegolten“, sagte er hastig. „Es hat niemand gegolten. Ich weiß es ja nicht.“

Er zog weiter.

Aber gar bald ward seine Stirne hell wie zuvor. Denn über ihm flüsterte wieder ein Baum und wieder und wieder ein Baum: Oh, wie ist sie so schön!

Seine Gedanken woben fort und fort liebliche Bilder, und er schmückte mit ihnen sein reiches, ödes Haus.

An dem steinernen Kreuz unter der Linde lehnte s i e und erzählte ihr Märchen. Das war das schönste von all diesen Bildern.

5. Schicksal

Es war am übernächsten Morgen.

Schon lange hatte die Sonne der alten Stadt geholfen, ihre Reize für die Augen der Gäste zurechtzurücken, als Jonas mit glückstrahlendem Gesicht im Gasthof zum Löwen erschien.

Und wenn auch Theodor Fontane irgendwo ganz entschieden abrät, Türme zu erklettern, die uns nur dem Himmel näher führten, aber von allem andern desto weiter entfernten und im besten Falle nichts als Dächer, flache, schräge, schwarze, rote Dächer zeigten, — wenn auch, so bestand der Major, seinem Grundsatze gemäß, doch darauf, die Stadt zunächst von oben herab zu betrachten.

Und so führte Jonas seine Gäste den nächsten Weg hinauf in den Turm des heiligen Martin.

Da standen sie nun auf der Galerie unter den Uhren, und auch Fontane hätte hier mehr gesehen als Dächer.

Eirund lag die Stadt, eingeengt in ihre alten Mauern, aus denen die vier Tortürme in scharf gezeichneten Linien emporstarrten. Wie ein halbiertes Ei, Kern und Hülle und Schalenwand nach oben gekehrt. Und der zackige Schalenrand war die Stadtmauer, die Hülle eine jüngere Stadt und der Kern ein winziges Städtchen aus ferner, mittelalterlicher Zeit, noch deutlich erkennbar an Zug und Strich enger Ringgassen und Gäßlein. Um das Ganze aber schlang sich ein dicker Kranz von Lindenbäumen.

Freilich waren auch Anwüchse vorhanden, die gar nicht mit dem ursprünglichen Bilde zusammenstimmten. Nicht die Vorstädtchen, die auch schon vom Alter angehaucht waren; die Vorstädtchen, die man ehedem immer kurzerhand wegrasierte, wenn Feindesnot es verlangte. Nicht diese, sondern

ungeschlachte Anwüchse der neuesten Zeit, die unserm Volke unter dem Hochdruck des Dampfes so manche Segnungen zweifelhafter Art gebracht hat. Vornehmlich im Südwesten eine große Ansiedelung mit qualmenden, himmelanstrebenden Schlöten, riesigen Werkstätten, roten, kistenähnlichen Arbeiterhäusern und ein paar Herrenhäusern, dick und plump in die Armutei und den rußigen Betrieb mitten hineingepflanzt.

So war die Stadt allüberall über den alten Bering hinausgequollen, und auch am Abhang des langgestreckten Berges lugten aus üppigen Obstgärten weiße Häuschen hervor — fast bis dorthin, wo der Wald von der Höhe herabwuchs und über den Wipfeln alter Buchen, Linden und Fichten der Turm einer Wallfahrtskirche mit mächtigem Zwiebeldach thronte.

Und angesichts der Unstimmigkeiten, der Mißtöne zwischen alt und neu, pflegten sich die Meinungen der Beschauer zu spalten. Weltfremde Schönheitsucher hätten am liebsten den ganzen neumodischen Plunder wegrasiert — wie ein rücksichtsloser Stadtkommandant der alten Zeit beim Anrücken des Feindes die Vorstädte wegputzte. Nur fehlte ihnen das nötige Kleingeld zum Aufkaufe. Schönheitsfremde Geschäftsleute dagegen äußerten sich geringschätzig über das Alte insgesamt und behaupteten mehr oder minder offenherzig, Mauern und Türme müßten ehestens niedergerissen und die Gräben ringsum eingefüllt werden, dann mache sich das Übrige schon allmählich von selbst. Nur, was sie unter dem Übrigen verstanden, sagten sie nicht. —

Lange Zeit standen die drei Freunde wortlos in die Betrachtung des großen Rundbildes versunken. Endlich sprach der Major fast andächtig: „Das da drunten ist über die Maßen altertümlich, und ein Geschichtsfreund wird immerfort wieder Neues entdecken. Aber wohnen möchte ich denn doch nicht in dem Gewinkel — sondern da draußen irgendwo im freien Land, in freier Luft.“ Und mit einer sehr ent-

schiedenen Handbewegung wischte er über den Steinhaufen und deutete hinaus in die Ferne.

Aber sogleich erwiderte Jonas Eisenhut mit stolzer Bescheidenheit und wies schräg hinab zwischen das Gewirre der Dächer: „Und ich wohne eben da drunten wie meine Väter und wünsche mir niemals Besseres als dieses. Der Giebelbau in der Gasse dort mit dem Rokoko-Erker ist meine Behausung, und der Erker wie das Barockportal sind eine Rarität."

Liselore hatte überhaupt nicht gesprochen, seit sie da oben standen. Denn ihr verschlug alles, was sie innerlich bewegte, die Stimme.

Träge wie immer strömte das Flüßlein beim Turme des oberen Stadttores herein, trennte die Stadt in zwei Teile, spiegelte die Häuser in seinem trüben Gewässer, strich an den moosigen Grundmauern hin, aus denen hüben Sankt Martin, drüben das Pfalzgrafenschlößlein mit seinem hohen Treppengiebel und dem schlanken Kapellenchörlein emporstiegen, gluckste unter der hölzernen Brücke, die auf altersbraunen Balken das biedere Ziegeldach trug, und verließ den Bering der Stadt durch den Doppelbogen, der sich im Spiegel des Wassers zur riesigen Brille ergänzte.

Tauben gurrten unten im Turme, Tauben strichen mit silberigen Schwingen über die Dächer, feiner Rauch stieg aus den Kaminen kerzengerade in die Luft, tausendfaches Leben pochte und kreischte, stampfte und rollte tief unten; und alles Harte, Scharfe klang gedämpft empor.

Auf dem länglichen Platze zwischen Sankt Martin und dem Rathause wimmelte die Geschäftigkeit des Marktes, auf dem Schienenweg von Böhmen her keuchte ein langer Güterzug durch die duftige Landschaft, und von fernen Höhen gellten kriegerische Hornrufe.

Sie stiegen vom Turm und begannen den Rundgang.

Liselore hat später noch oft an diesen ersten Gang durch die Straßen der Stadt gedacht, an das harmlose Wandern im Gefühle vollkommener Freiheit, mit dem erhebenden Bewußtsein, keinen von all den Zahllosen zu kennen und keinem etwas schuldig zu sein. —

Über die Menschen gießt die Sonne, um die Mauern webt sie in verschwenderischem Reichtum ihr unfaßbares, ungreifbares Gold.

Sie spielt über die steingewordenen, heiligen Geschichten an der gotischen Tumba Otto Pipans des Pfalzgrafen hinter dem Hochaltar der Martinskirche und läßt bläulich schimmern den Weihrauchdunst hoch oben zwischen den himmelanstrebenden Säulen des Schiffes. In ihrem versöhnenden Lichte vollzieht sich sogar die Enthauptung Johannes des Täufers auf fünf Quadratmetern Leinwand, gemalt von dem ‚berühmtesten Maler in Niederland Caspar de Krayer', harmlos befriedigend wie ein selbstverständlicher, theatralischer Abschluß, während Maria im Kreise verschiedener Heiliger von einer andern Leinwand herab mit höfischer Anmut die malerische Heiterkeit des christlichen Glaubens zu verkünden bestrebt ist. Aber dieselbe Morgensonne leuchtet auch über das strenge, spätgotische Holzbild des heiligen Wolfgang, das mit ernsten, großen Augen, mit der Ruhe eines Abgeklärten vorbei an einer verwelschten, aus den Gliedern gerenkten Gottesverehrung in Ewigkeitsfernen hinausblickt, — deutsch von der Stirne bis an die Zehen.

Und deutsch ist auch der wuchtige Büchsenmeister, der auf der roten Marmorplatte da draußen neben dem Südportale eingehauen steht, einäugig, die leere Augenhöhle mit einem großen Pflaster verschlossen, die betenden Hände mit einem dicken Rosenkranz umschlungen — ohne Zweifel ganz fertig mit dem Zerstörungswerke seines Lebens, das seinen Ausdruck findet in den Wappenbildern zu seinen Füßen, der bösen Kanone und dem feuerspeienden Drachen.

Über die Menschen gießt die Sonne, um die Mauern webt sie mit verschwenderischem Reichtum ihr Gold. Und die Menschen von heute bewegen sich geschäftig zwischen den Zeugnissen vom Dasein derer, die gestern und ehegestern gewesen, und aus den Schatten hebt sich zwischen nichtssagenden Gebäuden das gerettete wundervolle Erbe alter, harmonisch in sich geschlossener Zeiten: Die Mauern von Sankt Georg, der Stadtkirche von einstmals. Die Reste jenes weitläufigen Schlosses, das vor fünfhundert Jahren ein strenger Herr einer aufsässigen Bürgerschaft auf den Nacken gesetzt hat. Der hohe Renaissance-Erker, der auf zwei Säulen über dem Tore des alten Regierungsgebäudes emporwächst und weit und breit seinesgleichen nicht hat. Die Pracht des Rathauses, das Werk so vieler Geschlechter. Die Zierlichkeiten alle, verstreut in Gassen und Gäßlein, ehedem Freude und Stolz derer, die längst schon ruhen und schlafen: hier eine Fassade, dort eine Fensterumrahmung, da ein Wappen, dort ein lauschiger Innenhof mit fließendem Brunnen, hier in einer Nische eine Pietà. Und endlich die Stadtmauer mit ihren wuchtigen Torbauten und den vielen Türmchen — dem Pfaffenhansel, dem Schadenfroh, dem Dockenhansel, wie Laune und Witz der Alten sie benannt hat.

Aber auf einer achthundertjährigen Vergangenheit ruht doch die Stadt! Wo sind dann die Zeugen der ältesten Zeiten?

Die ersten drei Jahrhunderte sind spurlos im Erdboden versunken. Kein Mauerrest, keine Inschrift, kein abgetretener Grabstein gibt Nachricht von ihnen. Aber da und dort treibt vielleicht ein alter Baum auf einem verlassenen Friedhofe seine Wurzeln in den Moder derer, die damals gewesen, und seine Saugadern winden sich zwischen einem Knöchlein und einem Goldring in noch tieferes Erdreich hinab.

Die Jahrhunderte tun sich kund als Jahresringe am Stamme der Geschichte — breit und scharf begrenzt die letzten, schmaler und schmaler die inneren, und die innersten so eng an-

einandergepreßt, daß die Linien zusammenfließen, je näher es dem Kerne zugeht. Und mit jedem neuen Ringe, der sich ansetzt, wird der nächstältere Ring enger zusammengeschoben und also ein Jahreszeuge nach dem andern zwischen den drängenden Ringen zerdrückt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man war müde und hungrig, als Jonas in einer stillen Seitengasse vor einem reichgeschnitzten Barocktore stehen blieb, das Pförtchen öffnete und mit einer Verbeugung erklärte: „Hier bin ich zu Hause, und im Hinblick auf ungezählte belegte Brötchen, die in den vorigen Wochen aus dem mildtätigen Armbeutel des gnädigen Fräuleins auch zu meiner Labung gestiegen sind, bitte ich die Herrschaften zum Mittagessen.“

*

Sein Name ist ‚Es‘. Nicht Mann, nicht Weib, sondern ‚Es‘.

Noch nie hat ein Sterblicher aus eigener Kraft sein wahres Antlitz geschaut, noch nie; denn ‚Es‘ trägt immer eine Maske. Und immer eine andere, ganz für Ort und Zeit geeignete und auf die Menschen — auch auf ein ganzes Volk — berechnete Maske. Ganze Völker denken gar nie, einzelne Menschen erkennen nur selten, daß sie eine Maske vor sich haben, wenn ‚Es‘ vor ihnen steht. Sie halten die täuschende Maske für ein leibhaftiges Antlitz.

‚Es‘ kommt auf allen Erdenwegen; denn alle Wege sind gangbar für ‚Es‘. Ja, ‚Es‘ bedarf gar keiner besonderen Wege; ‚Es‘ schreitet einher zu Lande, ‚Es‘ fährt auf den Wassern, und ‚Es‘ fliegt durch die Luft. Für gewöhnlich reitet ‚Es‘ allerdings auf einem blinden Rößlein. Das Rößlein vermöchte keinen Schritt allein zu tun. Aber ‚Es‘ sitzt fest im Sattel und lenkt das blinde Tier mit unwiderstehlichem Drucke.

‚Es‘ ist das Schicksal, und sein Rößlein heißt Zufall.

Und ‚Es‘ erscheint den Sterblichen zumeist als etwas unsagbar Falsches, Tückisches, Unberechenbares; denn sehr

oft bringt ‚Es' dem kurzsichtigen Menschen in lächelnder Maske das Leid und in grausiger Maske das Glück.

Die Menschen wähnen, daß sie nichts Besseres seien als Spielbälle in der Hand einer unheimlichen Macht, die ‚Es' in der Maske auf dem Rößlein des Zufalls ausschickt zu den Wohnungen der Menschen.

Allerdings gibt es auch solche, die helle Augen ihr eigen nennen, Augen, mit heiligem Wasser gewaschen. Und diesen Augen ist es gegeben, hinter die Maske zu schauen. Sie sind sich immer bewußt, daß ‚Es' ausgesandt ist von der Macht, die Himmel und Erde auch noch nach andern als den erkennbaren, erforschbaren Gesetzen beherrscht, und daß diese Macht es ist, die letzten Endes nicht nur das reitende ‚Es', sondern auch das blinde Tragtier Zufall regiert. Sie sind deshalb doppelt und dreifach vorsichtig, wenn ‚Es' mit verheißungsvoller Maske lockend und prüfend vor ihnen steht und ihnen die Hand bietet, und bergen ihre Hände auf dem Rücken und prüfen auch ihrerseits die Erscheinung. Und wenn ‚Es' unerbittlich in der Maske des Leides über sie hereinbricht, dann verzweifeln sie nicht; denn sie schauen hellsehend hinter der Maske die ewige Liebe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Diesmal hatte ‚Es' eine harmlose, liebenswürdige Maske gewählt: ‚Es' hatte sich in den ahnungslosen Jonas Eisenhut gesteckt. Und das Rößlein, das dieser ritt, war nicht einmal blind, es war nur behaftet mit dem Fehler des Hahnentrittes und nannte einen Hirschhals sein eigen.

Der Major aber schickte sich an, beide Hände dieses maskierten ‚Es' zu ergreifen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Augenblicklich saß er in einem tiefen Lederstuhle zu ebener Erde im staatlichen Archive des Kreises einem kleinen, alten

Herrn mit langem, weißem Barte, frischer Gesichtsfarbe und hellleuchtenden blauen Augen gegenüber.

Dieser hatte aufmerksam zugehört, lehnte sich jetzt zurück, strich nachdenklich über seinen Bart und sagte: „Nach allem, was Sie mir soeben und was mein lieber junger Freund Eisenhut mir gestern mitgeteilt haben, handelt es sich um eine sehr ausgedehnte und dazu ziemlich aussichtslose archivalische Forschung. Irgendein Hindernis steht Ihrer Arbeit von unserer Seite selbstverständlich nicht im Wege. Ihre Forschung ist eine familiengeschichtliche und als solche gebührenpflichtig. Sie verfassen also eine Eingabe des Inhaltes, daß Sie einen Vorfahren suchen, der angeblich zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Regensburg gelebt hat, möglicherweise infolge der Gegenreformation aus dem Kurlande Oberpfalz oder aus dem Fürstentum Sulzbach vertrieben worden ist, aber vermutlich gar nicht Titus, sondern ganz anders geheißen hat. Sie zahlen die ungeheuerliche Staatsgebühr von zwei Mark, und ich lege Ihnen unbedenklich die einschlägigen Register, Repertorien genannt, vor, Sie schreiben die Archivalienbetreffe auf die zu diesem Zwecke mit Vordruck versehenen Zettel, der Archivdiener wandelt in die weitgedehnten Gefilde unsrer Säle, die, nebenbei bemerkt, in zwei verschiedene, zum Glück nebeneinander liegende Gebäude verteilt sind, und hebt Ihnen alles nach Wunsch aus. Ich spende Ihnen meinen archivarischen Segen, und Sie begeben sich auf Ihre Pirschgänge — haben entweder Weidmannsglück oder unsägliches Pech. Da jedoch nach unsern Erfahrungen herzerfreuende Glücksfälle hierinnen ebenso dünn gesät sind wie draußen im Leben, so tun Sie gut daran, sich mit dem dreifachen Erze der Geduld zu wappnen."

Der Major versicherte, daß er schon seit den Tagen seiner rekrutendrillenden Leutnantszeit ein ungewöhnliches Maß

von Kommißgeduld sein eigen nenne. Es bleibe ihm daher nur noch übrig, um die gütige Unterstützung der Beamten zu bitten.

„Das ist unsere selbstverständliche Pflicht", sagte der Archivar. „Und nun will ich Sie dem Kollega vorstellen."

Sie begaben sich durch einen Saal, in dem zwei untergeordnete Beamte arbeiteten, in das schmale Kabinett, das ein Herr mit langwehendem rötlichem Schnurrbart, einer schnarrenden Stimme und einem gewaltigen Schmiß auf der Wetterseite seines Angesichts bewohnte.

Die Vorstellung war rasch erledigt, der Vorrat an allgemeinen Redensarten in Bälde erschöpft.

Dann ging's in den Saal zurück, und der Archivar sagte gemütlich: „Hier, Herr Major Titus wird in nächster Zeit das Archiv benützen. Hier Herr Funktionär Sauerbrei, ehemals Wachtmeister mit der goldenen Tapferkeitsmedaille von 1870, und hier Archivdiener Hinterhuber, der zwar anno sechsundsechzig bei Kissingen seinen halben linken Arm gelassen hat, aber mit anderthalb Armen noch die größten Aktenfaszikel wälzt."

Mit ein paar raschen Schritten trat der Major auf die Veteranen zu, die schmunzelnd, in militärischer Haltung dastanden. „Wo erworben?" fragte er den riesigen Wachtmeister mit dem grauen Schnurr- und Knebelbart. „Bei Weißenburg, Herr Major!" — „Famos, famos, Herr Funktionär. Glänzende Erinnerung." — „An der man zehrt bis zum großen Appell, Herr Major," sagte der Graubart mit leuchtenden Augen. — „Und Sie — anno sechsundsechzig? Damals sind wir einander als Feinde gegenübergestanden. Aber die Zeiten sind andere geworden. Gottlob! Wenn ich nun mit Erlaubnis Ihres Vorstandes hier arbeite, so hoffe ich, daß wir gut miteinander auskommen!"

Funktionär und Diener fühlten sich geehrt, und der alte Wachtmeister bemerkte später zum Diener: „Da sieht man's

halt wieder einmal: ein alter Soldat. Jeder Zoll ein Kavalier, dieser Major Titus."

Es klingelte und hallte wie der Ton einer Kuhschelle durch die Gewölbe, und der Diener begab sich hinaus.

„Sie haben den Wunsch geäußert, das Archiv zu besichtigen?" sagte der Archivar.

„Gelegentlich, ganz gelegentlich!" beeilte sich der Major zu entgegnen.

„Wir können sogleich einen Rundgang unternehmen. Ich trete heute ohnedies einen vierzehntägigen Stadturlaub an und habe deshalb alles Laufende bereits erledigt. Also stehe ich zur Verfügung."

Der Diener kam zurück: „Ein Bauer will den Herrn Vorstand sprechen. Er glaubt, daß er ein Streurecht hat. Und ein Herr Pfarrer ist auch draußen. Strittige Kirchenbaulast."

„Also zuerst die Kirchenbaulast. Ich lasse den Herrn Pfarrer bitten! Der Bauer soll sich hierher setzen und warten!" befahl der Archivar. „Entschuldigen Sie, Herr Major. Sie werfen inzwischen vielleicht einmal einen Blick in das Repertorium über die Akten aus der Zeit der Gegenreformation. Bitte, Herr Funktionär, legen Sie Repertorium vor." — — —

Die Kirchenbaulast mußte sehr schwer, das Streurecht oder vielleicht auch die Auskunft des Bäuerleins etwas unklar sein; denn es währte eine gute halbe Stunde, bis der Archivar wieder zurückkam.

„Nun also, Herr Major, immer voran! Und damit wir vom Innern zum Äußern vorgehen — hier das Herz des Archives."

Er öffnete die Flügeltüren des Repertorienschrankes, auf dem mit großen Buchstaben zu lesen war: ‚Eigenmächtiges Ausheben dieser Bände ist im Hinblick auf die Dienstvorschriften untersagt.'

„Hier haben Sie die Verzeichnisse all unserer Schätze:

Akten, Urkunden und geschriebene Amtsbücher. Es sind, wie Sie an den Nummern sehen, einhundertundzwanzig Bände, die ältesten zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges entstanden, das jüngste —"

„Ist noch beim Buchbinder", fiel der Amtsdiener ein.

„Und von hier aus beherrschen wir unser Archiv. Jetzt in die Säle!"

Sie gingen zwischen den eng aneinandergerückten Aktengestellen hin, die bis zu den Gewölben emporragten. Reihenweise prangten die festumschnürten Faszikel in den Fächern, ein jeder mit weithin sichtbarer Aufschrift versehen. Sie gingen in die luftige Kammer, wo die Urkundenkästen standen mit runden Löchern in den Schubladen und feinem Drahtgitter vor diesen Löchern. Anzusehen wie Speiseschränke. Sie traten auf die Straße und begaben sich in das große Gebäude nebenan, wo sich im gewölbten Erdgeschosse auch wieder Saal an Saal reihte, jeder vom Boden bis in schwindelnde Höhe vollgepfropft mit Aktenfaszikeln, mit Sal- und Lagerbüchern, Katastern und Rechnungsbänden in allen Formaten.

„Ein ganz altmodisch eingerichtetes Archiv, wie Sie sehen, Herr Major. Jeder Saal mit List und Ausdauer der Nachbarbehörde abgerungen. Alles angepaßt; Flickwerk, so billig als möglich hergestellt. Neue Archive haben andere Einrichtungen: Eisengestelle mit Wendeltreppen und Galerien, Aufzüge, Klapptische. So vornehm treiben wir's nicht. Allerdings windet sich auch der Gedanke an einen Neubau schon durch Jahrzehnte wie eine Schlange durch unsere Akten — vorläufig aber behauptet der Staat, er habe kein Geld. Kommen muß ja dieser sagenhafte Neubau einmal; denn Sie sehen, wir sind an der Grenze unserer Aufnahmefähigkeit angelangt."

„Ich habe noch nie ein neues und auch kein altes Archiv gesehen", bekannte der Major. „Aber ich kann Ihnen nur sagen, ich bin überwältigt von der Fülle dessen, was ich hier

erblicke. Und diese Archivalienmassen sind also in einem Zeitraum von sechs-, achthundert Jahren erwachsen?"

„Oho!" rief der alte Herr. „Machen Sie mir den Appetit nicht rege! Unsere älteste Urkunde stammt aus dem Jahre 1401. Nur einige, von einer Stadt hinterlegte Stücke sind aus dem dreizehnten Jahrhundert. Akten gibt es ja überhaupt erst seit Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Aber die ältesten Urkundenschätze der Oberpfalz liegen im Hauptarchiv in München. Diese Einteilung ist eine Frucht der napoleonischen Zentralisationsidee: alle Kostbarkeiten des Landes in den großen Städten vereinigen, damit sie doch ja bei irgendeiner Katastrophe samt und sonders in Rauch aufgehen. So sind unsere Kreisarchive weitgedehnten Obstgärten zu vergleichen, deren unterste Äste, Zweige, Blätter und Früchte fein säuberlich abgesägt, abgerupft und gepflückt sind. Wenn sich also Ihre Familienforschung infolge eines glücklichen Fundes ins vierzehnte und dreizehnte Jahrhundert zurückerstrecken müßte, dann könnten wir Ihnen mit dem besten Willen nicht mehr dienen."

Der Major lachte: „Ich bin zufrieden, wenn ich vorderhand jenen Titus X., zirka 1630, glücklich beim Kragen gefaßt habe. Im übrigen möchte ich nun eine Wünschelrute zur Hand haben, mit ihr diese endlosen Gestelle entlang gehen und auf leises Zucken warten, — Sie wissen doch? — das Zucken, das mir anzeigte: hier steckt er!"

„Der Holzwurm?" fragte der Archivar.

„Nein, der Titus X.", lachte der Major.

„Und ich möchte zuweilen dem unvermeidlichen Holzwurm auf solche Weise zu Leib gehen", sagte der Archivar. „Übrigens, die Wünschelrute in Ihrem Sinn und Belang ist eben das Repertorium."

„Ein ungemein interessanter Beruf, dem Sie da leben!" rief der Major begeistert. „Alle Tage neue Forschungsreisen, jede Stunde eine neue Entdeckung —"

„— daß schon der Urgroßvater des Bauern Grashuber widerrechtlich im Staatswalde Streu gerecht hat und der Oberförster darob höchlich erbost war, oder daß der Kirchturm von Schnackelricht schon anno 1480 bedenklich gewackelt hat und anno 1517, gerade als Luther seine Thesen an die Wittenberger Schloßkirche heftete, richtig auch eingefallen ist," sagte der Archivar ein wenig spöttisch. „Ja, sehen Sie," fuhr er etwas ernsthafter fort, „unser Kuchen besteht auch nicht aus lauter Rosinen. Und für gewöhnlich ist's gar kein Kuchen, sondern richtiges Hausbrot. Und wenn wir dann wirklich einmal bei unsern Arbeiten auf etwas Interessantes stoßen — glauben Sie, dann dürfen wir dem auch so ohne weiteres nachgehen?"

„Nicht?" fragte der Major verwundert.

„Nehmen Sie an, ich finde beim Durchforschen der Pfarrakten von Schnackelricht die ergreifendsten Berichte über einen Einfall der Mansfelder Soldateska oder Klagen anläßlich der rücksichtslosen Durchführung der Gegenreformation niedergelegt und dergleichen mehr — kann ich mich mit dem eingehenden Lesen dieser Schriften aufhalten? Nein! Denn was suche ich? Baufallwendungen, weiter nichts. Also werfe ich auf einen Notizzettel die Stichworte »Mansfelderkrieg, Gegenreformation, siehe Repertorium x, Faszikel y, Nummer z« und lege dann alles beiseite. Oder ich habe einen großen, neuzugegangenen Bestand zu ordnen. Ein in sich geschlossenes Archiv von zehntausend, fünfzehntausend Nummern. Und ich finde in diesen Archivalien Fehdeakten aus dem fünfzehnten, Stiftungsakten mit einer Fülle von genealogischen Nachweisen, gemalten Ahnentafeln mit Wappen, Abschriften von Diplomen aus dem achtzehnten Jahrhundert — darf ich mich damit weiter beschäftigen, als es die Verzeichnung all dieser Schätze erfordert? Unter keiner Bedingung! Wo käme ich hin, wollte ich bei einer Wanderung in jedes Seitental eindringen und an jeder Quelle verweilen? Also die

Zähne zusammengebissen bei Akt 5601, das, was mich fast unwiderstehlich anzieht, in den Umschlag gelegt, mit Bindfaden verschnürt — weg damit und weiter zu Akt 5602! Sehen Sie, so arbeitet der Archivar, und wenn er's anders macht, kommt er zu nichts — wovon es allerdings auch Exempla von Beispielen gibt. Nein, Herr Major, unser Beruf ist ein trockener und führt uns durch manche Papierwüste. Aber allerdings, diese Wüste birgt ihre Oasen, und zu denen kommen wir in den Höhestunden unseres Daseins. Klarlegung von Rechtsverhältnissen, oft auf vier-, fünfhundert Jahre zurück, das ist der eine Teil unserer Tätigkeit, und er befriedigt den Mann, wie ihn jede gewissenhaft durchgeführte Arbeit, Pflügen und Säen, Holzhacken und Stiefelputzen befriedigt. Förderung der privaten Archivbenützung, der ortsgeschichtlichen, der familiengeschichtlichen Forschung, das ist der andere Teil. Und dieser Teil erhält uns frisch, läßt uns nicht bei unserer trockenen Arbeit selbst unversehens vertrocknen; denn er bringt uns fort und fort mit Menschen in Berührung und vermittelt auch mitunter sehr angenehme Bekanntschaften."

Beide Herren verneigten sich lächelnd voreinander.

„Der dritte Teil", fuhr der Archivar fort, „gehört der Ordnungsarbeit. Und mit dem Ordnen kommen wir niemals zu Ende. Niemals! Wird uns ein Archiv geordnet übergeben, dann setzen wir unsere Ehre darein, es dereinst wohlgeordnet weiter zu geben; und haben wir's wohlgeordnet überkommen, dann muß es eben mit allem Fleiß hochwohlgeordnet werden. Aber auch in glänzend geordneten Archiven wird man niemals fertig, kann nun und nimmermehr sagen: Sei getrost, liebe Seele, tu, was dir behagt, und streichle tagtäglich die ledernen Rücken deiner Repertorienbände. — Aber ich fürchte, meine Ausführungen möchten Sie langweilen?"

„Ich könnte Ihnen stundenlang zuhören!" rief der Major mit Begeisterung.

„Dann sind Sie entschieden archivalisch infiziert", erklärte der Amtsvorstand. „Und in diesem Falle gehen Sie einer Gefahr entgegen!"

„Das wäre?"

„Sie schrumpfen ein, verlieren Arme und Beine, Ihr Leib wird — entschuldigen Sie — walzenförmig, und zuletzt sind Sie in einen Archivwurm verwandelt. Lachen Sie nicht! Jeder Archivar kennt solche Exemplare. — Nun aber zum vierten und letzten Teil meiner Predigt — das ist die Wissenschaft als Arbeitsgebiet des Archivars. Die wissenschaftliche Forschung, die wir selbst in unsern Nebenstunden betreiben, und die, zu der wir den Forscher geleiten, der aus der großen wissenschaftlichen Welt an unsere Küste verschlagen wird. Und sehen Sie, solch ein Forscher ist zum Beispiel Jonas Eisenhut."

„Mir imponiert natürlich sein Wissen ganz gewaltig", sagte der Major. „Aber ist er in der Tat so bedeutend?"

„Bedeutend? Ich sage Ihnen, er könnte morgen ein epochemachendes Werk in Druck geben, und in einem Jahre wäre er Hochschullehrer — wenn er nur wollte."

„Darf man fragen, was ist das für ein Werk?"

„Er hat's Ihnen nicht erzählt? Das sieht ihm gleich. Aber es ist ja kein Geheimnis. Eine Wirtschaftsgeschichte der Oberpfalz von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Und dieser Mann" — der Archivar stampfte zornig — „dieser Mann, der nur hundert Seiten seines Riesenmanuskriptes an die nächste Universität einzuschicken brauchte, kann sich nicht einmal entschließen, den Doktor zu machen."

„So ist sein Werk schon ganz fertig?"

„Ganz fertig. Das ist's ja eben! Er hat es fertig, soweit Menschenwerk überhaupt fertig, soweit wissenschaftliche Forschung jemals zum Abschluß gebracht werden kann. Er aber behauptet fortwährend, er könne eine so unfertige Arbeit nicht herausgeben, gräbt immer weiter und findet dann

gewiß noch ein Würzelchen, das etwas anders riecht als die übrigen. Am liebsten aber spaltet er Haare, und wenn er sie gespalten hat, dann viertelt er sie der Länge nach. Das ist Jonas Eisenhut — im übrigen einer der besten, lautersten Menschen und mir ein so lieber junger Freund, daß ich es im Grund meiner Seele doch lebhaft bedauern würde, wenn er seinen Rokokokasten verließe und einem Lehrstuhle zupilgerte. — Aber was gedenken Sie nun zunächst zu tun, Herr Major, wenn ich fragen darf?"

„Wir bleiben ein paar Wochen hier und machen Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung. Dann reisen wir heim, und im Herbste komme ich auf einen Monat zurück und erledige meine Forschungen."

„Und machen während dieses Monats einen kleinen Anfang in Ihren Forschungen", berichtigte der Archivar.

„Glauben Sie, daß ich in einem Monat nicht zum Ziele komme?"

„In einem Jahre — möglicherweise. Unter Umständen in Jahren. Vielleicht aber auch nie."

Der Major blickte betreten zu Boden.

„Lassen Sie sich's nicht bekümmern", tröstete der Archivar, „und fangen Sie an. Dann kommen Sie wieder und wieder, und vielleicht glückt's doch einmal. Übrigens — darf ich Sie während meines Urlaubs zuweilen auf Ihren Wanderungen führen? Ich könnte Sie vielleicht auf so manches aufmerksam machen, was man gewöhnlich übersieht. Allerdings haben Sie ja auch Eisenhut an der Seite. Aber was der eine von uns nicht weiß, das kann wohl der andere ergänzen."

Der Major streckte dem alten Herrn beide Hände entgegen. —

Diesmal hatte ‚Es' sich in die Maske eines Archivars gesteckt und ritt auf einem großen, vom Alter gebräunten Aktenfaszikel.

6. Ein verödetes Nest

Nach ein paar Regentagen leuchtete die Sonne wieder in Klarheit auf die Stoppelfelder herab. Weiße Wölklein standen in unermeßlichen Höhen, und die bewaldeten Berge begrenzten blauduftig das weite Tal.

Nahe den funkelnden Bahnschienen lag ein Dorf mit niederen Hütten, dazwischen hoben sich ein paar Ziegeldächer über die strohgedeckte Nachbarschaft heraus, und in den braunen Pfützen der Dorfstraße versuchte sich die liebe Sonne zu spiegeln.

Einer Kirche entbehrte die kleine Siedelung. Statt ihrer ragte am Eingang, fast vornehm anzusehen in dem ärmlichen Bilde, ein altes, graues Schlößchen.

Ein Schlößchen. In einer noch so kleinen Stadt wäre es ein Haus wie andere auch gewesen, ansehnlich, aber nichts Besonderes. Hier war's etwas Besonderes, hier war es ein Schloß. Denn es kommt in dieser Welt des Scheines alles darauf an, wo etwas steht.

Es hatte dicke Mauern und über dem Erdgeschosse noch zwei Stockwerke. Und von unten bis oben waren die Längswände von fünf, die Seitenwände von zwei Fenstern durchbrochen. Ein hohes Walmdach, auf dessen alten Ziegeln strichweise dunkles Moos wuchs, krönte den Bau.

Und es war doch nicht etwa nur ein großes Haus, sondern es war eine richtige Moosburg. Denn eine massige Mauer lief auf allen vier Seiten herum, vier Türmchen sprangen an den Ecken aus diesem Bering, und ein breiter, versumpfter Graben erschwerte auch jetzt noch die Annäherung und zwang die Besucher, den Holzsteg zu benutzen, der an Stelle einer Zugbrücke zum Tore hinüberführte. Die Türmchen aber hatten im Laufe der Zeit ihre Spitzhüte verloren, waren anzusehen

wie Maßkrüge ohne Deckel und behaupteten mißmutig und zwecklos ihren Posten.

Länger als dreihundert Jahre stand das Schlößchen in dieser Gestalt sicherlich nicht. Aber ebenso gewiß hatte derselbe Wassergraben schon Jahrhunderte vorher eine Moosburg geschützt.

Vor dreihundert Jahren also mochte das Schlößlein noch recht neu gewesen sein. Und nicht lange danach erlebte es einen Tag, so stolz —

Von diesem Tage erzählte auch der Archivar, der mit dem Major und seiner Tochter durch die Gemächer ging: „Nicht nur die Preußen, sondern auch die Bayern haben einen Großen Kurfürsten gehabt. Aber die Größe des bayerischen Herrn ist verschieden von der des preußischen Staatsbegründers. Ein Hauptunterschied liegt wohl darin, daß der Preuße die besten Untertanen fremder Herren, wenn jenen der Boden unter den Füßen zu heiß wurde, mit väterlich geöffneten Armen in seinem Lande willkommen hieß, während der Bayer bemüht war, die besten seiner Untertanen aus seinen Grenzen zu treiben. Beide hatten ihre guten Gründe zu solchem Verhalten, und von seinem Standpunkte aus beurteilt war jeder im Rechte. Denn sie taten es beide um der Religion, um der Einheit des Staates willen. Nur die Folgen waren einigermaßen verschieden. Denn im Kurtume Bayern wurde es danach so stille, daß man die nächsten Jahrhunderte hindurch draußen in der Welt kaum etwas vom Leben seiner biertrinkenden Untertanen merkte, während die preußischen Brüder dieselbe Welt mit dem Ruhm ihres Namens erfüllten. Und jener große bayerische Kurfürst hat, man höre, eine ganze Nacht in der kleinen Moosburg geschlafen und ist am nächsten Morgen unter den Bücklingen des Schloßherrn wieder von dannen geritten — gerade um die Zeit, als die Deutschen darüber

einig wurden, sie müßten nun dreißig Jahre lang einander die Köpfe einschlagen. Nach dem einen großen Tage sind dann sehr viele kleine Tage über beide gekommen — über das Heilige Römische Reich deutscher Nation und über das Schlößlein. Im Reiche ist es zwar mitunter wieder einmal aufwärts gegangen; aber das Schlößlein hat jederzeit mehr der bösen als der guten Tage gesehen. Und endlich ist einer zwischen den vier Türmen gesessen, der hat das noch von seiner Mutter, der letzten ihres Geschlechtes, ererbte Geld vollends zum Fenster hinausgeworfen."

Die drei betraten soeben ein ödes Gemach im obersten Stockwerk, und der Archivar deutete mit einer gewissen Feierlichkeit auf einen Spieltisch aus der Empirezeit, der als einziges Überbleibsel versunkenen Wohlstandes, als einziges Geräte im ganzen Schlößlein eine kahle Wand zierte. Und der geschichtskundige Mann legte seinen Zeigefinger an die Nase und sagte: „Aus dem Fenster geworfen! Jawohl. Freilich ist das nicht ganz wörtlich zu verstehen; denn an diesem schönen Tische hat der windige Baron Hans von G.... vor fünfundvierzig Jahren den Rest seines Vermögens verspielt."

Der Major und Liselore betasteten die eingelegte, polierte Platte, und es ergab sich dabei, daß der Tisch nicht einmal mehr fest auf seinen Beinen stand, sondern bedenklich wackelte. Und jedes von ihnen sah nun den leichtsinnigen Baron Hans von G.... leibhaftig am wackeligen Spieltisch sitzen, jedes sah ihn anders, aber im Grunde war's doch ein und derselbe.

Man schwieg, hing seinen Gedanken nach und freute sich, wie das so menschlich ist, im Geheimen der eigenen, um ein Beträchtliches solideren Lebensanschauung.

Und endlich führte der Archivar die nunmehr genügend vorbereiteten Wandergenossen über den knarrenden Fußboden in das letzte Gemach, wo gegenüber dem Fenster,

im besten Lichte, ein riesiger, in Öl auf Leinwand gemalter Stammbaum derer von Moos die Wand bedeckte — das einzige Gemälde im ganzen Schlößlein.

Es war die übliche Aufmachung: Ein Gewappneter lag auf dem Erdboden, und aus seiner Brust wuchs als ein weitverzweigter Baum sein ganzes Geschlecht und überschattete mit vielen hundert Namen eine lachende Landschaft. Von der seligen Hausfrau des alten Herrn war keine Spur zu sehen, und so schien es, als hätte sich hier ausnahmsweise das alttestamentliche Wunder wiederholt, von dem uns im zweiten Kapitel der Genesis berichtet wird: Und er nahm seiner Rippen eine und schloß die Stätte zu mit Fleisch. — Draußen vor dem Schlößlein, der Brücke gegenüber, stand eine Linde im vollen Sommerkleide. Sehr oft hatte sie frische Blätter getrieben im lauen Frühlingswinde, ebensooft hatte sie die altgewordenen Blätter abgeworfen im Sturme des Herbstes. Der Stammbaum da herinnen hatte seine alten Blätter auch abgeworfen zu ihrer Zeit, und manch ein junges hatte ihm der Sturmwind vorzeitig von den Zweigen gerauft. Aber neue Blätter wuchsen ihm stets nur ganz oben an den äußersten Zweigen — in Wirklichkeit war er kahl bis dort hinauf, jämmerlich kahl, und sein Bild an der Wand war also von Grund aus erlogen.

Der Archivar suchte den Namen des letzten Fräuleins von Moos, deren Sohn sein Geld am Spieltisch da draußen verjuxt hatte. Endlich fand er sie ganz oben links, hob seinen Stock und wies den beiden andern ihren Namen. Geboren 1798. Jetzt wußten sie's. Und der Archivar fuhr mit der Stockspitze herunter über ihren Vater, Großvater und alle Urväter bis zum liegenden Ritter und sprach gelassen das weltgeschichtliche Urteil: ‚Sic transit gloria mundi.'

Die Bretter knarrten, die Türen pfiffen, die Schlösser kreischten, und die drei traten auf die Brücke.

Sie wandten sich und sahen hinauf zu den trüben, ungastlichen Fenstern und zu dem halbverwitterten Steinwappen der Herren von Moos über dem Tore.

„Mich wundert nur, daß alle Scheiben noch heil sind," sagte der Major. „Wer bestreitet denn die bauliche Unterhaltung?"

Der Archivar antwortete: „Die ganze Herrlichkeit — soweit der Graben reicht, mehr nicht — gehört einem Sohn jenes, fast hätte ich gesagt Spielmanns. Er wohnt irgendwo weit von hier, schlägt sich als Agent einer Versicherungsgesellschaft durchs Leben — hoffentlich nur mit seinem Titel erblich belastet. Titel und Schlößlein sind das Einzige, was ihm geblieben ist. Alle paar Jahre kommt er einmal, geht durch die Räume, untersucht mit dem Manne, der die Schlüssel verwahrt, die Stellen wo's hereinregnet, ordnet die allernötigsten Ausbesserungen an und verschwindet wieder auf ein paar Jahre. Um sechs-, achttausend Mark verkauft er Ihnen die ganze Baracke, Herr Major."

„Mir?" rief dieser verwundert.

„Ich habe doch nur Spaß gemacht", meinte der alte Herr. Und während der Major einen Rundgang um das Schlößlein antrat, ging der Archivar mit Liselore ins Dorf und klopfte an das Fenster eines niederen Hauses.

Ein Bäuerlein kam zum Vorschein, und der Archivar gab ihm den Schlüsselbund.

„Sind S' fertig, Herr Arvichar?"

„Jawohl, Nachbar, ich habe mich wieder einmal überzeugt, daß der alte Kasten noch an seinem Platze steht."

„Den trägt auch so leicht keiner davon."

„War der Herr Baron heuer schon da?"

„Na, noch nit."

„Und wie geht's denn bei Euch?"

„Dank der Nachfrag, könnt leicht besser gehn, Herr Arvichar."

„Na, und wo fehlt's denn?"

„A Sau is uns verreckt, und die Nettel is auch krank."

„Die Nettel? Ach, das ist doch die blonde, freundliche? — Wie alt wird s' denn sein, zehn Jahr?"

„Das stimmt."

„Na, und wo fehlt's ihr denn?"

„Im Hals. Is ihr alles zu eng."

„Oh, da ist aber nicht zu spassen. Habt Ihr denn einen Doktor?"

„Sell schon. Weil er heut grad vorbeig'fahren is, hab' ich ihn 'reing'holt."

„Und was hat er denn gesagt?"

„Sterben muß s', die Nettel, hat er gesagt."

„Hat sie wohl gar Diphtherie?"

„So hat er g'sagt."

„Ja, da gibt's aber doch ein ausgezeichnetes Mittel —?"

„Das hat er auch g'sagt, Scherum."

„Serum. Und das habt Ihr doch gleich geholt in der Apotheke?"

„Ich nit. Is ja viel z'teuer. Zwanzig Markl. So was is nix für unsereinen."

„Mensch — wenn aber das Leben dran hängt!"

„Ob's 'leicht was hilft?"

„Ja, es hilft in den allermeisten Fällen."

„Zwanzig Markl, das is nix für unsereinen."

„Und wenn die Nettel stirbt?"

„Kann sie's leicht besser kriegen, als sie's bei uns hat. Und wir haben noch sechs."

Liselore war näher getreten und sah den Mann, der sein Schnupftabaksgläschen zog und scheinbar gleichmütig eine Prise in die Höhlung seines Daumengelenkes klopfte, mit entsetzten Augen an.

„Nachbar," begann der Archivar aufs neue, „Ihr könnt's doch machen. Ein Bauer mit sechs Kühen —!"

„Achte", berichtigte der Mann.

„Also mit acht Kühen, dreißig, vierzig Tagwerk Feldbau und Wiesen und wollt zwanzig Mark anschauen, wenn sich's um Leben oder Sterben von Eurem Kind handelt?"

„Weiß man's denn gewiß, ob's was hilft, das Scherum?"

„Freilich hilft's!" schrie der Archivar. „Aber jetzt will ich Euch was anderes sagen", fuhr er etwas ruhiger fort. „Rechnet einmal: Angenommen, die Rettel muß sterben. Könnt Ihr sie dann in Euerm Obstgarten einscharren?"

„Das wohl nit."

„Also — da muß der Leichenschauer kommen und die Seelnonn', dann müßt Ihr ein Grab kaufen, müßt die Leich ausrichten, den Herrn Pfarrer, den Mesner bezahlen, die Leidtragenden bewirten — reichen da zwanzig Mark aus?"

„Das wohl nit."

„Und angenommen, das Serum hilft und die Rettel wird wieder wie vorher — die wächst Euch doch von selber in die Arbeit hinein und erspart Euch mit der Zeit eine Kuhmagd?"

„Freilich, die Rettel is fleißig!"

„Also! Ihr geht auf der Stelle mit uns in die Stadt und kauft das Serum. Und morgen — hat der Herr Doktor gesagt, daß er wieder kommen wird?"

„Morgen will er sie impfen. Aber es kost' z'viel. Zwanzig Markl für eine Medizin, das ist ja ein Heidengeld. Ich tu's emal nit!"

„Mann, wenn aber nun ich Euch —!" rief Liselore erregt.

Der Archivar schnitt ihr das Wort ab: „Nachbar, das Fräulein will Euch die Hälfte dran zahlen."

Das Bäuerlein schnupfte abermals umständlich. „Zehn Markl is immer noch z'viel."

„Ich zahle auch fünf Mark dazu", sagte der Archivar.

Der Bauer besann sich nun ernstlich. „Wegen meiner. Wenn's aber nix hilft?"

„Dann haben wir unsere Pflicht und Schuldigkeit getan und müssen uns nicht der Sünden fürchten!" rief der Archivar zornig. „Jetzt aber vorwärts, Ihr geht mit uns!"

„Gleich bin ich fertig, Herr Arvichar," versprach das Bäuerlein und tappte in die Haustüre.

„Schauderhaft!" rief Liselore und wandte sich ab.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das ist unser Volk."

„Ein vereinzelter Fall!"

„Durchaus kein ganz vereinzelter Fall. Ich habe jüngst erst von einem ganz ähnlichen gehört. Alle Leute hierzulande sind freilich nicht so. Im allgemeinen aber — ei nun, je näher ein Volk dem Urzustande ist, desto mehr schätzt es die Menschen nach dem Wert ihrer Arbeitsleistung, und desto weniger gelten ihm Kinder und alte Leute. Denn Kinder kommen in genügender Anzahl zur Welt, und für die nötige Auslese sorgt die Natur. In einem oberpfälzischen Bezirksamte sterben jahraus jahrein fünfunddreißig Säuglinge vom Hundert."

„Und die Mütter?" rief Liselore.

„Die Mütter trösten sich, wenn das Werk ihrer Dummheit oder Faulheit vollbracht ist: ‚Unser Herrgott hat's zu sich genommen und ein Engerl draus gemacht. Hat's jetzt leicht besser als bei uns'. — Aber da kommt ja unser Freund. Es wird Zeit, daß wir gehen."

*

Der Abend begann die Erde einzuhüllen, und aus den Hütten und Häusern des Dorfes stieg der Rauch der Herdfeuer kerzengerade empor. Kleine Fenster glühten dunkelrot auf. Das Vieh war von der Weide heimgekehrt. Am langen Troge des Dorfbrunnens stand es in dichter Reihe und trank. Eines nach dem andern machten die braunen Rinder kehrt, trotteten davon und verschwanden in ihren Gehöften, eines nach dem andern schoben sie sich aus dem Haufen nach vorn in die Reihe der Trinkenden.

In der Ferne sang ein Weib. Es mochten gellende Töne sein — aus der Ferne klang es gedämpft und schwermütig.

Hinter den schwarzen Hügeln kam langsam der Mond hervor, voll und rot und mächtig groß.

Ein Rind brüllte laut auf und galoppierte in tollen Sprüngen, hocherhobenen Schweifes, mit triefendem Maule vom Brunnen durch die patschenden Pfützen die Straße entlang.

Die Sängerin war nahe ans Dorf gekommen. Rauh und ungefüg tönte der Singsang:

Grüß di God, mei lieber Abendstern,
seh' di heut und seh' di allzeit gern.
Scheint der Mond über Eck
und mei'm Schatz übers Bett.
Schein du hin,
schein du her,
immerfort
immermehr.
Laß ihm kei' Rast,
laß ihm kei' Ruh,
daß er alleweil nur
an mi denken tu!

Düster lastete das hohe Dach auf dem Schlößlein, die grauen Wände schimmerten, und die Fensterscheiben flimmerten und glitzerten im Lichte des Mondes.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nacht war's, tiefe Nacht. Am hohen Himmel stand der kleine, runde, goldene Mond. Wasservögel schrieen in der Nähe und in der Ferne. Mit funkelnden Augen rollte ein Güterzug heran, polterte in schier endloser Länge vorüber und verschwand keuchend in der dämmerigen Nacht.

Das Dorf schlief, und wie verzaubert stand das Schlößlein zwischen seinen vier Türmen.

Da hob sich der Rasen rings um den Graben, und lautlos stiegen sechs Jahrhunderte aus dem Boden empor.

Riesengestalten in langen Gewändern, uralte Gesichter unter welken Kränzen. Und sie griffen sich an den zerfließenden Händen und begannen einen Tanz um die Mauern, langsam und lautlos.

Ihre Gewänder wirbelten ineinander, ihre langhaarigen Häupter schlangen sich eins ins andere und zerflossen in einen grauen Reif. Höher und höher wuchsen sie und umwoben das Schlößlein mit Schleiern. Die Mauern ergrauten, das Licht auf den Scheiben erlosch.

Trübselig stand der Spieltisch in der obersten, östlichen Stube und auch er hatte seinen ärmlichen Glanz und Schimmer verloren. Von dem großen Stammbaum aber im Zimmer nebenan löste sich ein Name, glitt herab auf den Boden, reckte sich und stand als ein gewappneter Mann. Er breitete die Arme aus und fing mit den Kettenhandschuhen einen zweiten Namen auf, der wie eine reife Frucht vom Baume fiel und sich in seinen Armen zu einem zierlichen Fräulein entfaltete. Und beide begannen lautlos auf eine uralte Weise zu tanzen.

Name auf Name fiel herunter, eine Gestalt nach der andern erhob sich vom Boden.

Lautlos sprangen alle Türen auf. Armleuchter mit brennenden Kerzen schoben sich aus den Wänden, Teppiche legten sich über die grauen, rissigen Dielen; altertümliche Geräte wuchsen aus den Ecken heraus und rückten sich an ihren Ort. Von einer Stube in die andere quollen die Gestalten: Junge und Alte, Gebückte und Gerade, in den Gewändern der Kreuzfahrer und in den Reifröcken des Rokoko, in spanischen Wämsern, in Spitzschuhen mit Schellen und in Trikotkleidern der Hussitenzeit, mit wallenden Perücken und mit Sammetkappen. Kinder trippelten zwischen den Großen,

Kinder mit langen, steifen Röckchen bis zum Boden, putzig anzusehen mit ihren ernsthaften Gesichtern. Wie sie droben geschrieben standen, so fielen sie herab, lebten auf in der gespenstigen Nacht und erfüllten das Haus.

Diener glitten von Stube zu Stube, und an den Wänden saßen die Frauen, als säßen sie im Ballsaale, und blickten prüfend in das Gewimmel.

Draußen stand der Nebel der Jahrhunderte wie eine Mauer, drinnen tanzten die Schatten versunkener Zeiten, und dann und wann tönte der Schrei eines Wasservogels aus weiter Ferne herein.

Aber allgemach sanken die Nebel draußen und schlüpften zurück in die Erde, der Mond leuchtete wieder goldig vom klaren Himmel und malte Fensterkreuze auf die Fußböden.

Da hing der Stammbaum wie vorher im leeren Gemach, da trauerte der Spieltisch wie vorher. Ein Mäuslein nagte in der Ecke, und sein Nagen klang so laut, so scharf, daß es kreischte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

‚Es' hatte sich diesmal unter ein hohes Walmdach versteckt und lockte hinter den erblindeten Fensterscheiben eines verödeten Schlößleins.

*

„Was meinst du?" fragte der Major, als er am andern Tage mit seiner Tochter auf dem Maria-Hilfberge vor der alten Linde stand und das Muttergottesbild in der Höhlung des Baumes betrachtete. „Was meinst du?" wiederholte er, und sein Blick schweifte zerstreut von dem Rosenkranz der Höhlung über das bleiche Gesicht Liselores.

„Du weißt ja, Vater, daß ich seit geraumer Zeit eigentlich gar nichts mehr meine," antwortete sie mit einem müden Lächeln.

„Du sollst aber deine bestimmte Meinung äußern; denn der Entschluß entscheidet gleicherweise auch über deine Zukunft."

„Ich habe nichts dagegen, wenn wir unsern Wohnsitz aufgeben. Dann werde ich nicht bei jedem Schritt an das erinnert, was nicht mehr zu ändern ist. Insofern bindet mich nichts an die Heimat!“

„Und wenn wir also mit einem raschen Entschluß hierher zögen?“ fragte er sichtlich erfreut.

„Im Grunde mir vollkommen einerlei, wo wir wohnen, lieber Vater. Aber in der alten, engen Stadt da drunten fände ich's, mit einem Wort gesagt, — schrecklich.“

„In der Stadt — ja, da hättest du recht. Aber wer sagt dir denn, daß ich in der Stadt wohnen möchte? O nein, da wüßte ich etwas viel Besseres.“

„Und das wäre?“

„In dem Schlößchen da draußen!“ rief er begeistert.

„Im Ernste, Vater?“ Sie sah ihn entsetzt an. „Wo die Füchse einander Gutnacht sagen?“

„Es ist von dort nur ein paar hundert Schritte zur Haltestelle. Die Zugverbindungen sind vortrefflich. In einigen Minuten können wir die Stadt erreichen. Und — ich habe mich erkundigt — das Schlößchen ist tatsächlich um einen Pappenstiel feil.“

Sie vermochte sich noch nicht recht zu fassen und schwieg.

„Nun, was meinst du, Liselore?“

„Schrecklich!“ stieß sie hervor. „Hast du die halbverfaulten Fußböden, die vermorschten Fensterstöcke, die zerfetzten Tapeten gesehn?“

„Ach, das sind doch alles Kleinigkeiten! Da ist mit einigen tausend Mark wunderviel auszurichten.“

„Und im untern Stockwerk steckt die Feuchtigkeit; es riecht wie im Keller.“

„Wir wohnen aber doch nicht im untern Stockwerk, wir haben nicht den dritten Teil all der vielen Räume nötig, und oben ist nicht das Geringste von Feuchtigkeit zu bemerken,“

widersprach er eifrig. „Doch, wie gesagt, ich richte mich ganz nach dir; du sollst entscheiden.“

„Lieber Vater, wo du doch schon entschlossen bist?“ Sie lächelte. „Bitte, laß mir nur ein wenig Zeit. Es ist mir zu rasch gekommen. Nur bis heut abend!“

Sie traten aus dem Schatten der Bäume, gingen am freundlichen Klösterlein vorüber, stiegen die mächtige, vielstufige Steintreppe zur Kirche hinan und sprachen nichts mehr, beide mit ihren Gedanken beschäftigt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Liselore kannte die geheimen Gedanken ihres Vaters gar wohl, wenn er sie auch ängstlich vor ihr verbarg. Was konnte dem abgehalfterten, kraftvollen Manne lieber sein, als die Garnison zu verlassen, wo man ihn vor Jahresfrist zur Untätigkeit verurteilt, hatte? Liselore erinnerte sich mit Grauen der ersten Zeit, wo der Vater in tiefer Gemütsverstimmung dahinlebte, nur in der Dämmerung das Haus zu verlassen wagte und sich in krankhafter Scheu hütete, einem Bekannten in den Weg zu kommen. Nach einem halben Jahre war's ja besser geworden, und sie gedachte noch des Morgens, an dem er sich, so frisch wie schon lange nicht mehr, an den Kaffeetisch setzte und mit einem Seufzer der Erleichterung sagte: ‚Lore, ich hab's überwunden.‘

Freilich, ganz überwunden war's heute noch nicht.

Also, der Vater wäre glücklich, wenn er hier, am Orte des Archivs, leben und arbeiten und im Frieden der Vergangenheit die immer wieder emporquellende Bitternis der Gegenwart verwinden könnte!

Und sie? Ei, was fesselte denn sie an jenen Ort, der seit sechs Jahren ihre Heimat war? Heimat —! Vor sechs Jahren eingetauscht für eine andere Heimat, die wieder fünf Jahre vorher eine noch frühere Heimat ersetzt hatte. Heimat —! Was wußte sie viel von Heimatgefühl? Sie,

die von früher Jugend an fünfmal in eine andere Heimat gezogen war, das Kind eines modernen Nomaden!

Freilich, die letzte Heimat hätte eine wirkliche Heimat werden können. Und vor ihrer Seele stand in wehem Glanze, halb versteckt hinter den Ulmen eines Parkes, ein schlichtes Herrenhaus. Jawohl, die letzte Heimat hatte Lieder gesungen, die nie mehr verklingen würden. Oh, wenn sie doch verklängen! Sie mußten ja verklingen. Und warum atmete sie in diesem Sommer so viel freier, je weiter sie sich von jener Stadt entfernten? Warum war sie da droben zwischen Leuchtenberg und Fahrenberg oft halbe Tage lang glücklich gewesen? Und warum wurde es ihr jetzt von Tag zu Tag wieder schwerer ums Herz, je näher die Stunde der Heimreise heranrückte?

Verlaß den Ort, wo du vom Glücke geträumt hast und im Leid vergehen wolltest. Verlaß ihn! Denn seine Häuser haben lebendige Augen, und seine Pflastersteine haben Zungen. Und du bist es, die sie anfunkeln, du bist es, mit dem sie sprechen in Rede und Antwort.

Und was band sie an jenen Ort? Einige gute Freundinnen — gewiß. Aber zwei von diesen waren verlobt, eine dritte schickte sich an, ihr Brot in der Fremde zu suchen. In Jahresfrist würde sie doch vereinsamt sitzen.

Also warum nicht fort? Fort, je eher desto besser! Nein, sie würde sich in der Fremde wahrhaftig nicht in Heimweh nach dieser Heimat verzehren. Ihr Leid saß tiefer.

Aber hierher — in diese Stammes- und Wesensfremde? Und in diese Moosburg, in dieses verödete Nest?

Ei, warum denn nicht? Sie fühlte sich so krank, wenn sie an die Heimkehr dachte. Es war eine Stelle in ihrer Gedankenwelt, daran durfte nichts rühren. Wenn es aber dennoch geschah, dann wachte wieder auf, was sie gelitten hatte. Und in der alten Heimat würde alles dran rühren und alles, alles wach bleiben.

Also warum nicht?

Ein verödetes Nest? Gewiß, so sehen sie aus, die verödeten Nester. Aber was war denn ihre Heimat anders als auch ein verödetes Nest?

*

Nach dem Abendessen reichte ihr der Vater den Brief eines Freundes hinüber: „Da siehst du, Liselore, was auf anonyme Zuschriften zu geben ist! Du erinnerst dich wohl?"

„Und ob ich mich erinnere!" Sie las: ‚Ich habe mich an verschiedenen Stellen unauffällig erkundigt und kann Dir die beruhigende Versicherung geben, daß an der Verdächtigung kein wahres Wort ist. Das Haus erfreut sich nach wie vor des besten Rufes.'

„Nun?"

„Und es ist doch gut, daß du dir Gewißheit verschafft hast," sagte sie und gab den Brief zurück. „Ich gestehe, die Sache hat mich manches Mal beunruhigt." —

Beim Gutnachtsagen hielt er ihre Hand fest und sah ihr fragend in die Augen: „Hast Du Dir meinen Vorschlag überlegt?"

„Wo du hingehst, lieber Vater, da gehe ich auch hin."

„Recht so, mein Kind, und du wirst sehen, es ist der gewiesene Weg."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

An diesem Abend vermochte sie lange nicht einzuschlafen. Sie fühlte es doch, daß nun ein neuer Abschnitt ihres Lebens begann. Und es war alles so plötzlich über sie gekommen, daß sie mit wachen Sinnen zu träumen vermeinte.

Sie erhob sich und nahm einen Schluck Wasser. Doch auch dieses Schlafmittel wollte heute gar nicht verfangen.

So lag sie mit geschlossenen Augen und spann sich in ihre Gedanken ein — in die Gedanken an ihre Kindheit.

Damals —! Ihr Kleid war noch sehr kurz, und ein Hängezöpfchen baumelte ihr auf den schmalen Rücken herab.

Damals —! Sie befand sich in der Eßstube an der Hand ihres Vaters und sah mit verweinten Augen eine seltsame Veränderung. In der Mitte, wo sonst der Tisch gestanden war, ruhte auf schwarzverhülltem Gestelle ein Sarg, und in dem Sarge lag es schmal und still und hatte im Arme etwas Kleinwinziges, Gelbes. Am Kopfende brannten Kerzen, und ihr Licht flackerte so traurig im Sonnenschein. Viele, viele Blumen dufteten um eine tote Mutter und ihr Kind.

Einmal blickte Liselore verstohlen zum Vater empor. Da sah sie glitzernde Tränen über seine Wangen auf das helle Tuch seiner Uniform herabtropfen. Und seitdem wußte sie, was ihr bis dahin immer verborgen gewesen: der Vater konnte auch weinen!

Oh, es war etwas Furchtbares geschehen, immer gleich furchtbar, so oft es sich auch ereignet.

Eine Mutter war plötzlich gestorben und hatte einen Mann und ein Kind von sieben Jahren zurückgelassen. Ein Kind, gerade so alt, daß es zeitlebens die Süßigkeit des Mutternamens auf den Lippen verspüren und immerdar die schmerzende Narbe im Herzen tragen würde.

Liselore weiß noch alles, sieht, hört noch alles. Wie man sie in die Nebenstube zog, wie die Schritte über den Vorplatz tappten, als trügen die Leute etwas Schweres. Da schrie sie laut auf und wollte hinaus. Aber die Frauen hielten sie mit sanfter Gewalt zurück.

Nach einiger Zeit führte man sie dann doch die öde Stiege hinab, und auf der Stiege lag eine weiße Rose. Da bückte sich das Kind und steckte die Rose an seinen Gürtel.

Alles andere sah die kleine Liselore nur grau in grau, gleichsam durch schwere Schleier. Und diese Schleier waren ihre Tränen.

Aber eines hörte sie hell und klar: Hinter dem offenen Grabe, zu dessen Häupten der große, schwarze Mann so feierlich betete,

standen dichtbelaubte Bäume nahe nebeneinander und waren anzusehen wie eine grüne Wand. Und in dieser grünen Wand war ein Vögelein verborgen: das sang und sang so wunderschön, daß es hoch hinaus tönte über das düstere Gepränge da unten an der gähnenden Grube. Und heute noch, wenn jenes Bild, dicht umflort, vor ihrer Seele emporstieg, heute noch hörte sie über allem das jubelnde Stimmlein des Vogels, den niemand an das Grab der Mutter bestellt hatte. —

Und warum hatte denn die Mutter sterben müssen? Wie leicht wäre doch alles zu vermeiden gewesen! Aber da hatte niemand bedacht, daß man in solchen Fällen mit Kreide drei Kreuze ans Fußende der Bettstatt malen müßte. Oft noch weinte das Kind bitterlich, wenn es sich vorstellte, wie leicht man all das Traurige zu wenden vermocht hätte.

Aber dann tröstete Franzi, die Magd, das Kind mit raunenden Worten: das Unglück habe so kommen müssen; denn dreimal sei es ihr angesagt worden. Da habe drei Wochen vor dem Tode der guten Frau des Abends zwischen Lichten alles Geschirr in der Küche so heftig aneinandergeschlagen, daß Franzi aus ihrer Kammer gestürzt sei. Und nichts habe sie gesehen — jeder Topf stand an seinem gehörigen Platz. Schon damals sei sie bedenklich geworden. Dann hätten zwei Wochen vor dem Tode der guten Frau eines Nachmittags die Kinder vor dem Hause Leichenzug gespielt. Und auf dieses hin habe sie sich schon recht schwere Gedanken gemacht. Und endlich sei sie drei Tage vor dem Tode der guten Frau mitten in der Nacht aufgewacht, und das Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf; denn irgendjemand hatte ihr einen eiskalten Hauch ins Gesicht geblasen. Und damals sei ihr der letzte Zweifel entschwunden.

Wenn dann die kleine Liselore fragte, warum sie das alles nicht vorher dem Vater gesagt habe — vielleicht wäre die liebe Mutter und das Brüderlein noch zu retten gewesen, eben

mit Hilfe der drei Kreuze —, dann schüttelte die Magd geheimnisvoll den Kopf, daß die großen silbernen Ohrreifen wackelten: Von so 'was dürfe man doch beileibe nicht reden.

Ja, diese oberpfälzische Magd, die ein seltsames Schicksal weit nach Norden unter fremde Leute verschlagen hatte!

Das Kind Liselore konnte sich Franzi, die Magd, überhaupt nicht aus ihrem Leben hinwegdenken. Die war ja schon längst dagewesen, als ihre Äuglein zum ersten Male mit Bewußtsein um sich schauten, und die hatte hernach über ihrer ganzen Jugend gewaltet.

Allerdings nicht sie allein. Gewiß nicht allein! Erzogen wurde sie doch glücklicherweise von der gütigen, etwas wunderlichen Tante, Vaters viel älterer, verwitweter, nun auch verstorbener Schwester. Die lehrte der kleinen Liselore, wie man als Angehörige der höheren Stände gehen, sitzen, essen, sprechen müsse, alles in den besten Formen. Die leitete gemeinsam mit dem Vater den Unterricht, die bestimmte ihren Umgang, hörte ihr die französischen und englischen Vokabeln ab, riet mit ihr an den schweren Rechenexempeln herum, spendete gute Gedanken in ihre Aufsätze. Doch halt, das Letzte mit Maß. Da halfen denn doch noch ganz andere Kräfte mit! Daß aus der kleinen Liselore mit der Zeit eine wohlerzogene junge Dame wurde, das war unstreitig der Tante zu verdanken. Aber daß sie gerade diese und nicht eine ganz beliebige junge Dame wurde, dafür war, es klingt in der Tat verwunderlich, niemand verantwortlich als Franzi, die oberpfälzische Magd in der blitzblanken Küche.

Wie war's doch immer so schön gewesen zwischen Lichten in dieser Küche! Da saß Liselore auf ihrem Schemel, aus dem Herdtürchen glühte das Feuer, die Katze schnurrte, in der Ferne sangen die Abendglocken, Franzi ging hin und wider, setzte sich wohl auch auf die Bank neben den Herd und erzählte, erzählte, erzählte.

War die Seele des Kindes von Anfang an auf diese Märlein gestimmt oder hatte die Magd ihr Denken und Fühlen sachte in den Bannkreis ihrer Geschichten gezogen? Wer wußte das? Wer weiß denn überhaupt, was von guten und von bösen Kräften schafft und baut und ändert am Gerüst unseres Lebens?

Also, die Tante hatte tatsächlich nur geringe Beiträge zu ihren Aufsätzen gespendet. Da waren ganz andere Kräfte im Spiel gewesen: das rote Herdfeuer, die singenden Glocken, die schnurrende Katze und Franzi, die Magd von unbestimmbarem Alter. — Freilich leuchtete es dann gar oft am Rande der sauber geschriebenen Arbeit — rot, schreiend rot —: ‚Viel zu phantastisch!' Doch wie hätte das anders sein können, wenn es solch wunderbare Geschichten gab und eine Magd, die einem alles erzählte, so lebendig, als hätte sie selber einstmals bei Zwergen und Riesen gedient?

Freilich, die Magd aus der fernen Oberpfalz hatte nicht immer nur Geschichten erzählt. Sie hatte auch einmal etwas ganz anderes versucht. Nicht aus Vorwitz, beileibe nicht. Nur aus Mitleid, aus unsäglichem Mitleide, weil dieses Kind seit dem Tode der Mutter gar so arm daran war, so bettelarm. Und eines Tages trat das Kind Liselore vor die Tante, hob die Händchen, sorgsam Finger an Finger legend, gen Himmel und sagte mit glückseligem Lächeln: ‚Horch, was ich kann:

Gegrüßet seist du, Maria,
Du bist voll der Gnaden,
Der Herr ist mit dir,
Du bist gebenedeit unter den Weibern —'

Weiter kam es nicht. Erschrocken hielt es inne. So zornig hatte es die gute Tante noch nie gesehen. Die alte Dame rauschte aus der Stube und ließ in der Aufregung die Türe offen. Und aus der Küche tönte alsbald erregte Rede und

Gegenrede. Liselore schlich auf den Gang und hörte eben noch, wie Franzi, die Magd, in den unverfälschten Lauten ihrer Heimat rief: ‚So betten halt Sie mit dem Tröpferl, dem armen!‘ Und seitdem war allerdings kein Abend mehr gekommen, an dem die Tante nicht an ihr Bettchen getreten wäre und mit seltsam fremder Stimme befohlen hätte: ‚Sammle dich, Kind, zum Gebet!‘ Und dann hatte das Kind mit ordentlich gefalteten Händen sprechen müssen: ‚Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm'! Amen.‘

Die Magd erwähnte den Vorgang niemals. Dazu war sie viel zu gehorsam. Sie sah das Kind nur manches Mal gar traurig an und sagte: ‚Bist halt doch ein armes, armes Tröpferl, du.‘ Und das Traurigste war, daß die kleine Liselore gar nicht wußte, warum?

Später war ja auch alles in gute Ordnung gekommen. Da erhielt Liselore den staatlichen Religionsunterricht. Und die alte Magd ließ es sich niemals entgehen, dem Kinde seinen Katechismus abzuhören, und freute sich im stillen, daß da doch auch ganz schöne Sachen zu lernen waren, — wenn auch natürlich nicht immer die richtigen. —

An das alles dachte Liselore in jener Nacht. Und nun bewegten sich ihre Lippen und sprachen halblaut: ‚Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm'!‘ Dann schlief sie ein und schlief traumlos.

Seltsam! Dieses kleine Gebet ihrer Kindheit hatte sie doch kaum jemals zu sprechen vergessen. Ohne besondere Andacht, etwa so, wie man sich Stirne, Augen, Wangen und Brust vor der Nachtruhe wäscht. —

Als sie am andern Morgen erwachte, mußte sie sich zunächst besinnen, wo sie denn eigentlich sei.

Dann aber schwirrte es plötzlich auf sie herein. Sie fühlte einen leiblichen Schmerz: Moos!

7. Die Helden von ***

Ich werde mich hüten, den wirklichen Namen dieses Städtchens zu nennen. Da könnte ich nette Erfahrungen sammeln!

Ein Mann der Feder wird ohnedies immer mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet, und sobald er etwas Schriftliches von sich gegeben hat, wähnt die eine Hälfte seiner Bekannten, in den — aus idealen Höhen oder auch Tiefen hergezauberten — Gestalten seiner Schöpfung die andere Hälfte seiner Bekannten begrüßen zu dürfen, die andere aber die eine. Und in Wahrheit hat er vielleicht weder an die eine noch an die andere gedacht.

Und wenn ich nun gar über dieses heikle Kapitel einen wirklichen Ortsnamen setzen wollte, ich könnte mich ja meintag nicht mehr blicken lassen in — ***.

Weil aber das liebe Städtlein denn doch einen Namen haben muß, und weil ich es nicht geradehin Schilda nennen möchte (denn man darf einem schon sehr belasteten Ort ohne Grund nicht noch etwas aufhalsen, und Schilda liegt einmal nicht in der Oberpfalz) — so nennen wir's Hasenrieth. Das kann weiter nicht auffallen und auch keine unnützen Vermutungen hervorrufen. Denn in der Oberpfalz laufen gar viele Hasen herum, und daß ein solches Waldland auch eine große Menge von Rodungen aufweist, das leuchtet wohl jedermann ein.

Dieses Städtlein Hasenrieth ist also recht alt, und die ältesten Leute, die es dort wie allerorten gibt, bewahren die dunkle Erinnerung, daß es einst vom faulen König Wenzel aus einem Dörflein zum Städtlein gemacht worden ist. Demnach hätte er also doch einmal etwas getan, der faule Herr. —

Man sieht aber dem Nest sein Alter nicht auf den ersten Blick an.

Es liegt in einer weiten Niederung, und in zahllosen Weihern quaken im Frühling die Frösche papst, papst, papst! Nur ganz kurze Zeit haben sie einmal zur Abwechslung luther, luther, luther geschrieen. Aber das hat man ihnen anno 1628 ernstlich untersagt, und seitdem quaken sie bis heute papst, papst, papst, wie es ordnungsliebenden oberpfälzischen Fröschen geziemt.

Der Marktplatz aber, auf den sie herüberquaken, trennt den Haufen der drei- bis vierhundert Häuser und Häuschen in zwei ungleiche Teile und ist so geräumig, daß Kirche und Rathaus dort, wo er am breitesten ist, genügend Raum gefunden haben und, aus der Vogelschau betrachtet, zwei großen Schiffen gleichen, die hintereinander in einem Flusse verankert liegen.

Hasenrieth ist natürlich im Laufe der Zeiten wie alle oberpfälzischen Orte immer wieder einmal abgebrannt. Aber zwischen den neuen Häusern sitzt oder steht doch da und dort noch einiges, was an alte Vergangenheit mahnt: ein feinprofiliertes Fenster, wie man sie vor dreihundert Jahren gemeißelt hat, oder eine spitzbogige Haustüre aus den Tagen der Husiten. Und dann sind noch ein paar alte Tore übrig geblieben, dazu Reste einer Stadtmauer, und wer es noch nicht glaubt, daß Hasenrieth früher ein sehr bedeutender Ort gewesen ist, den führen die Hasenriether im Triumph vor das alte Schloß, in dem heutzutage an die zwanzig arme Familien eingeschachtelt wohnen, und zeigen ihm den eingemauerten Stein mit den zwei Wappenbildern und einer Inschrift, und die ist so alt, daß sie der frühere Herr Pfarrer nur zur Not lesen konnte; der derzeitige Herr aber hat sie überhaupt niemals entziffert.

Ja, die Hasenriether sind stolz auf ihre Stadt und auf

ihre Geschichte, die so bedeutend ist, daß noch niemand sie näher zu erforschen gewagt hat. —

Nacht war's, und in der niederen, vertäfelten Herrenstube eines Gasthauses am Marktplatz saßen die Männer von Hasenrieth, die etwas vorstellten in dem Gemeinwesen, und rauchten und tranken in altüberlieferter Weise.

Der Ausschuß des Vereins ‚Frohsinn und Erheiterung' war in einer Sitzung versammelt, und es handelte sich diesmal um eine Beratung, wie man im kommenden Frühling das fünfzigjährige Stiftungsfest aufs würdigste begehen könnte.

Weil aber jemand verwundert fragen könnte, warum dieser Verein zwei so ähnlich lautende Namen führte, so sei hier gleich gesagt, daß der Doppelname tief begründet war in der Geschichte. Denn ursprünglich hatte es in Hasenrieth zwei Vereine gegeben, den Verein Frohsinn und den Verein Erheiterung. Diese Vereine standen einander schroff gegenüber. Es glimmte und schwälte das Jahr hindurch unter der Asche des Alltaglebens die Eifersucht, welcher Verein mehr zur Erheiterung der Hasenriether beitrage, beziehungsweise sie froher und sinniger zu machen verstehe. Immer zur Zeit des Karnevals aber nahm dieser Wettkampf so bedrohliche Formen an, daß besonnene, für das Wohl der Stadt verantwortliche Leute der Sache eines Tages ein Ende machten. Man berief eine gemeinsame Generalversammlung beider Vereine ein — was nicht allzu schwierig zu bewerkstelligen war, denn jeder Hasenriether, der etwas auf sich hielt und nicht gerade Kartoffeln gestohlen hatte, war Mitglied des Vereins Frohsinn *und* des Vereins Erheiterung zugleich. Ein glänzender Redner trat auf und wies überzeugend nach, daß jeder Hasenriether im Falle einer Verschmelzung beider Vereine die Hälfte der bisher gezahlten Vereinsbeiträge erspare, und daß nur auf solche Weise die Eintracht hergestellt werden könnte. Sogleich riefen etliche

Idealisten, man solle einen neuen Verein mit dem herrlichen Namen „Eintracht" gründen, aber die Mehrheit entschied dahin, daß man der geplanten Vereinsvereinigung zum ewigen Gedächtnis an die geschichtliche Entwicklung unbedingt den Doppelnamen „Frohsinn und Erheiterung" geben müsse. Und seitdem flatterten beide Wimpel zu Häupten derer von Hasenrieth. —

Tabaksqualm lagerte über dem langen Tische, an dem heute der Ausschuß tagte oder vielmehr nächtigte, und verhüllte die Geschehnisse, wie der Pulverdampf die Schlachtfelder in alter Zeit.

Lange hatte der Kampf der Meinungen hin und her gewogt, ein richtiger Kampf, bei dem es rote Köpfe und starken Durst gab. Man war zu keinem Entschlusse gekommen, und noch war das Ende des Streites nicht abzusehen, obgleich sich schon seit geraumer Zeit das Türlein der Wanduhr geöffnet, der Kuckuck sich elfmal verbeugt und elfmal mit durchdringendem Rufe die dampfende Versammlung an die Heimkehr gemahnt hatte.

Der erste Vorstand hatte unter nicht geringem Beifall ein großes Bratwurstessen zur Feier des Tages vorgeschlagen; Tanz und Preiskegeln sollten sich anschließen und die Hasenriether erheitern und froh machen. Aber da hatte der Vereinskassierer seine gewichtige Stimme erhoben und auf der Grundlage nüchterner Zahlen dagegen gesprochen: Solche Massenabfütterung ertrage seine Kasse unter keinen Umständen. Wenn die Hasenriether Bratwürste zu speisen wünschten, so sollten und könnten sie solche aus eigener Tasche bezahlen. Gegen Tanz und Preiskegeln habe er nichts einzuwenden; denn die paar Preise ließen sich noch erschwingen, und tanzen müsse man immer auf eigene Kosten.

Damit war die Angelegenheit auf ein totes Geleise geschoben. Denn über Essen, Tanzen und Kegelschieben hinaus

reichte die Einbildungskraft der allerwenigsten Hasenriether, und zu sparsamer Lebensführung waren sie samt und sonders von Herzen geneigt. —

Aber es gab auch noch andere Leute im Ausschuß.

Am untern Ende des Tisches saßen drei jüngere Herren, die offenbar nicht der Zufall zusammengeführt hatte.

Sie verfolgten mit heimlichem Lachen und Augenzwinkern den Gang der Verhandlungen, die ihnen ungemein albern erschienen; namentlich der Mittlere mußte eine Art von Feuergeist sein, denn es war klar, daß nur die Besonnenheit der beiden andern den Freund an einer frühzeitigen Einmischung in die Debatte, an leichtsinnigem Verpuffen seines Pulvers hinderte.

Dieser Dritte war ein Mann in den dreißiger Jahren; er erfreute sich eines großen Kopfes und eines bleichen, langen Gesichtes; sein rötliches Haupthaar wallte, sorgfältig gekämmt, wie eine Mähne auf die Schultern herab. Die wässerigen Augen lagen hinter entzündeten Rändern, ein kümmerliches Bärtchen hob seine wulstige Oberlippe noch stärker heraus, seine Stumpfnase öffnete sich merklich nach oben, und große, spitzige Ohren starrten aus der Fülle der Locken nach rechts und links. Stattlich war er anzusehen, breitschulterig, wohlgewachsen. Aber als er nun mit einem Ruck emporfuhr, die mächtigen Fäuste auf die Tischplatte stemmte und mit bellender Stimme ums Wort bat, wurde offenbar, daß der gewaltige Oberleib auf ganz kurzen Beinen saß. Darunter litt das Ebenmaß seiner Erscheinung.

Zweimal mußte der kleine Mann schreien, bis ihn der Vorstand hörte.

„Ah, bitt' um Vergebung, der Herr Postassistent Schnieferl hat's Wort."

„Jetzt is recht, jetzt leg los!" sagte der lange, hagere Anwaltsbuchhalter leise zu seiner Rechten. Und der rundliche,

rosige Kaufmann gab ihm einen ermunternden Puff in die linke Seite.

Da fuhr der Kleine mit den gespreizten Fingern durch seine Mähne, warf das Haupt zurück, ließ die Augen rollen und begann: „Meine Herren, mir scheint, es ist alles, was da geredet worden ist, für die Katz'."

„Oho! oho!"

„Ich bitt', lassen S' mich ausreden. Mir scheint halt, wenn sich ein solchener Verein wie unser Verein seines Inkognitos entkleidet und ins Sonnenlicht der Öffentlichkeit heraustritt, meine Herren, dann muß er etwas ganz Besonderes leisten, dazu, meine Herren, ist er dem unverwelklichen Kranze seiner Ehre verpflichtet."

„Brafo! brafo!"

„Meine Herren! Bratwurstessen ist nicht zu verachten — aber ich bitt', meine Herren, ist's vielleicht 'was Besonderes? Preiskegeln ist auch gut — aber, meine Herren, ist's vielleicht 'was Besonderes? Tanzen! Gut und abermals gut für die blühende Jugend im schmelzenden Lenze des Lebens —"

„Brafo! brafo! Sst! Sst!"

„— aber 'was Besonderes ist auch der Tanz nicht. Nein, meine Herren, wenn ein Verein wie der unsrige die Alltagskleider abwirft und geschmückt wie eine Braut aus der Kammer tritt —"

„Brafo! brafo!"

„— dann muß er etwas Besonderes leisten, das ist er seiner makellosen Ehre und den Unvergeßlichen schuldig, die einst, meine Herren, vor einem halben Säkulum, gleichsam zwei Herzen und ein Gedanke, sich emporraffend aus dem Staube des Alltages, in heißem Ringen nach dem Ideale, wie der unsterbliche Dichterfürst Schiller sagt, im Wettkampf der Geister gegründet haben die beiden Vereine ‚Frohsinn und Erheiterung'."

„Brafo! brafo! Ausgezeichnet!"

Postassistent Schnieferl stemmte sich noch fester auf die Tischplatte, ließ die Blicke den Tisch entlang rollen und bellte nach einer Weile weiter: „Deshalb gibt es für Leute, wie wir sind, nichts anderes als — Theater spielen. — — Aber, meine Herren, kein gewöhnliches Theaterspiel; denn so 'was bringt jeder Verein zusammen. Nein — etwas unter dem Motto: Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen! — etwas Durchgreifendes, das Herz Rührendes, den Geist Erhebendes, mit einem Worte Patriotisch-Schwungvolles. Ich möchte wissen, meine Herren, ob wir nicht auch zustande bringen, was andere gemacht haben! Sehen Sie die Rothenburger an — die haben ihren Meistertrunk. Oder gehen Sie nach Dinkelsbühl; dort wird alle Jahr die Kinderzeche gefeiert. Oder nach Furth im Wald, wohin der Drachenstich alljährlich viele Tausende lockt."

„Brafo!"

„Drachen haben wir grad genug in Hasenrieth," äußerte sich eine Baßstimme; „aber stechen darf man sie nit."

Behagliches Lachen lief um die lange Tafel.

„No also, was sollen wir dann spielen?" fragte der Vorstand.

„Meine Herren," rief der Rote, „das lassen Sie unsere Sorge sein! Ich und meine Freunde — was wäre der Mensch ohne Freunde? wie schon Goethe der Große ungefähr sagt, — wir haben uns etwas zurechtgeschmiedet, was" — er hieb mit der Faust auf den Tisch — „was uns so leicht keiner nachmacht —!"

Nun schoß der Anwaltsbuchhalter wie eine Stange in die Höhe: „Ich bitt' ums Wort! Die logische Folge ist, um mich kurz zu fassen, wie schon Kant, der Philosoph, gesagt hat, daß, wenn der Antrag zum Beschlusse erhoben wird, wie ich wünsche und hoffe, der verehrliche Ausschuß dem Herrn Postassistenten Schnieferl freie Hand läßt. Weiter

beanspruchen wir nichts, und ich kann nur mit den Worten schließen: Glauben Sie mir, es wird 'was!"

„Auch ich bitte ums Wort!" sprach nun der rundliche Dritte und erhob sich: „Auch mich beseelt das beste Zutrauen, wenn der Herr Postassistent Schnieferl die Sache in die Hand nimmt. Denn er ist, wie wir alle wissen, mit der Muse der Dichtkunst auf Du und Du. Weiter wollte ich gar nichts bemerken."

Die drei saßen wieder, und es entstand eine Pause. Dann erhob sich der Vereinskassierer: „Meine Herren, wie gesagt, ich bin mit allem, was Sie beschließen, von vornherein, wie gesagt, einverstanden, wenn, wie gesagt, auch meine, das heißt die Vereinskasse, wie gesagt, damit einverstanden sein kann. Weiter wollte ich gar nichts bemerken."

Sofort erhob sich wieder Postassistent Schnieferl: „Meine Herren, das ist ja der Hauptwitz bei der Sache, daß der Herr Kassierer ohne Sorgen sein kann. Das Festspiel, das wir aufführen, wird uns nicht nur — abgesehen von etlichen Kostümen, Kulissen und sonstigen Kleinigkeiten —"

„Aha!" rief der Kassierer.

„— wird uns", fuhr Schnieferl mit bellender Stimme fort, „nicht nur nichts kosten, sondern, damit ich mich des schnöden Wortes bediene, Geld in Fülle einbringen. Denn, ohne aus der Rolle der Bescheidenheit zu fallen, es wird von nah und von fern —"

„Pressebearbeitung!" rief der Anwaltsbuchhalter.

„— Gäste in Scharen herbeiführen, und wir werden einen Fremdenverkehrsverein bilden müssen, damit wir nur imstande sind, den ungeheuren Andrang in die richtigen Bahnen zu leiten."

„Brafo! brafo!" riefen die Bäcker und Metzger und Krämer. Und zuletzt ließ sich die fette Stimme des Wirtes, der an der Türe lehnte, vernehmen: „So 'was hat uns in Hasenrieth schon immer g'fehlt."

„Und wie heißt also das Stück?“ fragte der Vorstand.

In erwartungsvoller Stille blickte die ganze Versammlung durch den Tabaksqualm auf das Haupt Schnieferls. Das Türlein der Wanduhr aber öffnete sich, der Vogel sprang heraus, verneigte sich zwölfmal und rief zwölfmal seinen Mahnruf über die Versammlung.

Der Postassistent hatte sich erhoben und sah fragend auf seine Freunde zur Rechten und Linken.

„Sag's ihnen!“ entschied der Buchhalter, und der Kaufmann nickte dazu.

Und laut heraus bellte Schnieferl: „Es heißt: Die Helden von Hasenrieth.“ — — —

Man wußte eigentlich nicht, wer das Zeichen gegeben hatte, — die einen sagten später, es sei der Herr Pfarrer gewesen, die andern beschuldigten den Herrn Rentamtmann. Gleichgültig — irgendwer hatte geklatscht, und dann war ein Beifallsgetöse ausgebrochen, daß der Nachtwächter draußen vor dem Fenster mitten in seinem Stundenspruch innehielt, die Nase an der Fensterscheibe platt drückte und am Vorhange vorbei ums Leben gern etwas erspäht hätte. Aber er konnte nichts sehen, so dick war der Qualm.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bald nach Mitternacht trennten sich die Genossen, und Marktplatz und Gassen hallten wider von den genagelten Schuhen der Ehrbaren.

Schlösser kreischten, Hunde bellten, Fenster wurden helle, schläfrige Stimmen fragten aus hochgetürmten Federkissen. „No, was habt ihr denn ausgericht'?“

„Theater wird g'spielt. Der Schnieferl schreibt's Stück. Schön wird's. Und Leut' werden kommen, grausam viel Leut'.“

„Den schau an! Das ist halt einer, der Schnieferl!“ —

Der Friede der Nacht legte sich über die menschliche Ansiedelung Hasenrieth.

Vor einem winzigen Hause nahe der Stadtmauer standen die drei Verschworenen noch längere Zeit und berieten den Schlachtenplan.

„Ein voller Sieg!“ urteilte endlich der Kaufmann.

„Ein Abend, dessen Beschreibung du logischerweise in die Vereinschronik eintragen mußt, wenn wir den alten, ganz untauglichen zweiten Vorstand glücklich abgesetzt haben, Schnieferl,“ sagte der Anwaltsbuchhalter.

„Und übermorgen fahren wir ins Archiv“, erklärte der Postassistent hoheitsvoll. „Dann wird sich alles andere von selber machen; denn das Gerippe des Ganzen hab' ich bereits im Kopf.“

Und er drückte den beiden die Hände, steckte den Schlüssel ins Loch und tappte mit dem ganzen Gerippe im Kopf die ächzende Treppe hinan.

*

Der Archivar saß in seinem Amtszimmer zu ebener Erde des Archivgebäudes und schob langsam ein Brennglas über die bös verblaßten Zeilen einer großen Urkunde. Er hatte sich nach seiner Rückkehr aus dem Urlaub sogleich in den wackeligen Kirchturm von Schnackelricht verbissen.

Es war noch früh am Vormittage. Vor dem einen stark-vergitterten Fenster lag im Sonnenschein das Gärtchen mit seinen Blumen, und durch die zwei anderen Fenster schaute groß und grau von jenseits des breiten Grabens das Schloß der pfälzischen Kurfürsten in die stille Werkstatt herein.

Das Gartenfenster stand offen, und das hohe, gewölbte Gemach war vom Dufte der spätsommerlichen Blumen erfüllt. Reseden und Monatsrosen wetteiferten im Kampfe gegen den Modergeruch, der bald leiser bald lauter durch jedes archivalische Amtszimmer schwingt.

Der alte Herr saß an seinem großen Schreibtisch inmitten der Stube. Zwei Wände waren mit Büchergestellen ver-

kleidet. Auf kleineren Tischen lagen Urkunden mit Holzkapselsiegeln, in Schweinsleder gebundene Folianten, ein Buch, an dem eine Kuhkette im Formate der Trausnitzer Kerkerkette herabhing, und etliche Bündel alter Akten. Aber alles in peinlicher Ordnung gelegt und aufgestapelt, augenscheinlich nur für den Tagesgebrauch bestimmt. Auch auf der Schreibtischplatte lagen die Geräte an ihrem gebührenden Ort, jedes gleichsam ein Beispiel für den lateinischen Satz, der in altertümlich verschnörkelten Buchstaben auf einem Brette über einer der Türen zu lesen war: Ordo fundamentum archivi — das heißt auf gut deutsch: durch Schlamperei wird ein Archiv binnen kurzem zum Saustall. —

Die Gangtür öffnete sich, der Amtsdiener trat ein, pflanzte sich neben dem Schreibtisch auf und meldete mit einem Reste militärischer Strammheit: „Drei Herren sitzen im Benützersaal und wünschen den Herrn Amtsvorstand zu sprechen. Was sie wollen, haben sie mir nicht gesagt."

„Ist auch gar nicht nötig gewesen," meinte der alte Herr trocken, „denn das werden sie mir sagen. Also, ich lasse die Herren bitten." Dann aber hob er den Kopf, hüstelte ein wenig und bemerkte kopfschüttelnd mit leisem Vorwurfe: „Man riecht's halt schon wieder auf eine Stunde im Umkreis!"

„Ist aber feuersicher verwahrt", verteidigte sich der Amtsdiener und schlug mit der flachen Hand auf seine wetterfeste Joppe, in deren wohlverborgener Brusttasche die Deckelpfeife mit dem entsetzlichen Tabak schwälte.

„In loco archivi —?" examinierte der alte Herr.

„— ist das Rauchen strengstens verboten", kam die Antwort zurück.

„Deshalb wandert —?"

„— die Pfeife bei der Rückkehr von einem Dienstgange noch vor der Haustüre in die Tasche", vollendete der Diener.

„— um dort im Hinterhalt weiter zu stinken", ergänzte der Archivar lachend.

„Entschuldigen der Herr Amtsvorstand," erlaubte sich nun der Archivdiener gleichfalls ein wenig lächelnd zu bemerken, „mit achtzehnhundert Mark Gehalt —"

„— und freier Dienstwohnung", ergänzte der Archivar.

„— und fünf Kindern", fuhr der Diener fort.

„können Sie keine Havanna rauchen. Ist auch gar nicht nötig; denn auch ich rauche keine. Aber eines ist sicher: Sie werden niemals Motten in Ihre Kleider bekommen, und so hat auch Ihre ordnungswidrige Pfeife gewissermaßen Sinn und Zweck im Haushalt der Natur. Und nun führen Sie die Herren zu mir!"

Die drei Männer aus Hasenrieth standen in der Stube des Alten, kugelrund, hager und lang, kurzbeinig und breitschulterig, wie sie von Natur gewachsen waren, aber in sonntägliche Gewänder gehüllt, mit hohen Hemdkrägen und großen, bunten Kravatten aus dem Laden des Kaufmanns.

„Wir kommen in einer wichtigen Angelegenheit, Herr Archivar," begann der Postassistent.

Murmelnd und kopfnickend bestätigten die zwei andern die Richtigkeit dieser Einleitung, während sie ihre Blicke neugierig über die fremdartigen Dinge im Gemache schweifen ließen.

Mit einer gewissen Würde strich der Archivar seinen langen, weißen Bart und erwartete ohne sonderliche Zeichen innerer Erregung die weitere Entwicklung der Dinge. Denn die Leute kommen immer nur in wichtigen, sehr wichtigen und ganz außerordentlich wichtigen Angelegenheiten ins Archiv. Zuweilen sogar telegraphisch. Über den Grad der Wichtigkeit entscheiden sie selbst.

Postassistent Schnieferl aber fuhr fort: „Weil es uns bekannt ist, daß die Archive des Staates dazu vorhanden sind, daß die Ortsgeschichtsforschung nach Kräften gefördert werde, —"

„— war die logische Folge," fiel der Buchhalter ein, „daß wir beschlossen haben, uns an Sie zu wenden."

„Unser Ort ist alt, und die Geschichte unsrer Vergangenheit ist so reich —," begann der Postassistent aufs neue.

„— daß die logische Folge eine gedruckte Ortschronik sein müßte," fiel der Anwaltsbuchhalter ein.

„Doch was nicht ist, kann noch werden," äußerte sich nun der rundliche Kaufmann und warf einen vielsagenden Blick auf den Postassistenten. „Ich sage nur so viel — dieser Mann da — — weiter sage ich nichts."

„Um Vergebung, meine Herren," kam nun der Archivar zu Wort, „dürfte ich Sie zunächst um" — er lächelte ein wenig — „ich wage zwar nicht, Sie um Lüftung Ihres Inkognitos zu bitten, aber den Namen Ihres Heimatortes müßten Sie mir schon deshalb verraten, weil es in unserm gesegneten Lande eine ganze Reihe von alten, sehr alten und außergewöhnlich alten Orten gibt."

Auf dieses hin verneigten sich die drei Männer aus Hasenrieth zu gleicher Zeit und stotterten zu gleicher Zeit ihre Namen.

„Also aus Hasenrieth!" sagte der Archivar, und es war, als ob ein flüchtiges Lächeln sich geschwinde in seinem weißen Bart und in den ernsten Falten seiner Amtsmiene versteckte: „Sehen Sie, jetzt haben wir schon festen Boden unter den Füßen. Hasenrieth — das ist freilich ein alter Ort!"

„Das will ich meinen!" rief der Postassistent. „Ich behaupte sogar, ein außergewöhnlich alter Ort, ein Ort mit einer stolzen Vergangenheit."

„Und mit der auch schon sehr alten Gesellschaft Frohsinn und Erheiterung", ergänzte der Kaufmann.

„Das Einfachste ist halt," meinte der Postassistent ganz gemütlich, „Sie zeigen uns jetzt, wo Sie alle Ihre Urkunden von Hasenrieth liegen haben. Dann brauchen S' Ihnen gar keine Mühe mehr mit uns zu geben, wir richten Ihnen keine

Unordnung an; der Herr Buchhalter da weiß schon, wie 's in so einer Registratur zugeht."

„Das ist leichter gesagt als getan", erwiderte der alte Herr freundlich und wiegte sein weißes Haupt. „Sie meinen wohl Urkunden, Akten, Rechnungen, Zins-, Sal- und Lagerbücher und so weiter?"

„Natürlich meinen wir alles", nahm der Buchhalter das Wort, der sich als Sachverständiger fühlte. „Und das alles werden Sie doch haben auf einen, zwei Griff?"

„Nicht so einfach, meine Herren. Ein Archiv ist eben aus vielen Bestandteilen zusammengesetzt. Hier ein altes, in sich geschlossenes Regierungsarchiv, dort ein Zugang aus der Registratur eines äußeren Amtes, dann wieder die Urkundensammlung eines aufgehobenen Klosters —"

„Und das ist ja doch alles geordnet, wie sich's gehört?" fiel der Buchhalter ein.

„Selbstverständlich."

„Also liegt alles im Betreff Hasenrieth auf einem Platz, und die logische Folge ist, daß man alles auf einen Griff haben kann. In unserer Anwaltsregistratur ist das um kein Haar anders. Ich sag's immer, eine Registratur ist wie eine Apotheke."

„Haben Sie schon einmal ein großes Archiv gesehen?" fragte der Archivar mit gerunzelter Stirne.

Der Kaufmann zupfte den erregten Buchhalter hinten am Rock und sagte höflich in seiner Geschäftssprache: „Ein paar Muster können Sie uns vielleicht doch vorlegen, Herr Amtsvorstand?"

Aber der Buchhalter ließ sich nicht irre machen und wiederholte rechthaberisch: „Wie eine Apotheke!"

Der Archivar fuhr etwas unwirsch in seinen Bart und wandte sich an den Postassistenten: „Ich kann Ihnen nur raten, verfassen Sie ein Schriftstück mit kurzer Angabe Ihrer Wünsche. Sie können diese Wünsche auch sogleich zu Pro-

tokoll geben. Dann wird mit aller Genauigkeit in den einschlägigen Beständen nachgeforscht, und in acht, vierzehn Tagen erhalten Sie das Ergebnis und die Aufforderung, Ihre Studien im Archiv zu beginnen."

„O je, Herr Archivar," sagte nun der Postassistent mit wehmütiger Miene. „Und wir hätten doch so gern gleich heut schon angefangen!"

„Ich will Ihnen gedruckte Literatur vorlegen, meine Herren. Ich vermute, die allgemeine Literatur ist Ihnen draußen in Hasenrieth nicht vollständig zur Hand. Dem Studium der Urkunden muß immer die Beschäftigung mit der Literatur vorangehen. Und vielleicht haben Sie einen besonderen Wunsch, Sie möchten zum Beispiel zunächst Urkunden über Ihr altes Schloß einsehen? Solche könnte ich Ihnen sogleich ausheben lassen."

„Keine Rede von dem allen", rief der Postassistent. „Ich will's Ihnen jetzt gleich gradraus sagen, wie 's ist. Wir wollen ja gar keine Ortschronik schreiben. Aber ein Festspiel müssen wir haben fürs Fünfzigjährige vom Verein Frohsinn und Erheiterung. Und unser Festspiel heißt: Die Helden von Hasenrieth."

„Ah so!" Der Archivar lächelte verständnisvoll. „Jetzt begreife ich, es ist ein Ereignis aus der Vergangenheit Ihrer Stadt, das Sie so sehr anzieht, daß —"

„— die logische Folge davon ist, daß dieser Herr da ein Theaterstück daraus machen will," vollendete der Buchhalter.

„Es wird ja immer klarer", rief der Archivar. „Also — die Helden von Hasenrieth!" Er nahm einen Notizblock vom Schreibtisch, setzte den Stift an und blickte erwartungsvoll von einem zum andern. „Aber nun los! Wann haben Ihre Helden gelebt und welches sind ihre Taten gewesen?"

Betreten blickten die drei einander an. Endlich platzte der Buchhalter heraus: „Aber das müssen doch Sie wissen!"

„Warum wären wir denn sonst ins Archiv gekommen?" sagte der Kaufmann mit leisem Vorwurfe.

Und in belehrendem Tone ergänzte der Dichter: „Wo doch jede Stadt die ihrigen hat — warum sollen denn grad wir Hasenriether gar keine Helden nicht haben?"

Der alte Herr schluckte ein paarmal, verschluckte seine gewaltsam aufsteigende Heiterkeit und sagte endlich mit leidlicher Fassung: „Sehen Sie, meine Herren, jetzt ist mir alles ganz klar geworden. Das ist eben der Segen der mündlichen Aussprache. Und ich bezweifle nicht im geringsten mehr, daß Ihre Stadt zur rechten Zeit immer die rechten Männer, also wohl auch dann und wann Helden gehabt hat."

„No also!" murmelte der Anwaltsbuchhalter.

Der Archivar aber legte den Notizblock auf den Schreibtisch. „Meine amtliche Forschung wird sich demnach einstellen auf die Helden von Hasenrieth. Es wird alles bestens besorgt, und das Ergebnis lasse ich Ihnen etwa in acht Tagen zugehen. Herr Postassistent —?"

„Schnieferl, zu dienen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die drei Männer von Hasenrieth wandelten die Regierungsstraße hinauf. Dort, wo der Eingang zum Bau ist, unter dem berühmten Erker, blieb der Buchhalter stehen: „Laßt euch sagen, der Archivar, der hat mir schon gleich nicht recht gefallen. Aber ich weiß schon, es ist so die Mode in Regierungskreisen: immer werden wir Hasenriether benachteiligt, das ist beim Eisenbahnbau akkurat so gewesen. Und eine Ordnung muß der in seinem Archiv haben — gute Nacht! Gewunden hat er sich wie ein Ohrwurm. Und deswegen gibt der bayerische Staat jahraus, jahrein soviel Geld für den Archivetat aus. Denkt an mich, der findet nichts, der will gar nichts finden. Aber dann kann er mir 'was erleben, der Fuchs, der elendige!"

Vierzehn Tage danach brachte ein Provinzblatt folgendes Eingesandt: „Bei allen Gelegenheiten betont der Minister, daß die staatlichen Archive den Rechtssuchenden und den Geschichtsforschern, wer sie auch sein mögen, offen stehen, und daß es in logischer Folge mit jeder Geheimtuerei für alle Zeiten aus und vorbei sein müsse. Es wäre aber nicht das erstemal, daß großzügige Anordnungen höchster Stelle durch kleinliche, engherzige, einseitig gerichtete Beamte zunichte gemacht werden. Uns möchte scheinen, daß dies in erheblichem Grade in einem Archive unserer ohnehin oft stiefmütterlich behandelten Provinz der Fall ist. Und wenn dort in der Tat den Lokalgeschichtsforschern systematisch der Weg verbaut und klaren Anfragen die richtige Antwort verweigert wird, so ist es höchste Zeit, daß die vorgesetzte Stelle nach dem Rechten sieht. Die Wissenden — und es gibt deren sehr viele — sind keinen Augenblick im Zweifel, was wir meinen. Und wir werden logischerweise immer wieder auf das Rubrum des Aktes ‚Die Helden von *.*‘ zurückkommen, bis sich seine feste Verschnürung löst, so oder so. Etliche Freunde der Wahrheit und des Lichtes.“

Schon nach zwei Tagen erhielt der Archivar den Ministerialauftrag, sich zu verantworten.

Er tat es mit folgendem Berichte:

„Der mir telegraphisch erteilte Auftrag wird hiermit berichtlich vollzogen. Postassistent Schnieferl von Hasenrieth beabsichtigt für den Verein ‚Frohsinn und Erheiterung‘ ein Festspiel zu verfassen mit dem Titel ‚Die Helden von Hasenrieth‘. Angaben über Zeit und nähere Umstände solcher Heldentaten konnte mir der Herr Archivbenützer nicht machen. Desungeachtet habe ich pflichtgemäß alle einschlägigen Bestände nach Heldentaten der Hasenriether durchforscht und dabei in erster Linie die Kriegsakten in Betracht gezogen. Die Arbeit nahm etwa eine Woche in Anspruch und hatte

nicht den geringsten Erfolg. Ich verfehlte nicht, dem Gesuchsteller dieses Ergebnis unter eingehender Aufzählung all dessen, was durchgesehen wurde, zur Kenntnis zu bringen. Darauf erhielt ich die in Abschrift beiliegende, in ungebührlichem Tone gehaltene Eingabe, worin unter Hinweis auf die Definition des Begriffes ‚Held' in einem alten Konversationslexikon um Fortsetzung der Recherche ersucht wurde. Diese Definition lautet: ‚Held im weiteren Sinne ist einer, der ohne Rücksicht auf das eigene Wohl mit Einsetzung aller seiner Kräfte auszuführen bemüht ist, was er als seine Pflicht erkannt hat.' Die Eingabe schließt mit den Worten, eine heute noch mit Mauern und Graben umgebene, mit trotzigen Türmen versehene Stadt müsse logischerweise vorzeiten auch Helden in ihrem Weichbilde beherbergt haben.

„Im Hinblick auf diese Definition des Begriffes Held unterzog ich nun auch, in Erwartung eines Erfolges, die Akten der Gegenreformation einer Durchsicht. Und in der Tat, meine Hoffnung hatte mich nicht getäuscht.

„Die Tochter eines lutherischen Ungelters, deren Mutter in zweiter, kinderloser Ehe mit einem Bäcker in Hasenrieth verheiratet und zur katholischen Kirche übergetreten war, hatte um ihres Bekenntnisses willen ihr Vaterland verlassen und fristete ihr Leben als Dienstmagd in Regensburg bei einem oberpfälzischen Edelmann, der um des Glaubens willen ausgewandert war. Im Dezember des Jahres 1628 rief der Stiefvater auf Befehl der Regierung die Jungfrau nach Hause, widrigenfalls ihr nicht unbeträchtliches Vatergut dem Fiskus anheimfallen müßte. Darauf schrieb diese am 31. Dezember 1628: ‚Wenn ich's hätt' über mein Gewissen bringen können, wär' ich vorher bei Euch geblieben, wo es mir so gut gangen ist. So es die Obrigkeit über ihr Gewissen bringen kann und mir das Meinige absprechen kann, bin ich's wohl zufrieden, und mit dem geduldigen Hiob spreche ich: Herr, dein Wille

geschehe, und nit der meinige. Hab auch ein Exempel und Vorbild an meinem Dienstherrn, dem frommen Herrn von Moos. Der hätt' auch können sehen gute Tage in seinem festen Haus. Aber dennoch hat er Gottes Wort höher geachtet als Haus und Hof, Äcker und Wiesen, Wälder und Weiher und ist mit seiner bettlägerigen Frauen und einzigem Söhnlein aus aller seiner Herrlichkeit ins Elend gezogen. Mit ihnen aß ich das Brot der Armut, ihnen dien ich um Gottes willen und dank meinem Heiland, daß ich also auch etwas nutz bin auf Erden. Mit ihnen hoff ich auf bessere Zeiten. Herzlieber Herr Vater, herzliebe Mutter, die mich unter dem Herzen getragen hat, der ich Euch das einzige Kindlein bin, Ihr wollt also Eure Hand ganz und gar von mir abziehen? So gedenk ich doch, daß ich einen Vater im Himmel hab, und muß mit dem 21. Psalm singen: Wenn mich schon Vater und Mutter verlassen, nimmt mich der Herr gnädig an. Ich will Euch, Herr Vater, fein sagen, wer mein bester Freund in der Not ist: Das ist Gott im Himmel. Der sagt: Wirst du von einem Ort vertrieben, so zeuch an einen andern. Weil ich denn das Elend bauen muß, will ich's recht bauen und den lieben Gott walten lassen. Ich habe keine Lust, mich einzustellen, weil ich von Jugend auf in meiner Religion erzogen worden bin. Ich bleibe bei dem, was ich geschrieben habe, wiewohl ich gern bei dem Herrn Vater und meiner lieben Mutter wäre und besser Sach haben könnte. Aber um der besten Sach willen begehr ich nicht, das Elend mit der Heimat zu vertauschen.' —

„Von diesem Funde machte ich dem Herrn Postassistenten Schnieferl Mitteilung und fügte hinzu, daß meines Erachtens bei dieser Dienstmagd alle Kennzeichen des Heldentums zuträfen. Allerdings aber dürfte sich der sonst recht dankbare Stoff nicht so ganz zu einem Festspiele im Verein ‚Frohsinn und Erheiterung' eignen. Darauf erschien das ‚Eingesandt'.

Inwiefern ein dienstlicher Verstoß meinerseits vorliegt, wird die höchste Stelle zu beurteilen haben."

*

Es verging eine Woche. Dann lief diese höchste Entschließung ein: „Die Darlegungen des Herrn Amtsvorstandes haben zur Kenntnis gedient. In Zukunft sind die allgemeinen Vorschriften über die Archivbenützung genau zu beachten, wonach der Benützer in erster Linie verpflichtet ist, seine Wünsche bestimmt zu formulieren. Schon die amtliche Durchsicht der Kriegsakten allgemeinen Betreffs aufs Geratewohl hätte sich im vorliegenden Falle erübrigt. Die Ausdehnung der Recherche auf die Akten der Gegenreformation war keineswegs im Interesse des Gesuchstellers gelegen."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Archivar mußte heftig niesen — dreimal, fünfmal, achtmal hintereinander.

Der eintretende Funktionär wünschte dem Herrn Amtsvorstand ein höfliches „Zum — Wohlsein".

Dieser schneuzte sich, wandte dem alten Soldaten das hochrote Gesicht zu und meinte lachend und schnaubend: „Na, wenn mir das nicht wohl tut, dann hilft mir nichts mehr. Aber ich weiß gar nicht, woher es kommt?"

„Seitdem der verstaubte Zugang von der Regierung ausgepackt worden ist, hat da herinnen alles den Schnupfen," erklärte das Faktotum.

„Weshalb keiner den Staatsdienst wählen soll, der nicht zuweilen einen hohen oder höchsten Zugang ohne Nachteil schlucken kann," sagte der Archivar. „Tragen Sie diese höchste Entschließung in das Geschäftstagebuch ein, Herr Funktionär."

8. Sein größerer Entschluß

Und wieder lief das Tier mit den tausend Füßen. Es lief über alle Wirtstische des Abends, es kroch durch alle Amtsstuben des Vormittags, es hockte zwischen den klappernden Kaffeetassen der Nachmittagskränzchen, die Kinder brachten es in ihren Schultaschen nach Hause, die Marktweiber trugen es in ihren Körben aufs flache Land.

‚Haben Sie schon gehört? Was, Sie wissen es noch nicht? Die ganze Stadt ist voll davon. Ein verrückter Major hat Moos gekauft!

Das alte Nest? Ja, was will er denn dort?

Was weiß ich? So eine Idee!

Er wird wissen warum!

Wieso?

Na — Major sagen Sie? Vielleicht ein kassierter Major —?

Aber ich bitte Sie! Haben Sie den Mann nicht gesehen? — Er war doch vierzehn Tage mit seiner schönen Tochter hier!

Ach der, das ist etwas anderes. So, der ist's? Preußischer Major, ganz recht. Und die Penelope war doch immer der Dritte im Bunde — nicht?

Ei freilich. Na, Geldsack und Geldsack —

So — was Sie sagen?

Der Major soll unmenschlich reich sein. Man spricht von einer Million —!

Na hören Sie, aber jetzt wird mir's denn doch zu bunt. Ein Millionär, und setzt sich nach Moos? So was kann man auch nur den Hiesigen aufbinden.

Oho, geben Sie mir Fünfzigtausend, und ich mache mir aus dem alten Nest ein Schmuckkästlein. Dazu Reitpferde, Wagenpferde, Equipage —. Wer weiß? Vielleicht wird

Moos noch der gesellschaftliche Brennpunkt unserer lieben Stadt. Ich bin gestern zufällig vorbeigegangen —.

Ganz zufällig!

Aber natürlich. Habe erst wieder an die Geschichte gedacht, als ich da drinnen hämmern und sägen hörte und den Schimmel der Penelope am Tor angebunden sah, — die Penelope reitet nämlich jeden Nachmittag hinaus und sieht nach dem Rechten.

Dann kann's was Rechtes werden!

Deswegen heißt auch der Eisenhut gar nicht mehr Penelope, sondern nur noch der Mooser Bot'. Gelungener Witz das, nicht? Wer nur immer diese Spitznamen aufbringt! Wenn man ihn aber mit der schönen Majorstochter aufzieht, dann wird er wild. So wild hat man ihn früher gar nie gesehen.

Aber ich weiß jetzt wahrhaftig noch immer nicht, was er denn eigentlich bei uns will, der preußische Major?

Auch darüber laufen allerhand Gerüchte um. Die einen sagen, er ist ein großer Jäger — die andern sagen, er ist ein großer Landschaftsmaler — und wieder andere sagen, er kommt nur wegen des Archives —.

Was — wie haben S' g'sagt?

Na, es ist eigentlich zu dumm, und man sollt's gar nicht nachsagen. Aber behauptet wird's allen Ernstes: Er will nach seiner Familie forschen, die einmal anno Tubak in der Oberpfalz gewohnt haben soll, und deswegen setzt er sich hierher.

Wenn er sich deswegen hierhersetzt, dann spinnt er, der preußische Major. Aber ich will Ihnen sagen, wie ich mir die Geschichte zurechtlege: Er ist ein armer Schlucker, und da setzt er sich nach Moos — wie teuer hat er's denn gekauft, das Nest?

Um achttausend Mark.

Na also — da sitzt er um vierhundert Mark jährlich, kann sich einbilden, daß er ein großer Herr ist, und lebt so billig wie sonst nirgends. Drei Eier um zwölf Pfennig, das kriegt er nicht leicht wo. Denken S' an mich, so ist's.

Glaub ich noch nicht. Aber es kommt schon heraus. Es muß noch herauskommen!"

*

Jonas Eisenhut klapperte auf seinem Schimmeltier die Gasse herauf. Ein kalter Regen sprühte. Es war tiefe Dämmerung. Schon brannten die spärlichen Gaslaternen, und das Pflaster glitzerte in ihrem Lichte.

Jonas Eisenhut hatte wieder einmal nach dem Rechten gesehen, und er war befriedigt: die Arbeiten draußen gingen vorwärts. Die Zimmer im ersten Stockwerk waren mit neuen Fußböden belegt, die Fensterstöcke ausgebessert. Morgen sollten die Hafner kommen; denn die Öfen waren in einem schrecklichen Zustande. Dann ging es an das Tapezieren. Ganz besondere Sorgfalt würde die Auswahl der Tapeten für Liselores Zimmer im zweiten Stockwerk erfordern. Zu Anfang November konnte eine Wohnung mit sechs Zimmern fertig sein, Mitte November der Umzug bewerkstelligt werden.

Eigentlich eine böse Zeit fürs Eingewöhnen in dem alten Neste. Aber ihm, Jonas Eisenhut, konnte es nur recht sein: je eher, desto besser!

Er schwang sich aus dem Sattel und klopfte den Hals des Pferdes ab. Der Diener kam, und die Hufe dröhnten dumpf im Hausflur. Jonas klirrte die Treppen hinauf.

Sonst war er nach solchem Ritt in den seidengefütterten Schlafrock geschlüpft. Jetzt begnügte er sich mit einem Hausrock; denn er hatte gehört, daß sich der Major nie eines Schlafrockes bediente. Sonst hatte er die Füße in weiche Pantoffeln gesteckt. Jetzt behielt er die Reitstiefel an; denn auch der Major pflegte also zu tun.

Jonas Eisenhut war im Begriffe, ein neuer Mensch zu werden. —

Nach der einsamen Abendmahlzeit begab er sich in seine Studierstube — aus dem Empire ins Rokoko.

Die große Lampe brannte auf dem Schreibtisch, und rings an den Wänden leuchteten die Goldtitel zahlloser Bücher. Der weiße Kachelofen strömte behagliche Wärme aus. Auf dem Tischlein neben seinem Lehnstuhl stand das Deckelglas mit dem Abendtrunk.

Jonas zündete sich eine Zigarre an. Er war nicht allein. Keineswegs. Er hatte in seinen Gedanken einen Gast hereingebracht, er rückte in seinen Gedanken für ihn einen hochlehnigen Polsterstuhl, mit geblümter Seide überzogen, neben seinen Schreibtisch.

Es war zu behaglich in dem großen, warmen Gemache zwischen all den unzähligen Büchern — und nahe bei ihr.

Er nahm die Lampe vom Tische; denn es kam ihn die Lust an, zunächst mit der hergezauberten Liselore durch die Räume seines alten Hauses zu wandern.

Als sein Urgroßvater die Handlung von Sulzbach hierher verlegt hatte — schon damals ein wohlhabender Mann —, hatte er das Herrenhaus mit seiner ganzen Einrichtung aus der Konkursmasse eines Adeligen gekauft. Aber er war ein schlichter Mann, der sich in den vornehmen Räumen des ersten Stockwerkes unbehaglich fühlte und deshalb die Wohnung zu ebener Erde mit seinem bürgerlichen Hausrate, immer noch behäbig genug, einrichtete. Sein Sohn aber lebte in bedeutendem Wohlstande und benützte die Gemächer des ersten Stockwerkes, wenn er Gäste in seinem Hause bewirtete. Jonas' Vater endlich hatte das Geschäft beizeiten aufgegeben und lebte als reicher Privatmann mit den Seinen im Stile des polierten Rokoko. Die schlichten Räume zu ebener Erde aber ließ er mit ihrer Einrichtung, wie er

sie überkommen hatte. Und so waren sie bis auf diesen Tag geblieben.

Jonas wanderte mit seiner Lampe von Gemach zu Gemach. Es war ihm zumute, als ginge sie neben ihm, als dürfte er ihr alles zeigen. In dem Empfangssaale, dessen Polstergeräte mit weißen Leinwandbezügen verhüllt waren, leuchtete er den großen Ölbildern in die stillen Gesichter, und es war ihm, als müsse er ihr alle vorstellen, die Vorfahren auf drei Geschlechter zurück.

Dann aber wunderte er sich auf einmal, daß es ihm die Jahre seit dem Tode der Mutter noch nicht öde, sterbensöde geworden war in den verlassenen Räumen.

Als er in seine Stube zurückkam, kniete die Haushälterin am Ofen.

„Legen Sie nicht mehr nach", sagte er freundlich. „Es ist warm genug."

Da schlug sie das Türchen zu, daß es krachte, und erhob sich: „Jawohl, ich weiß schon, ich darf tun, was ich will, ich kann doch dem jungen Herrn nichts mehr recht machen."

„Aber ich bitte Sie, Kathi —?"

„Jawohl, da hat unsereiner sein ganzes, liebes Leben aufgeopfert, und eines schönen Tages wird man zum alten Eisen geworfen. Undank ist der Welt Lohn!"

„Aber Kathi, was haben Sie denn?"

„Was ich hab'? Zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben, wenn ich dann auf der Gass' drunten lieg'." Sie zog die Schürze vor die Augen und begann zu schluchzen.

„Kathi! Jetzt reden Sie aber vernünftig, bitt' ich mir aus! Wer setzt Sie denn auf die Straße? Ich vielleicht?"

„Sie vielleicht nit. Aber ich weiß schon eine, die's tut. Mit dem Pferdskauf und mit der Reiterei ist's an'gangen. Dann haben Sie die Reis' getan. Und dann — und so eine Fremde, von der niemand 'was weiß —!"

„Aber Kathi, jetzt muß ich Sie schon bitten — von wem reden Sie denn eigentlich?"

„Die Leut' sagen's alle. So eine Fremde. Wenn sie den Mund aufmacht, hat sie schon alle Wörter vorn zwischen den Zähnen, und versteht bei uns kein Christenmensch, was sie will. Die Leut' sagen's alle. Und schön soll die sein? Das ist Geschmacksach'! Ich sag' halt so viel, wenn eine keine roten Backen hat, dann soll sie noch so schön sein, mir kann sie einmal nit gefallen. Das sagen die Leut' alle, wen ich gefragt hab'. Aber heiraten Sie s' nur!"

„Jetzt wird es mir aber denn doch zu dumm. Wen soll ich heiraten?" entrüstete sich Jonas.

„No, die Preußin! Die Leut' sagen's alle."

„Kathi, ich muß mir ganz ernsthaft verbitten, daß Sie diese junge Dame derart in die Mäuler der Leute bringen. Das ist ein schweres Unrecht — auch gegen mich."

Heulend und schluchzend rief sie: „Ich will Ihnen nichts Böses. Ich hab' Ihnen mein Lebtag nichts Böses gewollt. Auf diesen meinen Armen hab' ich Sie getragen, wie Sie den ersten Schrei getan haben. Die ersten Hosen hab' ich Ihnen an'zogen, und, wenn Sie's auch nimmer wissen, die Nas' hab' ich Ihnen geputzt und alles andere auch, ich weiß noch wie heut'. Und am Sterbebett von Ihrer seligen Mutter bin ich gestanden, und da hat sie gesagt: du sorgst mir für den Jonas, hat sie gesagt. Frau, hab' ich gesagt, solang ich Atem zieh', es wird gesorgt für den Jonas, hab' ich gesagt. Und ist Ihnen vielleicht die Jahr' her was ab'gangen? Hab' ich das Essen nit richtig gekocht? Hat an der Wäsch' 'was gefehlt? Sind die schönen Möbel, die wo so viel Arbeit machen — die Leut' sagen's alle —, nit immer blitzblank? Hab' ich das Ihrige nit zusammengehalten — besser wie Sie? Können Sie 'was dagegen sagen? Sie können wohl nichts dagegen sagen. Also, warum wollen Sie die Fremde, die Preußin, die mondscheinige, heiraten?"

„Kathi, ich bitte Sie, seien Sie doch vernünftig! Es ist ja nicht im entferntesten von einer Heirat die Rede. Und ich muß Sie ernstlich warnen —! Aber angenommen, ich entschlösse mich doch eines Tages, irgendein, ich sage irgendein Mädchen zu heiraten, — wäre ich vielleicht zu jung dazu?"

„Sehen Sie! Jetzt haben Sie's selber eingestanden!" rief sie empört.

„Und wenn ich Ihnen dann verspräche, für Sie zu sorgen bis an Ihr Lebensende —?" Er nahm sein Herz in beide Hände. Jetzt oder nie! Und nun donnerte er, daß er vor sich selbst erschrak: „Was ginge das andere Sie an?"

Die gewünschte Wirkung blieb nicht aus. Mit entsetzten Augen starrte die alte Kindsmagd ihren Pflegling an, der da vor ihr seine Fesseln zerbrach, warf die Arme in die Höhe, schrie laut auf, wandte sich und entwich.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Vorwärts über Leichen!" murmelte er und zündete sich kaltblütig eine zweite Zigarre an.

Dann ging er an eines der Wandgestelle und versenkte sich in den Anblick seiner Zettelsammlung.

Da waren die flachen, solid gearbeiteten, mit schwarzer Leinwand überzogenen Pappschachteln in Quartform, weit über ein halbes Hundert, und in jeder lagen an die fünfhundert Blätter, lauter Auszüge aus vielen Tausenden von Akten, Urkunden, Rechnungen, Lagerbüchern und gedruckten Werken — die Arbeit von fünfzehn Jahren. Er strich liebevoll über die Aufschriften. Dann aber wandte er sich zu einem andern Fach, zu den Pappekästen in Folio, die nicht lagen, sondern wie Bücher aufrecht nebeneinander standen, zehn im ganzen, und hob einen von ihnen heraus, dessen Rücken in goldgepreßten Buchstaben die Aufschrift trug: ‚Wirtschaftsgeschichte der Oberpfalz IV. Gold- und Silberbergwerke, Eisengruben und Hämmer'.

Er trug ihn zu seinem Schreibtisch und öffnete die Bänder, nahm ein dickes Heft heraus, knüpfte die Bänder aufs neue und trug den Karton zum Gestelle zurück.

Nachdenklich blätterte er in der sauber geschriebenen Geschichte der Eisenindustrie seiner Heimat.

Dann entnahm er seiner Papierlade einen schönen, weißen Bogen in Reichsformat und schrieb:

‚Der Gefertigte, der nach Ausweis der beiliegenden Zeugnisse in Tübingen, Heidelberg und Berlin fünf Jahre die Rechte und die Geschichte studiert hat, gibt sich hiermit die Ehre, der hohen philosophischen Fakultät eine Abhandlung zu unterbreiten, und bittet, für den Fall, daß sie angenommen werden sollte, im kommenden Frühling zur Promotion zugelassen zu werden. Ehrerbietigst!

Jonas Eisenhut.'

Und als hätte er Angst vor sich selbst und seiner großen Bedenklichkeit, verpackte und verschnürte er das Ganze alsogleich, versiegelte die Schnüre mit seinem altererbten Petschaft und schrieb die Begleitadresse.

Er atmete tief auf, als das Werk geschehen war, und wog das saubere Paket befriedigt in seinen Händen.

Was war jener erste gegen diesen zweiten, viel größeren Entschluß gewesen!

Aber was vermag nicht die Liebe?

Jonas Eisenhut hatte ein Ziel.

9. Einzug

An einem trüben Novembernachmittage erschien unter Jonas Eisenhuts Haustüre eine Frauensperson und fragte nach dem Herrn.

Die Haushälterin des Gelehrten betrachtete die Fremde mit prüfenden Blicken. Ein Kopftuch aus schwarzer Seide verhüllte ihr Haupt tief in die Stirne herein und hing in zwei langen Zipfeln über den Rücken herab. Aus einem faltigen, schmalen Gesicht funkelten kohlschwarze Augen. Unter einem dicken, braunen Wollschal, der vorn offen stand, glänzte eine schwarzseidene Jacke mit wattierten Schinkenärmeln, bauschte sich ein schwarzseidenes Kleid, leuchtete eine rosageblümte Schürze aus blauer Seide.

‚Bäuerisch, aber gediegen!' lautete das stumme Endurteil der Städtischen.

Der Herr Eisenhut sei nicht zu Hause; er sei ausgeritten.

„Wohin ist er denn geritten?"

Vermutlich nach Moos. Dorthin reite er jetzt alle Tage.

„Dann ist's schon recht, und ich fahr' auch gleich nach Moos."

Ein Schatten legte sich über das Gesicht der Haushälterin. Ob sie vielleicht gar die Köchin von der Herrschaft sei, die das alte Gewärgel da draußen gekauft hat?

„Die wär' ich. Ob's aber ein altes Gewärgel ist, kann ich nit sagen. Denn gesehen hab' ich's noch nit."

Die Haushälterin hatte sich gefaßt und erklärte der Bäuerischen mit süßer Miene, es gehe jetzt kein Zug nach Moos, sie müsse bis um fünf Uhr warten. Aber sie solle doch hereinspazieren und einen kleinen Imbiß nehmen. Wann sie denn eigentlich angekommen sei?

„Grad vorhin, und die ganze Nacht durch bin ich gefahren," lautete die Antwort. „Und morgen in aller Früh kommen die Möbelwagen auch schon."

Die Haushälterin bedauerte, daß die Fremde die ganze Nacht durch gefahren sei. Um so mehr werde ihr eine Tasse Kaffee wohl tun.

„Wenn's erlaubt ist, bin ich halt so frei," sagte diese und folgte der andern in das warme Stübchen neben der Küche.

Die Haushälterin stellte die bauchige Kaffeekanne auf den Tisch, holte Weißbrot, Butter und Honig und setzte sich der Bäuerischen gegenüber. Und süß wie Honigseim, fett wie Butter war ihre Altweiberstimme, als sie mit vorsichtig einleitenden Reden das Objekt zu umkreisen begann.

Franzi, die Magd, ließ sich zureden, wie sich's gehört, und griff tapfer zu, wartete auf weiteres Zureden, wie es der Anstand erfordert, und aß, bis sie satt war. Aber sie aß wie die Juden in Ägyptenland mit gegürteten Lenden: hatte den großen Regenschirm zwischen die Kniee geklemmt, ihre umfangreiche Handtasche in greifbare Nähe auf den Boden gestellt und den Schal, sorgfältig zusammengelegt, über die Stuhllehne gehängt.

Man sehe es schon von weitem, sie diene bei einer feinen Herrschaft, begann die Haushälterin, engere Kreise ziehend, beugte sich vor und nahm prüfend eine Falte des Rockes zwischen Daumen und Zeigefinger. In der Tat, es war schwere Seide.

„Meine Herrschaft wird wohl 'was Feines sein!" lautete die selbstbewußte Antwort.

Man spreche von einer Million? fuhr die Eisenhut'sche vorsichtig fort.

„Wieviel eine Million ist, kann ich nit sagen," antwortete die Bäuerische. „Wenn ich zum Einkaufen muß, geben sie mir auf einmal nie so viel mit."

Ob die bleiche Tochter das einzige Kind sei?

„Freilich, ist ja doch die Frau Mutter schon lang gestorben und hat das zweite Kind mit ihr genommen."

Dann sei die Tochter aber wahrhaftig eine gute Partie. Haben sich gewiß schon viele um sie beworben?

„So eine Schöne, Brave hätt' freilich schon wie oft heiraten können."

Sei vielleicht gar schon verlobt?

„Danach hab' ich sie wirklich noch nit gefragt."

Freilich, recht gesund sehe sie gerade nicht aus.

„Mein Fräulein ist kerngesund, der fehlt nit so viel — das bitt' ich mir aus!"

Aber sie sei doch so blaß im Gesicht?

„Muß auch nit eine jede aussehen wie eine Pfingstrose."

Was denn aber die Herrschaft anfange in dem alten Nest da draußen, wo sich die Füchs Gutnacht sagen?

„Morgen nachmittag kommt der Major. Wenn S' dem ein gutes Wort geben, nachher sagt er's Ihnen gewiß."

Ihr sei das einerlei, sie bekümmere sich nicht um fremder Leute Angelegenheiten. Sie habe genug Arbeit mit ihrem Herrn. So ein Junggeselle! Da bekäme eine Frau nicht viel Gutes. Je älter, desto eigener, heiße es bei einem solchen. Na, sie selber käme schon mit ihm zurecht, sie kenne ihn doch von Kind auf, ihn und alle seine Eigenheiten. Und er sei ja soweit auch ein recht braver Herr. Aber eine Fremde, die könne was erleben! Nicht genug warnen könne man da. Und überhaupt, ein solcher wisse ja gar nichts anderes als seine Bücher.

Die Bäuerische sprach nun gar nichts mehr. Nur die schwarzen Augen funkelten forschend auf die Redselige hinüber. Da schwieg auch diese und machte ein gekränktes Gesicht. Die Bäuerische aber sah aus, als denke sie: Mit Speck fangt man die Mäus. Und weil sie eine grundehrliche

Seele war, beschloß sie, der andern wenigstens den Speck zu ersetzen, fuhr in ihre Rocktasche und brachte einen Geldbeutel ans Licht: „Jetzt mach' ich halt meine Danksagung für den Kaffee und das andere auch. Es hat mir alles recht gut geschmeckt. Vergelt's Gott! Und was bin ich schuldig?"

Die Haushälterin kräuselte die Lippen und erklärte, dahier sei kein Wirtshaus. Die geringe Bewirtung sei aus purer Freundschaft geschehen.

„Dann bitt' ich halt, schenken S' mir auch einmal die Ehr' in Moos," sagte die Frau mit den funkelnden Augen und erhob sich.

Keine zehn Gäule würden sie jemals nach Moos bringen in das armselige Dorf, wo man bis über die Knöchel im Dreck laufen müsse. Aber wo die Fremde dann heute nacht bleiben wolle?

„Na halt in Moos, wo sonst? Ich werd' schon wo unterkriechen, da hab' ich kein' Angst."

Die Städtische besann sich. Es wäre doch unklug gewesen, die Brücke nach Moos abzubrechen. Und süß, wie vordem, erklärte sie, es stünde auch hier, im Hause, ein Gastbett bereit.

Aber die Bäuerische erklärte mit Bestimmtheit, sie müsse noch heute nach Moos. Morgen in aller Frühe kämen die Möbelwagen. Da wolle sie gar nichts versäumen.

Dann möge sie jedenfalls recht bald wieder vorsprechen. Man könne ihr vielleicht manche gute Quelle verraten, wenn auch freilich Millionäre nicht nach Pfennigen zu rechnen gewohnt seien, sprach die Städtische und gab dem Gast, dessen Augen nun gräulich funkelten, das Geleite zur Haustüre.

*

Die große Linde gegenüber der Schloßbrücke von Moos stand auf dem goldgelben Teppich ihrer abgeworfenen Blätter und streckte ihre spärlich belaubten Äste in einen sonnigen Morgenhimmel empor.

Vor der Brücke hielten zwei Möbelwagen, umringt von der gaffenden Dorfjugend.

Schon in aller Frühe war Eisenhut hinausgeritten. Nun stand er am offenen Wagen und überwachte das Ausladen. Droben im ersten Stock aber hatte sich Franzi, die Magd, im Werktagsgewande aufgepflanzt, hielt einen von ihrem Major entworfenen Plan weitab von den Augen und wies an seiner Hand mit der Ruhe eines Feldherrn jedem Stück seinen Platz an.

Zwischen ihr und dem Gelehrten aber hatten sich die ersten Fäden eines Freundschaftsverhältnisses angesponnen. Der Herr gefiel ihr entschieden besser als seine Haushälterin. —

Einzug! Keuchende, stampfende Männer, ächzende Treppen, aufeinandergetürmte Kisten.

Die altgewohnten Geräte stehen glücklich am fremden Ort, durch die kahlen Fensterscheiben leuchtet die Sonne, und ihre Lichter gleiten über zerschundene Politur. Die Schritte hallen zwischen den bildlosen Wänden, und leere Bettgestelle warten der Füllung. Eine fremde Landschaft dehnt sich vor den Fenstern, aus fremden Hütten steigt der Kaminrauch. Alles da draußen ist uralt — das Feld, das Volk, das weite, weite Land, und in altersgraue Mauern nistet sich das winzigkleine Neue ein, das Neue, das auch denen da draußen fremd, gleichgültig, vielleicht sogar unwillkommen ist. Es nistet sich ein wie der zugeflogene Vogel in einem verlassenen Nest. Wird sich's behaupten? —

Regelmäßig, wie ein Paternosterwerk, bewegt sich die keuchende, stampfende Mannschaft die breite Treppe empor und tappt auf schweren Schuhen die Treppe hinunter. Die Zeit rückt vor. Kostbares und Geringes ist gleichermaßen verstaut. Die Möbelwagen werden verschlossen, die Dorfjugend läuft auseinander. Die Mannschaft trollt, befriedigt von ihrem Tagwerk, zum Wirtshaus. Der erste Akt des Stückes ist abgespielt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Umzug. Wonne der Kinder — der törichten Kinder!

Selig der Mensch, in dessen Erinnerung ein Vaterhaus steht. Ein wirkliches Haus — kein bloßer Begriff. Keine Nomadenwohnung, leichten Herzens mit einer andern Herberge vertauscht. Ein wirkliches Haus, festgegründet auf einem, wenn auch noch so winzigen, Stück heiliger Heimaterde. Selig die Alten, deren wegmüde Gedanken allzeit zurückfliegen können unter das einzige Dach, das ihre Jugend beschirmt hat. Längst verhallte Tritte hallen wider zwischen wohlvertrauten Wänden, ein dir längst erkalteter Herd sendet dennoch seine Wärmewellen durch Jahrzehnte, durch ein halbes Jahrhundert herüber, ein alter Baum rauscht leise darein, Vögel singen in seinen Zweigen dir, dir allein ihr trauliches Lied, und ein naher Friedhof birgt die sterblichen Reste unvergeßlichen Glückes.

Selig das Kind, dessen Lebensmark niemals erschüttert wurde durch einen Umzug!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus der Handtasche der Magd kommt ein stattlicher Imbiß zum Vorschein, und einträchtig schmausend sitzt Jonas Eisenhut mit der Magd am Tische im kahlen Eßzimmer.

Auch ein Umzug hat seine Poesie — zumal, wenn es sich um das Einräumen der Geräte handelt, zwischen denen die Geliebte gespielt hat, zwischen denen sie groß geworden ist.

Und Jonas Eisenhut genießt solches Gedicht in vollen Zügen. —

Nach dem Frühstück wandern die beiden von Zimmer zu Zimmer.

„Viel zu groß!“ klagt die Magd. Denn die sechs bis acht eingerichteten Räume verschwinden zwischen den öden Gemächern der drei Stockwerke.

Aber Jonas Eisenhut wird nicht müde, ihr die Vorzüge des alten Nestes herauszustreichen, und erklärt ihr von den

Fenstern aus, wo der Küchengarten, wo der Obstgarten — nicht ist, aber angelegt werden kann und muß.

Er trägt ein großes, in Seidenpapier gehülltes Etwas krampfhaft im Arm, er gibt es nicht um alles aus der Hand, und in Liselores Zimmer enthüllt sich dieses Etwas als ein über und über blühender Kamelienstrauch.

Dem armen Manne tut die Wahl weh. Er stellt den Stock auf den Glasschrank, er hebt ihn wieder herab und schmückt den kahlen Schreibtisch am Fenster damit. Aber auch dort will er ihm gar nicht gefallen. Er weist ihm endlich einen Platz auf dem zierlichen Spiegeltisch an. Und lange vermag er sich nicht von der noch so unwohnlichen Stube zu trennen. Seine Hand fährt liebkosend über die polierte Platte des Schreibtisches, und er gibt seiner schmerzlichen Entrüstung wortreichen Ausdruck, daß auch diese Politur an einer Stelle beim Umzug etwas gelitten hat; er tritt ans Fenster und blickt träumerisch über die weite Landschaft hin — und er bemerkt nicht, wie aufmerksam ihn die schwarzen, funkelnden Augen verfolgen.

„Ich denke, das Fräulein soll sich eingewöhnen bei uns zu Lande," sagt er halb rückwärts über die Schulter.

Die Magd schweigt.

Jetzt wendet er sich um: „Und Sie selbst müssen sich doch auch freuen, daß Sie wieder in der alten Heimat sind?"

Sie antwortet ausweichend: Allzu lange sei sie außer Lands gewesen. Die Leute hier herum seien ihr doch fremd. Und das Dorf ohne Kirche? Sei denn das auch ein Dorf?

Jonas Eisenhut weiß darauf keine genügende Antwort. Er guckt noch einmal in den Spiegel, in dem sie — sie schon so oft ihr schönes Antlitz beschaut hat.

Liselore Titus wächst sich zum Heiligenbild aus.

*

Es war spät am Abend. Liselore war allein in ihrer Stube und betrachtete sinnend den Kamelienstock auf dem

Spiegeltische. Dann stellte sie den Leuchter ab, löschte die Kerze aus, trat ans Fenster und blickte hinaus in die Nacht. Die fremde Landschaft dehnte sich in geheimnisvolle Fernen; fremde Dächer starrten zwischen kahlen Bäumen zum Sternenhimmel empor.

Fremd, alles fremd.

Sie wandte sich ab, ging zum Ofen und lehnte sich an die warmen Kacheln. Ein Frösteln lief über ihre Glieder. —

Franzi, die Magd, hatte sie vorhin bescheiden gefragt, was denn der Herr Major hierzuland eigentlich suche.

„Einen Ahnherrn", hatte sie lächelnd geantwortet.

„Also hat sein Großvater hier gelebt?"

„Weit gefehlt, Franzi! Der Großvater vom Großvater vom Großvater — so ungefähr wird's wohl stimmen."

„Und wenn er den gefunden hat — ich versteh' das nit recht — der muß doch schon lang tot sein?"

„Freilich ist er tot, Franzi — hoffentlich!"

„Und was will nachher der Herr Major von dem Ahnl?"

Darauf hatte ihr Liselore einen populären Vortrag über Familienforschung gehalten. Aber Franzi, die Magd, vermochte trotz aller Mühe nicht einzusehen, welchen Belang ein vor mindestens zweihundert Jahren verstorbener Ahnl heutzutage noch haben könne. Sie selbst wußte nicht das Geringste von ihren Großvätern. Ihr Vater war ein uneheliches Kind gewesen, ein Bankert, und sie unterschrieb sich Franziska Bankert — selbstbewußt wie ein Stiftsfräulein mit einem Kometenschweif zurück bis zum Jahre des Heils elfhundertachtzig und zwei.

Franzi, die Magd, hatte noch geringeres Verständnis für Familienforschung als ihre Herrin.

10. Prüfungen

Der Winter war vergangen, der Frühling war gekommen. In einem schmalen, langen Zimmer, zwischen einem Waschtisch und etlichen Stühlen, rannte ein junger Mann auf und ab, als wäre er in einem Käfig gefangen. Er stak in einem schwarzen Frackanzug, der seine Gestalt vorzeiten gewiß in mancher Ballnacht vorteilhaft gekleidet hatte.

Der junge Mann fühlte sich dem Anschein nach äußerst unbehaglich. Schob sich doch seine Hemdbrust alle Augenblicke wie ein Brett aus der Weste hervor; war doch der Kragen so eng, daß die weißbehandschuhten Hände fortwährend Luft schaffen mußten; saß doch der Hornzwicker auf dem feuchten Rücken der Stumpfnase so jämmerlich, daß er immer wieder nach vorn sank. Und abgesehen von allem — kein Wunder: denn der junge Mann befand sich unmittelbar vor dem Doktorexamen, und die noch verschlossene Flügeltüre an der Längswand führte geraden Weges hinein in den Saal des Gerichts.

Ein behäbiger, graubärtiger Mann mit einer großen Glatze kam vom Korridor in das Zimmer. Er trug ein gefülltes Waschbecken, aber er trug es mit vornehmer Nachlässigkeit, als besorgte er solche Geschäfte eben nur jetzt, ausnahmsweise, rein aus Gefälligkeit für einen infolge noch geringerer Geschäfte abwesenden Unterdiener.

Mit einer gewissen Hoheit in Miene und Tonfall sagte er: „Guten Tag!" Und sehr höflich erwiderte der geängstete Doktorand den Gruß: „Recht guten Tag!"

Der Mann ergriff die leere Wasserflasche, entfernte sich würdevoll und kehrte nach einer Weile mit seiner gefüllten Flasche zurück.

Nun legte er die Hände auf den Rücken und fragte wohlwollend: „Alte Geschichte?"

„Mittelalter.“

„So? Dann prüft Sie der Professor —.“ Er nannte einen berühmten Namen. „Der kleine Sohn vom großen Vater — Sie verstehen mich ja?“

Der Doktorand verzerrte sein Gesicht zu einem verständnisvollen Lächeln.

„Nur immer Mut, lieber Herr! Sieht alles gefährlicher aus, als es ist. Sie haben ja doch das Staatsexamen schon hinter sich — was?“

„Gewiß!“ versicherte der Geängstete.

„Na sehen Sie!“ Der Ton des Pedells wuchs ins Väterliche. „Dann ist ja das bei uns nur noch Formsache, reine Formsache, sonst nichts. Was anderes wär's freilich, wenn Sie das Staatsexamen noch nicht hätten. Da will zum Exempel gleich jetzt mit Ihnen ein ganz alter Herr — ich glaub', er ist fünfunddreißig Jahre alt —, der in seinem Leben überhaupt noch keine richtige Prüfung gemacht hat —“

Es klopfte, und Jonas Eisenhuts Reitergestalt betrat frank und schlank in tadellosem Frackanzuge das düstere Gemach.

Der Pedell zog ein frisches Handtuch aus der Rocktasche und hängte es an den Waschtisch.

„Eisenhut.“

„Klodsäck.“

„Beinahe verspätet.“

„Hat noch fünf Minuten auf Viertel.“

„Unbesorgt, meine Herren! Um Viertel nach vier Uhr tröpfeln sie langsam herein. Und wenn sie dann alle zusammengetröpfelt sind, ist der Dekan noch immer nicht da. — Mittelalter, Herr Eisenhut?“

„Wirtschaftsgeschichte.“

„Ei, ei, hm. Der Geheimrat, ich sag' Ihnen, der ist kein Guter. Summa cum laude — ich kann mich fein kaum erinnern, daß er einem Doktoranden die erste Note gegeben hat.“

„Wir werden schon miteinander zurechtkommen, der Herr Geheimrat und ich. Er ist doch, soviel ich bei meinem Besuche erfahren habe, ein sehr freundlicher Herr."

„Na ja. Er kann recht freundlich sein, kann, je nachdem. Ganz je nachdem, Herr Doktorand. Und jetzt merken Sie wohl auf, wie er Sie während der Prüfung anredet. Sobald er sagt: Wertgeschätzter Herr — dann können Sie einpacken. Sagt er: Herr Doktorand, na ja, dann heißt das soviel als: bis jetzt rite, Note drei. Sagt er aber: Herr Eisenhut, dann stehen Ihre Angelegenheiten gut. Daß er zuletzt sagt: Ich danke Ihnen, mein lieber Eisenhut, also summa cum laude, vorzüglich abgeschnitten, so was erleben wir selten."

Jonas Eisenhut mußte laut auflachen, während sein Schicksalsgenosse grinsenden, krebsroten Angesichts den Kampf mit Kragen, Zwicker und Hemdbrett weiter führte.

Mißbilligend schüttelte der Pedell das Haupt, ging zur Flügeltüre und legte das Ohr ans Schlüsselloch.

„Ich glaube, die Herren dürfen sich bereithalten."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

An den hufeisenförmig angeordneten Tischen inmitten des alten Barocksaales, da und dort an den Fenstern und im geräumigen Erker saßen und standen gelangweilt in Gruppen die Herren Professoren der philosophischen Fakultät, und der Saal war so groß, daß sie sich ohne Bedenken halblaut unterhalten durften, soweit sie nicht unmittelbar an der Prüfung beteiligt waren.

Vor den riesenhohen Fenstern standen alte Kastanienbäume und reckten ihre dunkelbraunen, zum Bersten geschwellten Knospen in den Aprilhimmel empor. Die Sonne hatte soeben noch freundlich geleuchtet und die lebensgroßen Ölbilder längst zu ihren Vätern versammelter Fürsten an der Rückwand des Saales mit ihrem Glanz übergossen. Jetzt aber jagten schwere, graue Wolken über den Himmel, im

Schneegestöber verschwammen die Kastanien, und die Ölbilder hingen in Dämmerung versunken.

Die Doktoranden saßen in Fensternischen, der eine am östlichen, der andere am westlichen Ende des langgestreckten Saales; ihnen gegenüber die Examinatoren. Diese hatten in Gemütsruhe ein Bein über das andere geschlagen, jene saßen mit eingezogenen Beinen und spitzen Knieen.

Und die Doktoranden sahen auch nicht, wie die Sonne so freundlich schien, und sahen wiederum nicht, wie die Flocken wirbelten, grau in grau.

Aber es war doch ein Unterschied in der Art ihres Sitzens und ein Unterschied, wie sich ihre Bedränger gehabten.

Der geprüfte Lehramtskandidat Klodsäck hatte den aussichtslosen Kampf mit Kragen und Hemdbrett aufgegeben. Nur an den Zwicker mußte die weißbehandschuhte Rechte immer wieder mit krampfhaftem Rucke emporfahren. Denn auf seiner Stirne perlte der Schweiß, auch aus seinem Nasenrücken quollen dicke Tropfen, und der Zwicker hatte das Bestreben, sich fortwährend gegen den Examinator zu verneigen. Des Ärmsten Angesicht glühte, und wenn er einmal etwas antwortete, dann kam es stoßweise von seinen Lippen. Der Examinator aber, der kleine Sohn des großen Vaters, hatte seinen Sessel im Verlaufe der Unterredung allgemach um fünfundvierzig Grad nach links gedreht, sah während der langen Pausen mürrisch in den Saal hinein und warf dann wieder eine Frage halbrechts über die Schulter seinem Opfer ins Gesicht.

Ganz anders das Bild am entgegengesetzten Ende des Saales, wo Eisenhut dem Geheimrat gegenüber Platz gefunden hatte. Wäre jemand ohne Kenntnis der Veranlassung und des tiefen Ernstes der Lage vor die beiden getreten und hätte ihren Wechselreden gelauscht — fürwahr, er hätte gesagt: Zwei gelehrte Herren, die sich ausnehmend gut miteinander unterhalten.

Das dachte nun der stumme Dritte nicht, der vor der Fensternische stand und kraft seines Rechtes den beiden zuhörte. Das konnte er gar nicht denken. Aber nach einer Weile trug er das, was er dachte, auf leise knarrenden Sohlen in den Erker zu einer Gruppe seiner Kollegen hinüber. Dort faltete er die Hände und sagte mit allen Zeichen des Entsetzens: „Meine Herren, da drüben sitzt einer, der weiß alles, rein alles!"

Und nun kamen sie auf mehr oder minder leisen Sohlen, stellten sich im Halbkreise vor die Fensternische und überzeugten sich mit verwundertem Kopfschütteln, daß hier in der Tat einer alles, rein alles wußte — ja vielleicht noch einiges mehr. —

Endlich ließ auch der Examinator des Doktoranden Klodsäck von seinem Opfer, folgte dem allgemeinen Zug ans westliche Ende des Saales und mischte sich unter die Korona.

Es war wie auf einer hochinteressanten Mensur zwischen ebenbürtigen Gegnern.

Fast ein wenig erschöpft lehnte sich endlich der Geheimrat zurück. Vorgebeugt, heiter lächelnd, auf eine neue Frage wartend, saß der Doktorand.

Der Geheimrat zog die Uhr und rief erschrocken: „Um Vergebung, meine Herren, ich habe meine Zeit mächtig überschritten!" Dann sprang der kleine bewegliche Herr auf und sagte zu seinem Doktoranden, der mit ihm emporgeschnellt war: „Mein lieber, lieber Eisenhut, ich danke Ihnen sehr." Und er schüttelte ihm kräftig die Hand.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auch die Prüfung in den Nebenfächern war längst erledigt, und die Doktoranden warteten in ihrem Käfig des Urteils — jeder an ein anderes Fensterbrett gelehnt.

Nach langem Harren kam der Pedell aus dem Saale und ging auf den Fußspitzen zum geprüften Lehramtskandi-

daten Klodsäck. „Es hat ja gelangt, es hat genügt, Herr Doktor,“ berichtete er im Flüstertone, während das Gesicht des Geängsteten zu glänzen begann. „Formsache, weiter nichts, ich hab's ja gesagt. An solch einer Doktorprüfung sind nicht bloß die Doktoranden interessiert, sondern auch die Professoren. Und diese gar sehr. Übrigens, wenn einer summa cum laude kriegt, kann er den Doktor auch nicht mit drei R — Drrr. — schreiben. Also, was hat er davon? — Meinen herzlichsten Glückwunsch!“

Und er nahm aus der Hand des beglückten Klodsäck ein fürstliches Trinkgeld.

Während nun Klodsäck auf ein Klingelzeichen hinter der Flügeltüre verschwand, setzte sich der Pedell gegen Eisenhut in Bewegung.

„Herr Doktor —!“ Er legte die Hand aufs Herz. „Sie werden's ja ohnedies wissen. So etwas haben wir von der Universität — es ist nur eine Stimme — seit Menschengedenken nicht mehr erlebt. ‚Mein lieber, lieber Eisenhut‘ hat er gesagt.“

„Oh, wir haben uns recht gut miteinander unterhalten,“ lachte der Doktor und griff in die Tasche.

„Nach einstimmigem Urteil ganz ausgezeichnet — meinen herzlichsten Glückwunsch!“

Der Pedell verschmähte im Gegensatz zum Geheimrat abstufende Redensarten. Seine Glückwünsche waren in jedem Falle die herzlichsten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es klingelte wieder, und jetzt war Jonas Eisenhut an der Reihe.

Die Fakultät saß voll der Würde und des Ernstes, wie sich's geziemt, wenn man im Begriff ist, die höchsten akademischen Ehren zu verleihen.

Der Doktorand trat an die Längsseite des Hufeisens,

und der Dekan erhob sich: „Herr Eisenhut, es gereicht mir zu besonderer Freude, Ihnen zu eröffnen, daß die philosophische Fakultät Sie soeben einstimmig summa cum laude zum Doktor promoviert hat. Sie kennen die Bestimmungen: Zur Führung des Doktortitels sind Sie erst nach Empfang des Diplomes berechtigt, und ausgehändigt wird es Ihnen, sobald Ihre Arbeit gedruckt vorliegt und die Pflichtexemplare eingetroffen sind. Ich verbinde mit meinem Glückwunsch die Hoffnung, daß wir recht bald noch viel mehr von Ihnen hören dürfen. Der Herr Geheimrat aber läßt Sie ersuchen, sich vor Ihrer Abreise noch einmal zu ihm zu bemühen."

Der Doktor dankte mit einer tiefen Verbeugung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Straßenlaternen brannten, als Jonas Eisenhut aus dem Hause des Geheimrates kam und durch den lauen Frühlingsabend seinem Gasthause zuging.

Es war ihm federleicht zumute, und er nahm immer drei Stufen auf einmal die breite Treppe zu seinem Zimmer hinan.

Das Licht einer Straßenlaterne stach in die Dunkelheit des Raumes.

Jonas hängte den Überzieher an den Ständer, steckte seinen Zylinder auf die Spitze seines Regenschirmes, begann lautlos auf dem weichen Fußteppich zu tanzen und wirbelte über sich den Hut auf dem Schirm. Seine Frackschöße schwangen sich und flatterten um seine lange Leiblichkeit. Wilder und wilder wurde sein Tanz, und zuletzt warf er Schirm und Zylinder von sich, sprang mit einem Satze ins Bett, streckte die Beine in die Höhe, klatschte sich mit den Absätzen Beifall und schrie gerade hinaus: ‚Juh!'

Nach einer Weile richtete er sich wieder auf, ließ die Beine vom Bettrand herabhängen und pfiff leise vor sich hin.

Warum war er denn gar so vergnügt?

Weil man ihn summa cum laude zum Doktor gemacht hatte?

Er pfiff. Was lag ihm an dem Titel und an der Ehre?

Weil ihn der Geheimrat so dringend aufgefordert hatte, sich zu habilitieren?

Er pfiff. Er sollte Professor werden und solche Klodsäcke mit Wissenschaft anfüllen? O jemine!

Er war vergnügt in seiner Seele, weil er nun vor die Allerschönste, Allerbeste, Allerliebste hintreten und sagen konnte: ‚Sieh her, ich habe mich bezwungen und habe es um deinetwillen getan. Und alles, alles, was du mir sonst noch befiehlst und auferlegst, das will ich ausführen; denn du, du bist die Prinzessin im Märchen. Ja, sogar wenn du schließlich aus einer Prinzessin eine Professorin zu werden wünschest, dann gebe ich mir einen harten Stoß, fahre wieder hierher und arbeite Tag und Nacht auf den Professor. Und nun, Liselore, befiehl du!‘ —

Er saß ganz stille auf dem Bettrande, und das Licht der Straßenlaterne stach durch das Fenster und warf das Fenster mitsamt dem Kreuzstock und den Blumen des durchsichtigen Vorhanges an die Decke empor.

‚Und morgen vormittag soll ich noch einmal beim Geheimrat vorsprechen und ihm bis ins kleinste über Plan und Einrichtung meiner Wirtschaftsgeschichte Rede stehen? Was geht's ihn an? — Fällt mir nicht ein! Dazu genügt auch ein Brief. Denn morgen in aller Frühe fahre ich heim.‘

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Jonas Eisenhut hätte ohne Bedenken der freundlichen Einladung des Geheimrates folgen dürfen.

Am nächsten Nachmittag besuchte er den Archivar und nahm von diesem die wirklich herzlichsten Glückwünsche entgegen. Zugleich mußte er jedoch zu seiner Betrübnis erfahren, daß der Major mit seiner Tochter seit vierzehn Tagen in Regensburg die Pfarrbücher studiere und länger dort zu bleiben gedenke.

Eine böse Enttäuschung, ein rechter Ärger.

Es ist Pfingstsonntagnachmittag. Pfingstsonntagnachmittag in einer kleinen Stadt.

Jonas ist in der Kirche gewesen. An hohen Festtagen geht er nicht nur vormittags, sondern auch nachmittags in die Kirche. Aus alter Gewohnheit. Es ist das so Sitte im Hause Eisenhut seit Menschengedenken.

Die Wirtschafterin hat einen Ausflug unternommen. Jonas ist ganz allein, und feierliche Stille liegt über den öden, prächtigen Räumen.

Er steht an einem der schweren Büchergestelle in seiner Studierstube, an dem Gestell, das seine schöne Literatur birgt. Diese Sammlung ist nicht groß im Vergleich zu den Tausenden von Büchern, die er besitzt: die Klassiker vollständig, meist in Erstausgaben, und andere, die allgemach zum gleichen Range emporsteigen — nicht etwa kraft Wahrspruches der Zünftigen, sondern nach der unerbittlichen Auswahl, die eine geistige Oberschicht des Gesamtvolkes selbst trifft, weitergebend von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht herzerhebende Schönheit und kristallklare Reinheit ihrer erkorenen Lieblinge.

Er steht lange vor seinen Schätzen, und es wird ihm sehr sonntäglich zumute, wie er alle die Titel in Goldschrift überliest. Aber die Wahl fällt ihm schwer. Endlich nimmt er, kurz entschlossen, Adalbert Stifters ‚Hochwald' heraus und hat mit ihm das richtige Sonntagnachmittagsbuch gefunden.

Seine Schritte hallen im weiten, düstern Hausflur, wie er das schwer geschnitzte Geländer entlang die braune Treppe hinabsteigt.

Er geht über den kleinen, saubern Hof, tritt in den Stall, schlingt die Arme um den Hals seines Schimmels und streichelt die sammetweiche Nase. Dann greift er in die Kiste und streut ein paar Hände voll Körner in die Krippe. Feiertagnachmittag!

Ein alter, häßlicher Hund, halb Dogge, halb Hühnerhund, kommt mit leisem Winseln aus einer sonnigen Ecke des Hofes heran, und auch ihm wird seine Liebkosung zuteil. Ein graues Kätzchen humpelt herbei und reibt sich mit hohem Rücken an seiner Hose. Der Hund ist auf beiden Augen blind, das Kätzchen aber nennt nur drei Beine sein eigen. Das vierte hat es einst in ungleichem Kampf mit bösen Buben eingebüßt, und Jonas hat es halbtot aus der Gosse gezogen.

Geleitet von dem blinden Hund und dem hinkenden Kätzchen betritt er durch die grüne Gattertüre den Garten.

Es ist ein stiller, altmodischer Garten, sonnig, auf allen Seiten eingeschlossen. Niedere Ziegeldächer von Nebengebäuden blinken rostbraun, Fachwerkmauern entfernter Scheunen schimmern grau durch die zart belaubten Bäume. Die Beete sind mit Buchs umsäumt, Goldlack duftet, Tulpen und Narzissen leuchten zwischen den nützlichen Gewächsen der Küche. Die Obstbäume sind sauber ausgeputzt, die blanken Stämme mit schwarzen Leimringen umzogen. Zwischen den Buchsrabatten und Rasenplätzen glänzt der gelbe Sand gewundener Wege. Schwarze Amseln hüpfen auf diesen sauber gerechten Wegen, und ihre Ständer lassen leise Spuren zurück.

Jonas geht zum kleinen Rasenplatze inmitten des Gartens und setzt sich an den runden Holztisch unter den Apfelbaum. Er sitzt auf weichem Polster in einem tiefen Birkenstuhl. Ihm gegenüber steht ein zweiter, ganz ähnlicher Stuhl. Der ist leer.

Jonas blickt empor in die weißschimmernden Zweige, zwischen denen der Himmel herabschaut, leuchtend in flimmerndem Blau.

Der Hund hat sich zu seinen Füßen ausgestreckt und die Schnauze auf seinen Stiefel gelegt. Die Katze liegt neben ihm und hält Wäsche — ein Geschäft, das für sie mit Schwierigkeiten verbunden ist.

Aus der Ferne tönt in langsamen, wehmütigen Schwing-

ungen eine Glocke. Die richtige Sonntagnachmittagglocke. Dann und wann schießen Schwalben mit pfeifendem Jauchzen durch die Luft. Ein Hauch zieht über die Blüten, und es schneit weiße Blättchen auf den einsamen Mann.

Der hat sein Sonntagsbuch aufgeschlagen und will sich einspinnen in die Urwaldpracht am Blöckensteiner See. — —

Jonas Eisenhut — hörst du nicht die leichten Schritte in der stillen Sonntagsgasse? Jonas Eisenhut, heraus! Laß hinter dir die grüne Waldeinsamkeit und komm in die Wirklichkeit!

Aber nun sind die leichten Schritte verhallt. Horch! Verhallt. Doch nein — jetzt kehren sie aus der Ferne zurück.

Der wehmütige Glockenton ist verklungen. Der Windhauch ist vorübergezogen. Das Kätzchen schnurrt, und der Hund stöhnt in Schlaf und Traum. Die Schritte sind nicht mehr zu hören.

Aber jetzt — im Hausflur schrillt die Glocke.

Jonas legt sein Buch auf den Tisch und geht über den Rasen. Der Hund hebt den Kopf ein wenig und lauscht hinter ihm her. Dann streckt er gähnend alle Viere von sich und schläft weiter. Die Katze springt auf den Stuhl und schneckelt sich auf das warme Polster. — — —

Leise vor sich hin pfeifend war Jonas durch den kühlen Hausflur gegangen. Er nahm den Schlüssel vom Haken, schloß die schwere Türe auf und prallte zurück.

„Sie — gnädiges Fräulein?"

Im goldenen Sonnenschein der Gasse stand Liselore Titus, und aus dem tiefroten Grunde des Schirmchens, das sich leise über ihrer Schulter drehte, leuchtete ihr Antlitz, lachten ihre Augen.

„Ich habe Sie erschreckt, Herr Eisenhut? Das bedauere ich sehr."

„Oh nicht im geringsten. Es ist nur — wenn man —"

„— gar nicht an den Mann im Monde gedacht hat, und da steht er nun plötzlich vor der Haustüre!“ lachte sie mit Augen und mit Mund.

„Oh — ganz im Gegenteil — Sie irren sich, Fräulein Titus — ich — oh ich —.“ Er hielt inne; denn jetzt war er nahe daran, sich unrettbar zu verwirren.

„Ich hoffte nämlich, meinen Vater bei Ihnen zu treffen.“

„Ich wußte ja gar nicht, daß Sie und Ihr Herr Vater schon aus Regensburg zurück sind.“

Sie lachte noch immer. „Ich bin doch gar nicht in Regensburg gewesen! Und mein Vater ist vorgestern gekommen, gestern aber schon wieder nach Sulzbach in die Pfarregistratur gefahren. Heute nachmittag will er zu Fuß über die Höhen zurückgehen und Sie auf einen Sprung besuchen. Um vier Uhr soll ich ihn abholen.“ Sie zog die Uhr. „Es ist Punkt vier.“

In freudiger Erregung trat er zur Seite. „Da darf ich Sie doch bitten, in den Garten zu kommen? Ich glaube, Sie sind noch gar nie in meinem Garten gewesen!“

„Ich weiß doch nicht“, sagte sie etwas unschlüssig, und ihr Schirmchen drehte sich wie eine glührote Scheibe hinter dem leicht zurückgebogenen Kopfe und den zart gerundeten Schultern. „Ich könnte meinem Vater wohl auch entgegengehen!“

„Sie wissen doch seinen Weg gar nicht und würden Ihren Herrn Vater gewiß verfehlen. Und dann — ich vermute, Sie sind von Moos hereingegangen — — Sie sind ermüdet.“

„Der Spaziergang ist doch nicht der Rede wert.“ Sie setzte zögernd den Fuß auf die Schwelle.

„Oh bitte, treten Sie ein! Ihr Herr Vater wird gewiß bald kommen. Und ich möchte Ihnen gar zu gerne meinen Garten zeigen. Wie oft bin ich im Winter bei Ihnen in Moos gewesen! Und mein Garten hat gerade jetzt sein schönstes Kleid angezogen.“

In den dämmerigen Hausflur leuchtete lockend ein Aus-

schnitt aus der weiß und grün sprossenden, blühenden Pracht des verschwiegenen Gartens herein.

„Wenn ich in Ihr Haus trete, ist mir immer, als käme ich ins Jahrhundert des Rokoko," sagte sie und warf im Vorbeigehen einen scheuen Blick die massige, dunkle Stiege hinauf.

„Hoffentlich erweckt Ihnen das keine unangenehmen Empfindungen?" fragte Jonas besorgt.

„Ich weiß doch nicht so recht." Sie klappte das Schirmchen zusammen. „Aber da draußen ist's wirklich fein!" rief sie erfreut und sah mit glänzenden Augen über den Garten hin. „Man vermutet hinter dem düstern Hause gar nicht einen solch entzückenden Winkel."

Glückselig öffnete er die grüne Gattertüre und geleitete seinen Gast unter den blühenden Baum.

Der häßliche Hund erhob sich schwerfällig, beschnupperte pflichtgemäß das fremde Kleid und streckte sich gähnend wieder auf den Rasen. Jonas stellte ihn vor und erzählte, wie er im kalten Winter des vorigen Jahres einem Scherenschleifer alle seine Rechte an dem halbverhungerten Köter abgehandelt habe.

Liselore setzte sich auf den Birkenstuhl. Jonas hob das Kätzchen vom Polster des andern Stuhles, setzte sich auch und gewährte der kleinen Kreatur eine Freistatt auf seinen Knieen. „Meine nächsten Freunde und Hausgenossen", sagte er mit einer gewissen Wehmut.

„Blind sein — oh, blind sein!" sagte sie schaudernd und beugte sich zu dem Hunde herab. „Darf man es streicheln, das arme Tier?"

„Er wird sich beglückt fühlen!" rief Jonas.

Dann setzte er die Katze auf den Rasen. „Entschuldigen Sie mich ein paar Augenblicke."

Nach einer Weile kam er zurück und brachte auf silberner Platte zwei zierliche Gläser, in geschliffener Karaffe Wasser

und Fruchtsaft und in silbergeflochtenem Körbchen ein wenig Backwerk.

„Wie freundlich, Herr Eisenhut!"

„Eine kleine Erfrischung, Fräulein Titus." Und er goß ihr Saft und Wasser ins Glas.

Zögernd begann er: „So schön wie heute ist mir mein Garten noch niemals erschienen."

„Sie haben recht, es ist ein wunderbarer Frühlingstag."

„So — habe ich — das — allerdings nicht gemeint", stotterte er.

Ein kühler Blick streifte über sein gerötetes Antlitz. „Sie lesen den Hochwald?" sagte sie rasch und blätterte in dem Büchlein. „Haben Sie diese Gegend schon mit Augen gesehen?"

„Wiederholt, Fräulein Liselore."

„Und —?"

„Urwald ist freilich nicht mehr am Blöckensteiner See zu finden — aber einsam ist's auch heute noch in den unendlichen Wäldern, märchenhaft einsam, und immer wieder glaubt man das hellblaue Kleid Klarissas zwischen den silbernen Buchenstämmen zu sehen." Er schwieg. Er hatte sich vorgebeugt, seine Hände ruhten gefaltet auf dem Tisch, und er blickte unverwandt auf ihr hellblaues, duftiges Kleid.

Wieder streifte ein kühler Blick sein gutes, bedenklich gerötetes Antlitz: „Ich schätze, die Klarissa Stifters trägt im Walde, wo Ronald sie mit ihrer Schwester belauscht, ein w e i ß e s Kleid, Herr Eisenhut."

„Ein weißes Kleid?" fragte er aufgeregt. „O nein, das Kleid meiner Klarissa ist hellblau. Das ist gewiß. Aber es erscheint nicht das Kleid, und Klarissa erscheint nicht, und es ist öde und einsam zwischen den Stämmen — so schrecklich einsam, Fräulein Liselore. Die Einsamkeit greift mir oft ans Herz und preßt es zusammen."

Liselore beugte sich zu dem häßlichen Hund herab und

streichelte ihn. Dann griff sie nach dem Büchlein und begann darin zu blättern.

Jonas atmete tief auf. Das Glück war ihm so nahe. Sein süßer Atem vermischte sich mit dem seinigen. Vorwärts, Jonas! Es ist eine Prüfung wie jene andere auch — weiter nichts!

„Könnten Sie ahnen, wie einsam ich mich in dem alten Hause fühle —“

„Und nun hätte ich beinahe vergessen, Ihnen zum Doktor zu gratulieren —“

„Ich danke Ihnen. Bevor meine Arbeit gedruckt ist, habe ich übrigens gar nicht das Recht, den Titel zu führen. Aber, Fräulein Liselore, denken Sie noch an das Tal der Schwermut?“

„Oh gewiß — Trausnitz im Tal!“ Sie strich über die letzte Seite des Büchleins. „Aber nun hören Sie einmal, was Adalbert Stifter sagt: ‚Die Schwestern lebten fortan dort‘ — es war dort auch eine Stätte der Schwermut, Herr Eisenhut, Sie dürfen es glauben! — ‚beide unvermählt. Klarissa liebte und hegte Ronald fort und fort; in den goldenen Sternen sah sie seine Haare, in dem blauen Himmel sein Auge. Selbst als sie schon achtzig Jahre alt geworden und längst ruhig und heiter war, konnte sie ihn sich nicht anders denken — selbst wenn sie ihn noch lebend träumte und einmal kommend‘ — —.“ Sie schloß das Buch und streichelte die Einbanddecke. „Ist's nicht zu lesen wie ein vergilbtes Albumblatt? Altmodisch und leise duftend nach getrockneten Rosenblättern. Und dennoch rührend für den, der zu lesen versteht. Ich habe Ihnen doch auch damals gesagt, es gibt eben Menschen, die finden sich aus solchen Tälern nie heraus — nein, nimmermehr, Herr Eisenhut. Da müssen sie dann auch“ — sie lächelte — „im besten Falle wie Rosenblätter vertrocknen.“

Was war das? Er starrte sie mit großen Augen an, und seine gefalteten Hände krampften sich ineinander, daß die Knöchel weiß wurden und die Fingerspitzen blutrot.

„Aber noch etwas hätte ich beinahe vergessen“, sagte sie mit liebreizendem Lächeln. Sie nestelte an ihrem Armbeutel und brachte eine Papierrolle zum Vorschein. „Weil Sie die Sage von Sieglinde wünschten, habe ich sie niedergeschrieben.“ Sie erhob sich und legte die Handschrift auf den Tisch.

Er stand vor ihr, er stammelte seinen Dank für das Geschenk. Und wie ein Blitz der Erkenntnis zuckte es durch sein Hirn: Wenn ich sie nun dennoch frage und sie sagt nein und lächelt dazu, daß ich sie an mich reißen möchte, und blickt so kühl, daß mich friert, dann ist alles mit einem Male aus, dann kann ich nie mehr nach Moos reiten — nein, nimmermehr.

Und es packte ihn eine namenlose Angst würgend an der Kehle und zerdrückte ihm jedes weitere Wort.

„Ich muß nun doch gehen. Ich danke Ihnen vielmals für Ihre gastliche Aufnahme. Wo nur mein Vater so lange bleibt?“

In diesem Augenblick schrillte die Glocke durch den Hausflur.

Jonas ging. Langsam folgte sie nach.

Der Major trat in den Hof und rief zur grünen Gattertür hinüber: „Gedulde dich nur noch ein Viertelstündchen. Ich muß etwas nachsehen in Herrn Eisenhuts — ja so, Vergebung, gratuliere — in Herrn Doktor Eisenhuts großartiger Bibliothek.“

Liselore ging zurück an den Tisch. Der Hund hatte sich aufrecht gesetzt, und seine blinden Augen blickten traurig ins Leere.

Sie beugte sich herab und kraute ihn liebevoll zwischen den Ohren. Da gähnte der alte, häßliche Hund, nickte und streckte sich mit leisem Winseln auf den Rasen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Abend war's. Jonas Eisenhut saß am Schreibtisch, und das stille Lampenlicht strahlte auf den weißen Briefbogen, über den seine schreibende Hand in wilder Eile dahinglitt.

Aber plötzlich hielt er inne und warf die Feder auf die Platte.

‚Tor, der du bist, dreimal bist!‘ murmelte er. ‚Was vermöchte jetzt noch ein Brief?‘

Er lehnte sich zurück und streckte die Beine weit unter den Schreibtisch. Lange Zeit saß er so und blickte mit schwimmenden Augen an die Decke empor in den Lichtkreis der Lampe.

Dann neigte er sich wieder auf den Briefbogen, ergriff die Feder, zog einen dicken Strich durch das Geschriebene und begann mit ganz veränderter Schrift langsam Vers um Vers darunter zu kritzeln.

Zuweilen tropfte eine Träne auf ein nasses Wort, und Träne und Wort flossen ineinander. Aber zuletzt war doch leidlich klar — ach nein, in voller Klarheit zu lesen:

Es rauschen die Bäume im Winde,
und leise fällt Blatt auf Blatt —
und ich suche hinter den Hügeln
die unvergeßliche Stadt.

Dort hinten ist sie versunken,
versunken im bläulichen Duft —
ich suche und kann sie nicht finden;
mich friert in der herbstlichen Luft.

Noch spielen die sonnigen Lichter
auf altersgrauem Gestein,
noch tönen die summenden Glocken
in meine Gedanken herein;

noch zittern die freundlichen Worte,
die wir im Wechsel getauscht,
noch klingt es wie silbernes Lachen
— und ist doch alles verrauscht;

verrauscht wie die eilende Welle,
verweht wie das fallende Blatt,
und ich suche sie hinter den Hügeln
— die Jugend, die herrliche Stadt.

Er nahm das Gedicht und vergrub es in die unterste Schublade seines Schreibtisches.

11. Eine Dienstfahrt

Auf der breiten Straße, die aus dem Vilstale südwestlich die langgestreckte Höhe hinanführt, rollte an einem klaren Augustmorgen ein behäbiger Landauerwagen. Er rollte aber nur dann in etwas beschleunigter Fahrt, wenn der stetig ansteigende Weg auf kurze Strecken eine Falte durchlief. Sonst kroch er mit sorgloser Langsamkeit seinem fernen Ziele entgegen.

Über dem offenen Wagen schwebte das rote Dächlein eines Sonnenschirmes; gegenüber saß der Archivar.

Es hatte nicht lange zuvor geregnet; die Luft war staubfrei und mit Waldesduft gesättigt.

„Wissen Sie, Fräulein Titus, daß ich eine diebische Freude habe? Endlich ist es mir einmal gelungen, Sie aus Ihrem verwunschenen Schlößchen zu einem Ausflug herauszubekommen. Nur schade, daß Ihr Herr Vater nicht auch mittun kann."

„Es ist dem Vater entschieden heilsam, wenn er seinen verstauchten Fuß etwas mehr schont, als er die letzte Zeit für gut befunden hat. Sie sind übrigens sehr gütig, Herr Archivar, daß Sie trotzdem mit mir vorlieb genommen haben."

„Vorlieb genommen haben! Wie können Sie nur so reden?"

„Wo ich doch so — wie soll ich mich ausdrücken? — so unhistorisch veranlagt und gerichtet bin?"

„Ganz ohne Geschichte wird's freilich nicht abgehen, gnädiges Fräulein, wenn man mit einem Archivar fährt, der eine Dienstreise unternimmt."

„Ich bin auf sehr viel Geschichte gefaßt!" rief sie lachend.

„Ohne Sorge! Viel Landschaft, eindrucksvolle Bauwerke und nur da und dort ein wenig Geschichte. — Können Sie sich mit dem Programm befreunden?"

„Vollkommen!"

„Zunächst muß ich also eine Gemeinderegistratur besichtigen — jedenfalls eine wenig erfreuliche Aufgabe; denn die Bauern halten in der Regel ihre Ställe besser in Ordnung als ihre alten, oft so wichtigen Papiere und Pergamente. Ich möchte womöglich die ganze Registratur in unser Archiv herüberbekommen. Will sehen, was ich mit List und Überredung zuwege bringe."

„Mit List?" rief sie und sah ihm lachend ins biedere Angesicht. „Mit List gar nichts! Aber durch Überredung — unter Umständen sehr viel."

„Danke für die gütige Zensur." Er verneigte sich. „Aber vielleicht kennen Sie mich doch nicht so ganz."

„Oh, wenn Sie doch mit Ihrer Überredungskunst auch meinen Vater dazu vermöchten, daß er nicht so restlos in seiner Familienforschung untergeht!" rief sie plötzlich klagend.

„Sie armes Fräulein! Ist es denn gar so arg?"

„Ihnen gegenüber darf ich ja offen reden, Herr Archivar. Sie kennen meinen Vater und auch mich zur Genüge. Sie wissen, daß ich in herzlicher Liebe — wen habe ich denn sonst?" Sie verzog schmerzlich das Antlitz. „Aber es ist seit geraumer Zeit, als ob ihn ein Dämon beherrsche. Früher hatten wir so hübsche Abende. Wir lasen viel zusammen — schöne Literatur, Lebensbeschreibungen, Reiseberichte, Kunstgeschichtliches. Seit unserer Übersiedelung nach Moos hat sich das von Grund aus geändert. Tagsüber arbeitet Vater bei Ihnen im Archiv, abends ist er in seine alten oberpfälzischen Scharteken vergraben. Aus weiter Ferne muß man ihn herbeirufen, oft ist es geradezu unmöglich, ihn seiner Gedankenwelt zu entreißen. Können Sie sich jetzt vorstellen, wie öde mein Leben verrinnt?"

„Ich bin wahrhaftig erschrocken, Fräulein Titus. Aber wir haben doch schon so manchen schönen Abend in Ihrem Hause verlebt, Eisenhut und ich. Da war von allem Möglichen die Rede — von Familiengeschichte wohl kaum."

„Ach, das waren auch die Lichtblicke in meinem Dasein!" Sie versuchte zu lächeln.

Der alte Herr wiegte nachdenklich den Kopf. „Jede wissenschaftliche Forschung birgt eine gewisse Gefahr, und Familienforschung hat schon so manchen vollkommen verstrickt. Aber bei Ihrem Herrn Vater spielt doch das, was andere so oft umtreibt, die Titelsucht, keine Rolle. Er hat mir selbst wiederholt gesagt, daß er nichts weniger als etwa die Erneuerung des verlorenen Adels anstrebe."

„Nicht im Traume!" rief sie fast heftig. „Auf wen sollte er denn einen — zurzeit überhaupt noch ganz nebelhaften — Adelstitel vererben? Söhne sind ja nicht vorhanden. Etwa auf mich? Oh, ich sage Ihnen, zeitlebens habe ich genug an allem, was mit Adelstiteln und Adelshochmut zusammenhängt. Es ist mir zum Lachen."

„Also stelle ich meine Diagnose auf Genealogitis", sagte der Archivar. „Eine Krankheit," — er lächelte — „die meines Erachtens nur dann geheilt werden könnte, wenn es Ihrem Herrn Vater eines Tages gelänge, den Georg Titus tatsächlich in einem Akte, einer Urkunde aufzustöbern. Dann würde die Temperatur von selbst auf den Normalstand sinken. Denn aufgeben wird ja Ihr Herr Vater seine Arbeit nicht, soweit glaube ich ihn zu kennen."

Sie nickte: „Pertinax propositi — das ist so Titus-Art. Aber welchen Wert hat denn überhaupt solche Familienforschung?"

Verwundert sah er sie an. Die fremden Wörter waren ihr so leicht von den Lippen geflossen, und sie hatte offenbar nicht beachtet, daß sie lateinisch sprach.

„Welchen Wert?" sagte er. „Ja, liebes Fräulein, damit kommen wir auf eine ganz andere Frage. Werfen Sie doch nicht die Nuß mit der Schale zum Fenster hinaus. Ich wünschte, daß sich sehr viele Familien mit ihrer Vergangen-

heit beschäftigen möchten! Natürlich im rechten Sinne! Bei Pferden, Rindern, Hunden, Schafen sprechen wir von Rasse als von etwas ganz Selbstverständlichem, und kein Züchter lacht über die weitverzweigte Ahnentafel eines Rennpferdes; denn er weiß sehr wohl, daß bestimmte Eigenschaften nichts anderes sind als die Frucht der Züchtung durch Generationen. Auch wir ahnen gar wohl, daß kriegerischer Geist, Herrschkunst, Handelssinn, Begabung für gelehrte Berufe, daß Handfertigkeiten in der Regel durch Vererbung weitergegeben werden, — und doch ist es den meisten Menschen völlig gleichgültig, wer ihre Urgroßeltern gewesen sind. Wieviel mehr aber als äußere Begabung, Fertigkeit und Geschicklichkeit erbt sich die seelische Art fort von Geschlecht zu Geschlecht, die Art sowohl wie die Unart! Und in einer Zeit des Niederganges, wie es die unsrige ist, in einer Zeit des schrankenlosen Einzeldaseins, in einer Zeit, wo die Menschen triebhaft und gedankenlos zusammenheiraten, wäre es doch sehr wünschenswert, daß man sich wieder etwas mehr auf die Familie, auf die Herkunft, auf die Segnungen und auf die furchtbaren Gefahren der Vererbung besänne, mit einem Worte, das Familienbewußtsein pflegte, wie man es in praktischer Zuchtwahl zu Zeiten unserer Vorväter und Urväter beim Adel, im Bürger- und im Bauernstande zu tun gewohnt war. Unter diesem Gesichtspunkte hat ehrliche Familienforschung ihre gute Berechtigung. Denn mit der Familie steht und fällt unser Volk."

„Mag sein", sagte sie schwermütig. „Aber wollen Sie nicht zu gering von mir denken. Ich fühle mich durchaus nicht im engen Zusammenhange mit diesem Ganzen, dem Volk."

„Sie haben sich in Einsamkeit vergraben, Fräulein Titus. Meine Schwester und ich sagen oft, wie Sie das nur auf die Dauer zu ertragen vermögen. Es gibt doch so manche Familie, die sich's zur Freude und Ehre rechnen würde —"

Sie hatte den Kopf zurückgeworfen: „Ich brauche niemand. Nur meinen Vater möchte ich nicht ganz und gar verlieren."

„Ich werde ihm mit Aufgebot aller Vernunftgründe seine Hoffnungen auszureden versuchen und bestimme ihn vielleicht doch mit der Zeit, auf ein weniger persönliches Gebiet geschichtlicher Forschung überzugreifen. Aber Sie, liebes Fräulein, wenn Sie sagen, ich brauche niemand, so ist das nicht richtig gedacht, nein, ganz und gar nicht."

„Ich weiß, was Sie meinen, — ho anthropos zoon politikon, ich weiß."

Wieder sah er sie verwundert an. Er hatte noch niemals lateinische oder griechische Zitate aus ihrem Munde gehört. „Gewiß — zoon politikon, ein zur Gemeinschaft geborenes Wesen, das ist der Mensch. Und niemand wird ungestraft zum Einsiedlerkrebs."

„Oh, ich habe ja im vergangenen Winter und Frühling immer wieder versucht, den Leuten im Dörfchen näher zu kommen, —"

„Gut, gut!"

„— bin als gütige Fee über die wackelige Holzbrücke des Schlößchens gewandelt, mit Fruchtsaft und Verbandstoffen beladen in die Hütten der Armut getreten, habe Kranke und Alte besucht —"

„Beinahe wie Jonas Eisenhut!"

„Eisenhut?"

„Ach, das wissen Sie nicht? Ja, unser lieber Freund Eisenhut ist ein gar vielseitiger Herr; man lernt ihn so leicht nicht aus. Immer gegen Abend begibt er sich auf heimliche Gänge — aber dabei liebt er es, seine Fußspuren hinter sich zu verwischen wie der Fuchs seine Fährte. Und dann geht's treppauf, treppab, und wo er ein Krankes weiß, da taucht er auf. Vor allem natürlich bei armen Leuten. Aber

ich habe auch schon manchen Vornehmen rühmen hören, wie gütig ihm dieser treue Mensch eine düstere Stunde verkürzt und schwere Gedanken verscheucht habe. Und Sie wandeln also auf ähnlichen Pfaden?"

„Dazu gehörte wohl eine besondere Begabung", sagte sie mit Haltung. „Ich habe bisher wenig Glück gehabt. Die Leute verstehen mich nicht, lutherisch bin ich auch, da sind sie von vornherein mißtrauisch. — Fremdlinge in einem fremden Lande! — Ich weiß nicht, warum ich Ihnen das nun alles sage; ich habe noch mit niemand darüber gesprochen. Und denken Sie nur, ich bitte dringend, denken Sie nur nicht, daß ich meinem lieben Vater den leisesten Vorwurf mache. Unsere Übersiedelung ist mit meinem vollen Einverständnis geschehen."

„Sie sollten eben doch Anschluß in der Stadt suchen."

„Wir haben die üblichen Besuche gewechselt, das genügt. Ich sage ja, wir fühlen uns überall fremd. In Offizierskreisen werden wir immer wieder an das erinnert, was mein Vater zu Unrecht erlitten hat; und die Beamtenkreise — ich wiederhole, wir passen nicht hinein — Fremdlinge in einem fremden Lande."

„Sie erlauben, daß ich ganz offen rede, wie ein — ich finde keinen andern Vergleich — wie ein Arzt?"

„Nur immer zu!"

„Liegt hier nicht zu tiefst auf dem Grunde ein gewisser Hochmut verborgen?"

„Der Hochmut eines Schnecken, der seine Fühlhörner schon oft sehnsüchtig ausgestreckt und sie ebensooft aus Angst vor einer rauhen Berührung schleunig wieder eingezogen hat," rief sie mit zuckenden Lippen.

Da sagte er langsam: „Fräulein Titus, Sie tragen in sich eine schwere Wunde; es ist etwas in Ihnen zerrissen."

Ihre Augen füllten sich mit Tränen: „Oh, ich bin undankbar. Ich habe ja auch unsere gute, alte Magd. Es ist

gar nicht zu sagen, was ich ihr schulde. Und Sie wissen doch, daß ich mit ihrer Hilfe einen kleinen Garten bebaue, der mir viel Freude bereitet —?"

„Diese Franzi muß nach allem, was ich von ihr gehört und gesehen habe, eine außerordentliche Person sein."

„Eine ganz außerordentliche Person, Herr Archivar. Übrigens, warum rauchen Sie denn Ihr Pfeifchen nicht?"

Sie wollte offenbar dem Gespräch eine andere Wendung geben.

„Darf ich?" Er streckte prüfend den Finger in die Luft. „Ostwind! Ich kann es wagen, ohne Sie zu belästigen."

„Belästigen — mich?" Sie lachte schon wieder. „Ich bin doch längst schon — wie nennt man das hierzulande — geräuchert?"

„Geselcht."

„Jawohl, geselcht, sagt Franzi. Denn mein Vater qualmt den ganzen Tag wie ein Fabrikschlot."

*

Der Wagen rollte durch Nadelwälder und zwischen sattgrünen Wiesen über einsame Talgründe. Der rote Sonnenschirm war zusammengeklappt, aus dem Holzpfeifchen zog seitwärts in lustigen Streifen der Rauch.

Lange Zeit war nichts mehr zu hören als das Mahlen der Räder, das Schnauben und der taktmäßige Hufschlag der Pferde.

Dann sprachen die beiden im Wagen von andern Dingen. —

Als sie dem ersten Ziele nahe kamen, sagte der Archivar: „Nun machen Sie sich gefaßt, wir werden in einigen Minuten in einer von unserer gewohnten Umgebung verschiedenen Welt sein. Denn hier greift der Jura herein und gibt der Landschaft ein völlig verändertes Gepräge."

Und schon kamen sie an das gewaltige Schloß, an dem vorbei sich die Straße steil hinunter ins enge Tal senkt. Und

Liselore sah mit verwunderten Augen tief unten an dem glitzernden Bergflüßchen zwischen graue Felsen eingeklebt den Markt und rief entzückt: „In der Tat eine andere Welt!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Vor grauen Zeiten eine Burgendreiheit landbeherrschender Grafen; dann von ebendiesem Geschlechte demutvoll dem Allerhöchsten als Opfer dargebracht und in ein Kloster verwandelt; nach vielen Jahrhunderten wieder zum Opfer gefallen, diesmal dem Zeitgeiste; seit Jahrzehnten der Sitz eines abgelegenen Amtsgerichtes und als Behausung des Rentamtes das Pilgerziel steuerzahlender Bauern — das war das Schloß.

Die Sehenswürdigkeiten in der Klosterkirche waren bald beschaut: etliche uralte Grabdenkmäler; das in Stein geritzte Wappen des Kriegshelden Schweppermann, der bekanntlich nach der Schlacht von Mühldorf zwei ganze Eier gegessen hat; endlich in einem Trühlein die erbärmlichen Knochenreste eines Kindes, für viele Besucher deshalb von Belang, weil es eines Kaisers Kind gewesen war.

Nach kurzem Aufenthalt rollte der Wagen zu Tal, durch den Markt, das Flüßlein entlang. Nach längerer Fahrt erreichten sie das Ziel.

„Wenn Sie nun mitkommen wollen, Fräulein Titus, sind Sie freundlichst eingeladen. Ich werde die Gemeinderegistratur besichtigen. Nur bitte ich Sie, Ihre Mißachtung gegen alles, was Pergament und Papier heißt, nicht allzu offen zur Schau zu tragen."

„Wie können Sie denken!" lachte sie. „Ich werde als die verkörperte Ehrerbietung neben Ihnen stehen."

„Gut also. Hier sind wir. Jetzt bin ich nur noch Beamter. Verstanden?"

Der Wagen hielt vor dem Rathause.

Auf der Bank neben der Türe, unter dem schwarzen

Brett mit den vielen Bekanntmachungen, saß ein alter Mann mit einer Dienstmütze auf dem Kopf.

„Sind Sie der Gemeindediener?"

„Ja schon", sagte der Mann und rührte sich nicht.

„Kann ich den Herrn Bürgermeister sprechen?"

„Der ist jetzt nit zu haben."

„Ich muß ihn aber sprechen."

„Der Bürgermeister sticht doch grad a Sau."

„Einerlei. Holen Sie den Herrn Bürgermeister!"

„Daß er mich 'nausschmeißt?"

„Sagen Sie ihm, es ist jemand vom Bezirksamt da."

Bezirksamt. Das wirkte. Schwerfällig erhob sich der Mann, rückte die Mütze zurecht und trollte schräg über den Platz.

„Stimmt zwar nicht ganz", meinte der Archivar und half Liselore aus dem Wagen. „Aber was nützt es, wenn ich Archiv sage? Das einzige, was da heraußen zieht, ist das Bezirksamt."

Und wirklich kam der Gemeindediener mit einem großen, starken Mann aufs Rathaus zu.

Der Archivar ging ihnen entgegen. „Herr Bürgermeister?"

„Der wär' ich."

„Tut mir leid, daß ich Sie stören muß. Hier ein Ausweis vom Bezirksamt. Ich bin der Kreisarchivar und wünsche Ihre Gemeinderegistratur zu sehen."

Der Bürgermeister wischte seine Hände an der blutigen Schürze ab, kramte in seiner Hosentasche, brachte ein Brillenfutteral zum Vorschein, setzte die Brille auf die Nasenspitze, ergriff das amtliche Schreiben behutsam an zwei Zipfeln und las die Vollmacht.

„Von mir aus!" sagte er nach einer Weile, gab das Papier zurück und betrachtete den Archivar mißtrauisch über die Brillengläser. „Hol den Schlüssel zum Loch, Sepp!" befahl er dem Gemeindediener. „Wir haben nämlich das alte Gewärgel ins Loch einig'schafft."

„Soo?!“ sagte der Archivar. —

Der Gemeindediener zeigte sich unter der Türe und klapperte mit den Schlüsseln, und der Zug bewegte sich durch einen langen, düstern Gang, dessen Steinbelag von Feuchtigkeit glänzte. Am Ende des Ganges war eine eiserne Türe. Kreischend drehte sich der Schlüssel im Schloß.

„Da wird wohl kein Feuer nit einikommen“, sagte der Bürgermeister. „Alles nach Vorschrift!“

„Wenn's nur auch wassersicher ist da herinnen“, entgegnete der Archivar und trat über die Schwelle.

„Ach beileib . . ., seit fünf Jahr haben wir da herin kein groß' Wasser mehr g'habt.“

„Also ist diese Gefahr doch nicht ausgeschlossen?“ rief der Archivar.

„No, ist dennoch vor fünf Jahr der Handwerksbursch in dem Loch da ersoffen!“ sagte der Gemeindediener.

„Red' nit so albern daher und mach', daß du weiterkommst!“ schnauzte ihn der Dorfgewaltige an.

Murrend entfernte sich der Mann mit der Mütze.

„Das Gewärgel, das alte!“ sagte der Bürgermeister. „Wär' nit mehr wert, als daß man's verbrennet'! G'scheiter wär's. Kann's eh niemand lesen.“ Und mißtrauisch beobachtete er den Archivar, der aus einem wackeligen Schrank eine Schublade nach der andern herauszog.

„Herr Bürgermeister — Sie haben ja ein ganzes Archiv!“

„Was haben wir?“ sagte der Bauer.

„Ein Archiv, eine große Sammlung von Urkunden, Akten, Bürgerbüchern, drei-, vierhundert Jahre alt — und alles wie Kraut und Rüben durcheinandergeworfen. Einfach entsetzlich.“

„Das Gewärgel?“ Der Bürgermeister zerrte aus einer Schublade eine große Urkunde, entfaltete sie und glotzte auf die Schrift. „Das kann man ja nit einmal mit der Brillen lesen!“

Liselore mußte lachen.

„Gelt, da lacht das Fräulein Tochter!"

„Sie irren sich, mein Herr, ich glaube im Gegenteil, Sie verwahren hier Schätze im archivalischen Sinn und wissen es selbst nicht," sagte sie ganz ernsthaft.

„Schätze?" murrte der Bürgermeister. „So lesen Sie's, wenn S' können!" Und damit reichte er ihr das Pergament.

„Das ist eine lateinische Urkunde", belehrte ihn Liselore, während der Archivar belustigt zur Seite stand. „Schön geschrieben obendrein. In nomine Patris et Filii et Spiritus sancti. — Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen."

Der Bürgermeister blickte verwundert über seine Brille in das Pergament, bekreuzigte sich und sagte etwas unsicher: „Grad als wie in der Kirch'."

„Notum sit omnibus tam praesentibus quam futuris — bekannt werde gemacht allen Gegenwärtigen und Zukünftigen," fuhr Liselore fort. „Nein, Herr Bürgermeister, so eine heilige Schrift darf man freilich nicht verbrennen —!"

„Und auch nicht ersäufen!" nahm nun der Archivar das Wort. „Ihre Registratur ist ganz ungeeignet aufbewahrt. Sehen Sie hier" — er zog die untersten Schubladen heraus — „da wächst ja der Schimmel. Und noch etwas fällt mir auf: die vielen Urkunden und kein einziges Siegel. Sehen Sie, hier, hier, hier — alles abgeschnitten!"

„Das schon", sagte der Bürgermeister etwas kleinlaut. „Die sind aber schon lang nimmer da. Als Buben sind wir oft in die Kammer g'schlichen — selbmal war's im obern Stock droben — und haben uns die Holzschachterln abg'schnitten."

„Entsetzlich!" rief der Archivar.

„Von solch heiligen Schriften!" bekräftigte Liselore und schlug die Hände zusammen.

„Und was haben Sie denn mit den Holzschachterln gemacht?"

„Was werden wir 'tan haben? Gespielt halt und nachher wegg'schmissen," sagte der Bauer und blickte mißtrauisch über seine Brillengläser.

„Herr Bürgermeister," begann nun der Archivar, „ich kann Ihnen nur dringend raten, lassen Sie das ganze Gewärgel, wie Sie es nennen, in Kisten verpacken, auf einen Wagen laden und zu mir ins Archiv fahren."

„Zu Ihnen — was tun denn Sie damit?"

„Ordnen und gut verwahren, damit es nicht ganz und gar zugrunde geht."

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf: „Hergeben tun wir nix."

„Es bleibt Ihnen ja das Eigentumsrecht vorbehalten. Sie können das Ganze jederzeit zurückverlangen. Brauchen Sie aber etwas, dann müssen wir es Ihnen hervorsuchen, Ihnen vorlesen, was Sie nicht lesen können —"

„Und was tät's nachher etwa kosten?"

„Das kostet nichts, gar nichts, Herr Bürgermeister."

„Nix? Das wär' nit zuviel. Was tät's aber nachher Ihnen verinteressieren? Hat's etwa doch einen Wert?"

„Freilich hat's einen Wert!" sagte der Archivar. „Es hat einen Altertumswert, und es hat einen Rechtswert." Er wandte sich zu Liselore: „Es ist ja natürlich schon oft vorgekommen, daß Gemeinden mit Hilfe einer einzigen Urkunde die saftigsten Prozesse gewonnen haben, — Prozesse, die sich jahrelang hingezogen hatten."

„Das kann ich mir denken!" rief diese. „Nein, Herr Bürgermeister, da würde ich mich nicht lange besinnen. Ihre Gemeinde könnte doch auch einmal einen Prozeß führen müssen?"

„Das möcht' schon sein", sagte der Bürgermeister und

begann in einer Schublade zu kramen. „Das Waldrecht ist eh schon lang strittig zwischen den Großbauern und Häuslerleuten." Er zog eine Urkunde heraus. „Das Gewärgel, das alte! Wer weiß, was man g'schrieben finden könnt' da drinn'!"

„Na also, schlagen Sie ein!" rief der Archivar. „Sie deponieren, das heißt hinterlegen alles bei uns."

Der Bürgermeister schob die Urkunde wieder in die Lade, steckte die Hände in die Hosentaschen und sagte störrisch: „Wenn das so einen Wert hat, geben wir's erst recht nit her. Und wenn's nit anders geht, muß halt der Advokat 'raus, der wird's nachher schon ausdüfteln." Damit ging er zur Türe. „Sind wir jetzt fertig?"

„Jawohl, wir sind fertig!" rief der Archivar zornig. Und während der Bürgermeister die Türe umständlich verschloß, sagte er halb zu diesem, halb zu Liselore gewendet: „Dagegen kämpfen selbst die Götter vergebens. Aber dafür stehe ich Ihnen gut, Herr Bürgermeister, ehe vierzehn Tage ins Land kommen, ist die Registratur nicht nur feuersicher, sondern auch trocken aufbewahrt. Das wird Ihnen vom Bezirksamt besorgt werden."

„Mir ist's recht, da tu i nit nach," brummte der Dorfhäuptling. „Aber her'geben wird nix."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Wagen fuhr ab, und der Bürgermeister verstaute seine Amtsbrille wieder in der Hosentasche, brummte Unverständliches vor sich hin und kehrte zu dem unterbrochenen Schlachtfest zurück. —

„Sind Sie zufrieden mit mir?" fragte Liselore und lächelte schalkhaft unter dem roten Sonnenschirm hervor.

„Ich bin aus der Verwunderung gar nicht herausgekommen", sagte der alte Herr. „Sie sind ja eine vollendete —"

„Schauspielerin?" ergänzte sie lachend. „Gewiß, ich wollte

anfangs nur Ihnen zu Liebe das größte Interesse heucheln. Aber ich gestehe, daß ich sehr bald aus voller Überzeugung die Partei des Staates ergriff."

„Bravo, Fräulein Titus! Nur hat es leider nicht das geringste genützt."

„Aber es ist doch unerhört, wenn der Staat in seinem eigenen Machtbereich zu schwach ist, solchem Unfug zu steuern!"

„Diese Schwäche der Staatsgewalt ist eine Krankheit unsres humanen Zeitalters. Überall Nachgiebigkeit, überall Zugeständnisse, und die traurige Angst vor Herrn Omnes, dem Volk. Freilich ist's ein Greuel, aber die Gemeinden haben den Buchstaben des Rechtes auf ihrer Seite, der Staat hat wohl die Befugnis der Aufsicht, aber er darf unter keinen Umständen die Hand auf das Gemeindeeigentum legen, und wenn es zehnmal zum Besten der Gemeinde wäre. Fiat iustitia, pereat mundus — bleibt nur ja das Recht besteh'n, mag die Welt zugrunde geh'n. — Ja so, Sie können sich's doch selbst übersetzen! Wie gesagt, ich bin vorhin aus der Verwunderung gar nicht herausgekommen."

Sie errötete flüchtig. „Ach, wegen des bißchen Latein?"

„Und griechisch haben Sie heute auch schon ein bißchen gesprochen!"

„Wirklich? Es geschah gewiß aus Versehen. Ich habe mich nämlich vor vier Jahren in einem Anfall von Strebsamkeit mit einer Freundin an einem humanistischen Gymnasium dem Maturitätsexamen unterzogen. Weiter nichts. Und ich wünsche durchaus nicht als Blaustrumpf zu gelten."

„In solchen Verdacht werden Sie niemals geraten, Fräulein Titus! Aber jetzt kann ich mir allerdings vieles erklären. — Nun zu unserm Programm. Wir sind auf dem Wege zu einem alten Schlosse, das vor kurzem nach mancherlei Schicksalen um ein paar tausend Mark in die Hände eines Bauern übergegangen ist. In diesem Schlosse sollen noch die Reste

eines alten Adelsarchives stecken, vielleicht Quellen von unschätzbarem Werte für die örtliche Geschichte, die natürlich unrettbar verloren sind, wenn Antiquare oder auch Goldschläger von der Sache Wind bekommen."

„Antiquare — das verstehe ich. Aber Goldschläger?"

„Goldschläger — die Erbfeinde der Archivare!" rief er ingrimmig. „Diese Banausen bedürfen nämlich des Pergamentes als Unterlage für ihr Handwerk. Ganze Archive sind im Laufe der Jahrhunderte ihrer Gier zum Opfer gefallen. Ich selbst habe vor vielen Jahren einen Pack sehr alter Stücke, darunter zwei Kaiserurkunden aus dem zwölften Jahrhundert, den Klauen eines solchen Barbaren entrissen und dem staatlichen Archive einverleibt. — Wenn wir also vorhin den Wert des Gemeindearchives über die Maßen betont haben, so müssen wir jetzt unsere Politik von Grund aus ändern."

„Ich verstehe!" sagte Liselore lachend. „Dieses Adelsarchiv wird nur nach dem Altpapierwerte geschätzt!"

„Sehr richtig", nickte der Archivar und klopfte auf seine Brusttasche. „Vielleicht ist mir das Glück hold, und ich erwerbe den Schatz, auf den der Bauer, vom Standpunkte der Allgemeinheit gesehen, nicht das geringste Anrecht besitzt."

„Es wird mir ein Genuß sein, Sie in der Eigenschaft eines Handelsmannes zu beobachten."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Wagen rollte auf guter Straße talabwärts. Zu beiden Seiten trat der Kalkstein über der dürftigen Grasnarbe an den Tag. Seltsam geformte Felsen tauchten auf und glitten vorüber. Am wolkenlosen Himmel stand die Sonne.

Dann schob sich bei einer Biegung des Weges auf mäßiger Felsenhöhe eine langgestreckte Burg in die Landschaft herein, aus der Ferne gar mächtig und vornehm anzusehen. Es war, als hätten sich die Felsen von selbst zu Mauern und

Türmen emporgehoben, so ganz war Bauwerk und Natur, grau in grau, miteinander verwachsen.

„Und das soll einem Bauern gehören?" rief Liselore.

„Warten Sie nur noch ein paar Augenblicke!" mahnte der Archivar.

Der Wagen rollte näher, und am Fuße der Felsenhöhe zeigten sich die Strohdächer eines Dorfes.

„Jetzt," rief Liselore lebhaft, „ja jetzt beginnt die Zauberburg sich langsam zu entschleiern. Zerbrochene Fensterscheiben, leere, mit Brettern verschlagene Fensterhöhlen, ein löcheriges Ziegeldach, von den Mauern flächenweise der Verputz abgefallen — es fehlen nur die Kletterrosen und der Epheu, dann wär's wie ein Märchen. Ei, wann mögen wohl den Weg da drüben zum letztenmal die Jäger hinangeritten, wann die letzten Geigenstriche aus dem Festsaal über den Strohdächern da drunten verklungen sein?"

„Gut — schreiben Sie das und dichten Sie eine Sage hinein!" rief der Archivar.

„Ich —?" Liselore lachte.

„Jawohl, Sie, Fräulein Liselore Titus, Sie meine ich."

„Und warum denn?" fragte sie belustigt.

„Weil ich Ihre Sage von der armen Sieglinde gelesen habe", antwortete er ganz ernsthaft.

„So hat Herr Eisenhut sie Ihnen gegeben!"

Er nickte.

„Ach, diese Sage, diese simple Geschichte! Ein überlieferter Stoff etwas ausgesponnen und weiter gar nichts."

„Fräulein Titus, wer das kann, der kann auch noch mehr."

„Machen Sie mich nicht eitel! Sie wissen nicht, ob ich gegen Lobsprüche dieser Art immun bin." —

Der Wagen hielt an einem alten, düstern Wirtshaus.

„Wir haben noch nicht zu Mittag gegessen, Frau Wirtin. Können wir noch 'was kriegen?"

„Da kommen S' aber schön spät. Ist ja schon zwei Uhr durch. Und was haben wir etwa viel da heraußen bei uns? Halt a G'selchts und a Kraut, weiter nix."

„Gut! In einer halben Stunde sind wir zurück. Und nun auf zum verzauberten Schloß, Fräulein Titus! — Vielleicht wartet da droben doch etwas auf das erlösende Wort", setzte er leise hinzu. —

„Puh!" rief Liselore, als sie, oben angelangt, in einen weiten Hof traten und die Front des düstern Baues zu Gesicht bekamen. „Der Zauber schwindet mehr und mehr — aber ohne unser erlösendes Wort. Ich fürchte, wir erleben hier gar nichts Märchenhaftes. Und was ich jetzt ganz dringend wünschte, das wäre ein Vorhang von Kletterrosen."

„Ganz anderer Ansicht", sagte der Archivar. „Sehen Sie denn diesen prachtvollen Stiegenturm mit den schrägen Fenstern über dem Portal nicht? Das ist sechzehntes Jahrhundert. Und hier diesen uralten Wappenstein, aus einem älteren Bau herübergenommen und über dem Portal eingemauert? Ein Dreieckschild mit Kübelhelm — vierzehntes Jahrhundert! Nein, Fräulein Titus, da verzichtet unsereiner auf Kletterrosen und andern verhüllenden Schmuck."

„Aber auf diesem Komposthaufen mitten im Schloßhof dürften doch mit Ihrer gütigen Erlaubnis Kürbisse wachsen? Und wenn diese Fensterhöhlen nicht mit Brettern verschlagen wären, sondern ordentliche Fensterstöcke und Fensterflügel — meinetwegen Butzenscheiben — hätten, käme die Kunst auch nicht zu kurz," rief Liselore lachend und schickte sich an, mit hochgerafftem Kleide, von Stein zu Stein hüpfend, eine braune Pfütze zu überschreiten.

„Wer weiß, was hinter diesen Fensterhöhlen auf uns wartet!" sagte der Archivar und skizzierte mit ein paar Strichen das Wappenbild des Dreieckschildes über dem verwitterten Renaissanceportal in sein Taschenbuch.

Eine Weibsperson kam aus der Tür und patschte verwundert in die Hände.

„Darf man hineingehen?" fragte der Archivar.

Das Weib stieß ein paar Töne aus, lachte grell auf und rannte zurück.

„Taubstumm und blöd", urteilte der Archivar. „Aber wer lang fragt, geht lang irr, heißt's im Sprichwort. Immer voran, Fräulein Titus! Dem Mutigen gehört die Welt."

Sie stiegen auf den ausgetretenen Steinstufen einer Wendeltreppe empor und kamen auf einen breiten, mit Ziegelsteinen gepflasterten Gang.

„Und hier ist auch schon der Bankettsaal!" rief Liselore und deutete auf die hohe Flügeltüre gegenüber der Treppe.

Und wieder sagte der Archivar: „Wer lang fragt, geht lang irr", und öffnete die Türe.

Dicke Luft schlug ihnen entgegen, und sie standen in einem weiten Saal. Es war der Prunksaal des Schlosses aus alter Zeit — da konnte kein Zweifel bestehen. Aber in seine verfallene, üppige Pracht schien sich alles Erdenelend eingenistet zu haben.

„Entschuldigen Sie", sagte der Archivar zu einem steinalten Manne, der nahe der Türe auf einem zerfetzten Rokokostuhle saß und sein Pfeifchen rauchte.

„Gehen Sie nur 'rein!" brummte der und schob die Pfeife in den andern Mundwinkel. „Das ist das Armenhaus, Sie werden's eh wissen."

„Das Armenhaus!" wiederholte Liselore, und ihre Blicke glitten zaghaft über die schwarzgeräucherte Zier der schweren Stuckdecke — jämmerliche Reste: pausbackige, posaunenblasende Engel, üppige Rosenketten, eine Fortuna mit überquellendem Füllhorn, Wappenbilder mit reichen Helmdecken, Waffen und Jagdgeräte — vergangene Pracht und Herrlichkeit. Und darunter die übelriechende Armutei der Gegenwart. Zwei von

den sechs Fenstern waren mit Brettern verschlagen, manche zerbrochene Scheibe der vier übrigen war durch geöltes Papier ersetzt. An den Wänden standen zwischen schmutzigen Bauerntruhen mit Lumpen gefüllte Bettstellen, da und dort war ein wackeliger Tisch hingeschoben. Dicht neben dem großen, auch heute geheizten Kachelofen trauerte ein mächtiger Renaissanceschrank mit reichgeschnitzten Flügeltüren unter einem grasgrünen Ölanstrich und war bedenklich zur Seite geneigt; denn der Backstein, der den abgebrochenen Fuß ersetzte, war niedriger als die noch unversehrten Füße. Hier hockte in einem Stuhl mit großen Ohren, aus dem das Roßhaar heraushing, eine zusammengesunkene Frau und strickte nach alter Weise mit zwei Nadeln in einen hölzernen Köcher hinein. Dort am Fenster saß eine jüngere Person auf einem Schemel und spann auf uralte Weise mit der Spindel. In einer Ecke stand eine Wiege; die wurde von einem halbwüchsigen Kinde geschaukelt. In einer andern Ecke lag ein Krankes und ächzte. Über die roten Sandsteinplatten des Fußbodens aber waren dicke Kreidestriche gezogen, die seine ganze Fläche in unregelmäßige Abschnitte teilten.

Der Archivar hatte sich vor den Alten gestellt und richtete allerlei Fragen an ihn. Eintönig antwortete die hohe Greisenstimme.

Liselore ging quer über den Saal und sah der Spinnerin bei ihrer Arbeit zu. Dann ging sie in die Ecke zu der Kranken, sprach leise mit ihr und legte etwas auf ihr schweres Federbett. Endlich trat sie neben den Archivar und fragte, was denn diese Kreidestriche bedeuteten?

Da reckte der Alte die knochige Rechte empor und spreizte die fünf Finger, streckte dazu den Daumen der Linken in die Luft und krächzte: „Sechs Parteien, und zwischen jeder ein Strich — alle miteinander fünfzehn Köpf', die Kinder dabei. Jetzt sind halt die meisten draußt auf dem Feld."

Liselore wandte sich schaudernd ab. Da wurde die Türe aufgerissen, die Taubstumme tappte herein, stieß lallende Rufe aus, winkte heftig und tappte auf den Korridor zurück.

„Ich denke, das gilt uns," sagte der Archivar und ging ihr nach.

Eine Bauernfrau kam den Gang herab und bot freundlichen Gruß.

„Gehört Ihnen das Schloß?"

„Schon, schon."

„Wie lang?"

„Vorigs Monat haben wir's gesteigert."

„Ah so — Sie haben eine Hypothek darauf gehabt?"

„Ja mei, fünfzehnhundert Mark halt."

„Und wie teuer haben Sie's übernehmen müssen?"

„Um achtundzwanzighundert Mark haben wir's genommen."

„Sind Grundstücke dabei?"

„Fünf Tagwerk Wiesen."

„Dann haben Sie's nehmen können."

Sie zuckte die Achseln.

„Jetzt entschuldigen Sie nur, daß wir so mir nichts, dir nichts hereingelaufen sind."

„Das haben S' eh' dürfen. Ist ja immer noch das Armenhaus, wo man jedes haben muß."

„Habt Ihr auch alte Möbel?"

„Steht schon noch 'was drin in den Stuben. Aber nit der Red' wert. Ist ja wie lang schon keine Herrschaft mehr da."

„Habt Ihr auch altes Papier?"

„Altes Papier? O ja — grad gnug, eine ganze Kammer voll."

„Erlauben Sie, daß wir's ansehen?" fragte der Archivar in gleichgültigem Tone.

„So viel S' wollen. Aber was haben S' denn da dran? Warten S' ein wengerl, ich bring' gleich den Schlüssel!"

Während sie den Korridor hinabging, flüsterte der Archivar erregt: „Jetzt gilt's — jetzt nur kein unvorsichtiges Wort, wenn ich bitten darf!"

„Ich begreife, wir sind auf dem Anstand," sagte Liselore belustigt und setzte ganz leise hinzu: „das Wild darf keinen Wind bekommen."

Die Bäuerin kehrte zurück. „So, jetzt gehn S' nur mit. Bei uns muß halt alleweil alles zug'sperrt sein. Weil s' nix liegen lassen, die Armenhäusler, was nit ang'nagelt ist. Aber sie sind mir doch schon 'neinkommen ins Papierkammerl. Sie, da können S' was sehen, da schaut's gut aus!"

Sie ging voran bis ans Ende des Ganges und schloß eine Türe auf.

Es war eine geräumige, gewölbte Kammer mit zwei eng vergitterten Fenstern. Hohe, starke Gestelle standen rings an den Wänden. In vielen Fächern dieser Gestelle lagen die Akten noch ganz ordentlich geschichtet, und vergilbte Aufschriften kündeten ihren Inhalt an. Aber die Mehrzahl der Fächer war geleert, und ihr Inhalt bedeckte den Boden mit einer fußhohen Papierschicht. Es war wie in einem Stall.

Der Archivar bückte sich nach einem Schmalfoliohefte und las in gleichgültigem Tone: „Schloßbaurechnung von Petri Cathedra 1596 bis Petri Cathedra 1597". Er griff nach einem andern Stück: „Freiherrliche Ahnentafel auf vierundsechzig Ahnen 1711". Er ging vorsichtig über die leise federnde Papierstreu an einen schweren, dunkeln Kasten, zog eine von den vielen Schubladen heraus und las wieder in ganz gleichgültigem Tone: „Kaufbrief über sechs Tagwerk Wiesen 1380. — Letztwillige Verfügung 1622".

Er hatte genug gesehen.

„Das ist aber ein wüster Kehrichthaufen!" sagte Liselore zu der Bäuerin, neben der sie unter der Türe stand.

„Was meinen S'?"

„Haben Sie denn so große Freude an dem vielen Papier?"

„O mein', das können S' gleich packen und mitnehmen, wenn S' wollen. Da tu' i nit nach."

Vorsichtig tappte der Archivar von seinem dunkeln Kasten über den Greuel der Verwüstung herüber.

„Da schaut's bös aus, Bäuerin. Am besten wär's, Sie verkauften das ganze Zeug."

„Das haben wir auch schon gesagt miteinander, ich und mein Alter. Das Papier wird doch gut 'zahlt in der Stadt — nit?"

„Freilich wird's gut bezahlt", sagte der Archivar wieder in gleichgültigem Tone.

„Wenn's uns nur jemand nehmen tät", meinte die Bäuerin.

Der Archivar bückte sich und zog wieder ein Rechnungsheft heraus. „1482!" murmelte er. „Na Bäuerin, das ist gutes altes Papier von der haltbaren Sorte, aus dem man zum Beispiel auch wieder gutes neues Papier machen kann. Ich will Ihnen etwas sagen, ich kauf's Ihnen ab und gebe Ihnen für den Zentner fünf Mark. So viel bekommen Sie in der Stadt nicht."

„Sie —?"

„Freilich. Wenn gerade Gelegenheit ist, kauf' ich so etwas ganz gern. Ich hab nämlich auch so ein Altpapiergeschäft."

„Sie —?" Die Bäuerin sah ihn etwas mißtrauisch an.

„Ich will Ihnen sagen, der Herr hat ein ganz feines Altpapiergeschäft, ein Archivariat heißt man das," erklärte Liselore.

„Ein Antikerat", rief die Bäuerin erfreut. „Hören S', das kenn' ich, was das ist. Wie ich z' Regensburg 'dient hab', ist auf der drüberen Seiten von der Straß auch so ein Laden, so ein Antikerat, gewest. Zuerst hab' ich's ja nit recht lesen können, und was es bedeut', hab' ich erst recht nit g'wißt. O mei', wenn halt unsereiner von draußen in d' Stadt kommt, stellt man sich gar dumm an. Ja, so ist's schon, der Antikerat

in Regensburg hat solchene alte Bücher und altes Papier g'habt. Oft hab' ich mir 'denkt, wer nur das alte Gewärgel kaufen mag? Sind aber doch alleweil wieder Leut da 'nein 'gangen, die 'kauft haben. Hat freilich recht notig ausg'schaut, der Herr Antikerat."

„Also, was meinen Sie, Bäuerin, ich kaufe Ihnen die ganze Wüstenei da herinnen ab — den Zentner um fünf Mark?"

„Wie viele Zentner könnten's 'leicht sein?" erkundigte sich die Frau.

Mit Kennerblick schätzte der Archivar die Masse ab und sagte nach kurzem Besinnen: „Fünfundzwanzig Zentner — macht hundertfünfundzwanzig Mark."

„Hundertfünfundzwanzig Mark? Ich glaub' halt, Sie haben mich fürn Narren!"

„Aber Bäuerin, wie können Sie von dem ernsthaften Herrn so etwas denken!"

„Ist's 'leicht der Herr Vater?"

„Nein, aber ein guter Freund meines Vaters."

„No, wenn's Ihnen recht ernst ist, wegen meiner können Sie's haben," sagte die Bäuerin und blickte den Archivar immer noch ungläubig an. „Wenn's Ihnen nur nit zu teuer ist."

„Was wird aber der Bauer dazu sagen?" fragte der alte Herr vorsichtig. „Wo ist er denn?"

„Im Holz ist er. Oh, dem ist's schon recht. Was ich will, das will der auch; aber ich will auch nix anders, als was er will."

„So ist's recht, so lass' ich mir's gefallen, das ist der richtige Ehestand!" lobte der Archivar. „Da können wir also gleich fertig machen." Er griff in die Brusttasche. „Ich bezahle Ihnen vorderhand fünfundzwanzig Zentner mit einhundertfünfundzwanzig Mark. Hier — fünfzig, fünfzig, zwanzig, fünf Mark. Einverstanden? Und wenn's dann mehr ist, bekommen Sie den Rest nachbezahlt."

Sie wischte die Hände an der Schürze ab und nahm die Kassenscheine zögernd in Empfang. „Jetzt glaub' ich schon bald

selber, daß Sie's ernst meinen. Aber wie bringen Sie's denn 'nein in d' Stadt?"

„Morgen komme ich mit einem Wagen heraus, dann wird's abgewogen und fortgefahren."

„So gach?" staunte sie und strich zärtlich über die Scheine. Dann erkundigte sie sich doch: „Sind S' 'leicht bloß z'wegen dem 'rauskommen?"

„Habe in der Nähe ein wichtiges Geschäft gehabt. Bei der Gelegenheit wollten wir uns auch das alte Schloß ansehen und, wie's halt dann so geht — das andere wissen Sie ja selbst. Jetzt erlauben Sie mir aber schon —!" Sie waren auf den Gang getreten. „Jetzt sperren Sie ab und stecken den Schlüssel ein. Aber doppelt genäht, hält besser — ich will's auch noch versichern. Es ist nur wegen der Armenhäusler da vorn."

Damit zog er zwei Schraubenringe aus der Tasche, bohrte mit großer Gewandtheit den einen in die Türe, den andern in den Türstock, legte ein Vorhängschloß an und klappte es zu.

„Daß jetzt Sie das alles gleich so dabei haben!" rief die Bäuerin verwundert.

„Ja, so ein Antikerat!" lachte Liselore.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Geschwindschritt überquerte der Archivar den Hof mit den Pfützen. Liselore vermochte, von Stein zu Stein wandelnd, ihm nur mit Mühe zu folgen. Aber vor dem Hoftor angekommen, hinter der Mauer, wandte sich der alte Herr, lachte übers ganze Gesicht und sagte händereibend: „Für mich hätt' ich's wahrhaftig nicht zuwege gebracht — aber für den Staat — — ja Bauer, da war's etwas anderes. Ein ganzes Adelsarchiv um hundertfünfundzwanzig Mark! Einfach märchenhaft. Nach diesem Erfolg kann mir das Gemeindearchiv gestohlen werden."

„Ich gratuliere!" sagte Liselore, während sie neben-

einander zum Wirtshaus hinabgingen. „Ich hatte öfter Mühe, ernsthaft zu bleiben, Herr Antiquariat. Der Gipfel der Komik aber war erreicht, als Sie die Ringe und das Vorhängschloß aus der Tasche hervorzauberten."

„Auf solchen Fahrten muß man mit dem Nötigsten versehen sein", lachte der alte Herr. „Sehen Sie wohl?" Er griff in die Tasche und hielt ihr noch zwei Vorlegschlösser hin. „So eine Kammer könnte unter Umständen auch drei Türen haben. Ich war auf alles gerüstet."

„Jetzt komme ich aus dem Staunen nicht mehr heraus, Herr Antiquariat. Sie sind ja — entschuldigen Sie gütigst — ein ganz gerissener Geschäftsmann?"

„Bitte, Fräulein Titus, ich wiederhole, alles nur für den Staat. Und dem Bauern kann es ja schließlich ganz einerlei sein, ob ich oder ein anderer Papier- und Lumpensammler seine Kammer ausräumt!" —

Sie waren am Wagen angekommen. Da stieg er auf das Trittbrett, zog eine Weinflasche hervor und sagte mit pfiffigem Lächeln: „Nun wollen wir aber ein königliches Mahl in Geselchtem und Sauerkraut halten und eine Flasche Frankenwein auf unsern großen Erfolg trinken!"

*

Die Nacht war heraufgekommen, als sie wieder auf der breiten Straße der Stadt entgegenrollten.

„Sie haben doch einen beneidenswerten Beruf", sagte Liselore nach langem Schweigen. „Wenn ich mir dagegen das unruhige, ehrgeizige Treiben im Offiziersstande vergegenwärtige!"

„Beneidenswert? Ich dächte, Sie sind so gar nicht historisch gerichtet, Fräulein Titus."

„Das stimmt allerdings."

„Dann können Sie mich aber unmöglich beneiden!"

„Doch, doch!" rief sie erregt. „Ich beneide Sie um Ihre

Ruhe. Und ich denke mir, daß Sie so ruhig, so abgeklärt sind, ist eben das Ergebnis Ihres Berufes, ist die Folge der leidenschaftslosen Beschäftigung mit der Vergangenheit."

„Die bekanntlich ewig still steht", ergänzte er freundlich. „Mag ja teilweise zutreffen. Zunächst bin ich freilich auch ein alter Mann, und das Alter sieht ruhiger und klarer als die Jugend. Dann aber erscheint einem Archivar vieles, was die Menschen in der Gegenwart umtreibt, was ihnen groß und unerhört neu dünkt, als geringfügig und als eine ewige Wiederholung. Und unsere vergilbten Prozeßakten, die verblaßte Schrift unserer politischen Korrespondenzen, unsere Kaufsurkunden, unsere Grundbücher mit all den wechselnden Besitzernamen, die zahllosen Stammtafeln längst verdorrter Geschlechter — was ist das anderes als eine einzige Predigt über den Text: Es ist alles eitel, ganz eitel. Gewiß, die Vergangenheit kann beruhigend, abklärend wirken — aber das trifft durchaus nicht immer zu. Denn es gibt doch auch recht viele unter uns, die von allen menschlichen Leidenschaften umgetrieben werden und sich — komisch genug — verzehren in Ehrgeiz. Und wäre denn Herzensruhe, rein äußerlich durch die Beschäftigung mit der Vergangenheit erworben, etwas anderes als Resignation? Dann müßten doch die Menschen, die mit der Zeit so trocken wie Pergament geworden sind, die glücklichsten sein? Ich kenne solche und habe sie niemals beneidet. Nein, Fräulein Titus, nein! Der Beruf allein tut's nicht. Auch für uns gilt, wie für alle Sterblichen, das wundervolle Wort, das jener große Lehrer der christlichen Kirche über die wahre Ruhe gesagt hat — wissen Sie, was ich meine?"

„Ich weiß es nicht", sagte sie, und es klang wie ein stilles Sichwehren.

„Unser Herz ist unruhig, bis es seine Ruhe findet in Gott," sagte er einfach. —

Nach diesem saßen sie einander lange schweigend gegenüber. Liselore hatte sich in die Ecke gedrückt, und ihr bleiches Antlitz leuchtete in unbestimmten Umrissen aus der Dunkelheit heraus.

Der Wagen rollte in einen Nadelwald, ein kühler Lufthauch kam aus dem Grunde. Wie schwarze Mauern ragten die Bäume zur Rechten und Linken. Hoch über dem rollenden Wagen aber standen klar und ruhig die ewigen Sterne.

„Sie haben mir heute vormittag Unerfreuliches auf den Kopf zugesagt", begann das junge Mädchen aufs neue.

„Und habe Sie verletzt?"

„Keineswegs. Sie haben ja ganz richtig gesehen. Ich bin zerrissen. So zerrissen, daß ich zweifle, ob ich jemals wieder geheilt werden kann. Ich hatte — aber Sie dürften mich vielleicht gar nicht verstehen, weil Ihnen —"

„— vermutlich solche Schmerzen immer ganz fremd geblieben sind!" ergänzte er lächelnd. „Woher können Sie das wissen, liebes Fräulein? Wäre es nicht vielmehr möglich, daß auch mich der Weg zur Ruhe durch ähnliche Leiden geführt hat? Wäre es nicht möglich, daß auch hinter mir ein Grab liegt, in das ich einst schöne Hoffnungen auf irdisches Glück versenken mußte? Glauben Sie, daß man mit einem heißen Herzen in der Brust so ganz ohne Kämpfe zum alten Junggesellen und zum Krankenpfleger werden kann? Es ist Ihnen ja bekannt, daß meine gute, arme Schwester seit einem Menschenalter gelähmt und ganz auf mich angewiesen ist —?"

„Ich weiß", sagte sie leise. „Ich bitte, vergeben Sie mir!"

„Da ist nichts zu vergeben," sagte er freundlich; „denn es liegt in der menschlichen Natur, daß wir immer wieder zweierlei geringer einschätzen, als es in Wirklichkeit ist: des Nächsten Arbeit und des Nächsten Leid."

„Sie haben gesagt: Unser Herz ist unruhig, bis es seine Ruhe findet in Gott. Was ist das? Ich verstehe es nicht."

„Man kann es auch niemand erklären, Fräulein Titus, man muß es erleben."

„Also wäre die Religion tatsächlich geeignet, ein zerrissenes Herz zu heilen, es in Ruhe zu wiegen."

„In Ruhe zu wiegen? Der Ausdruck ist falsch. Die christliche Religion wiegt nicht in Ruhe."

„Wenn man aber doch allem, was Religion heißt, so kalt gegenübersteht!"

„Danken Sie doch Gott dafür, daß Sie kalt sind," sagte er mit Gelassenheit.

„Wie —?" Liselore beugte sich weit vor und suchte seine Züge im Lichte der Sterne zu erkennen. „Das sagen Sie mir?"

„Jawohl; denn es gibt noch ein anderes Wort, das nicht aus Menschenmunde stammt. Und das lautet: Oh, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, will ich dich aus meinem Munde speien."

„Es dürfte Ihnen kaum gelingen, mich zu bekehren," sagte sie und zog sich wieder in ihre Ecke zurück.

„Wer sagt Ihnen, daß ich das will? Bekehren! Ei, das kann doch ich nicht, das kann ja niemand."

„Sie glauben an ein Jenseits, an ein ewiges Leben?"

„Gewiß glaube ich das."

„Sie hoffen nach den Leiden des irdischen Daseins auf ein unsägliches Glück?"

„Gewiß hoffe ich das."

„Sehen Sie, da bin ich nun viel anspruchsloser als Sie. Mir genügt es vollkommen, wenn ich früher oder später aus den Wirrnissen des Daseins in das Nichts zurücksinke, aus dem wir alle, ohne Unterschied, gekommen sind."

„Und woher wissen Sie, daß sich hinter dieser Welt der Erscheinungen das Nichts dehnt?"

„Die Wissenschaft hat keine andere Antwort auf diese Frage."

„Die Wissenschaft! Im fünften Buche Mosis steht geschrieben: ‚Verflucht sei, wer einen Blinden irre macht auf seinem Wege. Und alles Volk soll sagen Amen.‘ Die Wissenschaft hat überhaupt keine Antwort auf diese Frage. Aber sie maßt sich das Recht der Antwortgebung an. Die Wissenschaft forscht in die Tiefe und in die Weite, und über die Grenzen ihrer Erkenntnis hinaus sendet sie ihre Hypothesen, — die dann sehr oft unversehens zu Dogmen erstarren. Aber die Religion bescheidet sich und hebt ihr forschendes Auge sehnsuchtsvoll in die Höhe, dem Lichte entgegen, das kein Sterblicher jemals ertragen könnte, und über die Grenzen ihrer Erkenntnis hinauf schickt sie den Glauben.“

„Den Glauben — ja, den Glauben!“ kam es zornig aus der Ecke hervor.

„Nehmen Sie, liebes Fräulein Titus, einen Augenblick, nur einen Augenblick an, es gäbe ein Jenseits — eine Tatsache, die für mich so feststeht wie die Tatsache, daß Sie dort sitzen, und wie die andere Tatsache, daß am Ende unseres Weges die Stadt liegt. Was dann? Was dann im Augenblick des Todes?“

Sie schwieg. Nach einer Weile aber sagte sie: „Wieviele Menschen gibt es denn heutzutage noch, die zu glauben vermögen?“

„Da haben Sie ganz recht. Die Kinder dieses Geschlechts sind zu klein geworden für die Religion. Sie sind von triebhafter Angst vor allem wahrhaft Großen besessen. Sie schicken sich an, den Erdball in ihren Dienst zu zwingen, und laufen Gefahr, sich einzugraben in seinen Moder. Und wer weiß, ob nicht über den Kindern dieses Geschlechtes unversehens die Flammenschrift aus der Wand brechen wird: ‚Siehe, die Füße derer, die schon so manches Volk begraben haben, sind vor der Türe und werden auch dich hinaustragen‘! Ohne Religion besteht kein Volk auf die Dauer, und das erste,

was den sinkenden Völkern abhanden kommt, ist der Glaube. Und wiederum sage ich: Verflucht sei, wer einen Blinden irren macht! Auf der oberen Schicht, auf den geistigen Führern eines Volkes, lastet die Verantwortung mit voller Wucht. In den sogenannten Volkstrachten erkennt heute noch der Kundige die Festgewänder der Vornehmen verflossener Jahrhunderte. Von oben herab verbreitet sich die Sitte, die gute wie die schlechte, nach unten. Und von oben nach unten sickern die Ideen, und was vielleicht oben noch eine Schminke über den Zügen der Verwesung trug, das grinst unten in satanischer Wirklichkeit. Wenn sie droben sagen: Lasset uns leben und immer tiefer eindringen in die Erkenntnis des Lebens, genießen, was des Genusses wert ist, und Ehre gewinnen mit den Waffen des Geistes — denn morgen sind wir im All versunken, so schreien sie unten: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. Und wie dürfte es die Diesseitsmenschen der oberen Schicht wundernehmen, wenn dann eine des Glaubens beraubte, hoffnungslose Masse da drunten auch alles nur immer Mögliche erraffen möchte von den Gütern eines handbreiten Lebens, hinter dem sie das Nichts wähnt? Und geht es mit diesem Erraffen nicht auf friedlichem Wege — dann wohlan, vorwärts mit dem Knüttel in der Faust gegen die scheinbar Glücklicheren, die auf weichen Stühlen sitzen und in feinen Schuhen durchs Leben gehen — — Tier gegen Tier!"

„Diese schauerliche Ungleichheit!" rief Liselore.

„Die wir nicht gemacht haben," sagte der alte Herr, „die wir nicht ändern können und nur zu lindern berufen sind nach unsern Kräften. Ungleichheit war, ist und wird sein bis ans Ende der Tage. Aber schon hier unten findet fortwährend ein Ausgleich statt, ein Ausgleich so gerecht — wir müßten staunen, wäre unsern kurzsichtigen Augen immer die Möglichkeit der vollen Erkenntnis gegeben. Und zugleich treibt

alles dem endlichen, großen Ausgleich entgegen — allerdings keineswegs im Nichts, sondern, Fräulein Titus, in der Erfüllung des diesseitigen Lebens."

„Ich sage ja, ich beneide Sie um Ihre abgeklärte Ruhe!" rief sie leidenschaftlich. „Aber woher schöpfen Sie denn Ihre Zuversicht?"

„Und Sie können noch fragen, liebes Fräulein?"

„Jawohl! Und ich frage Sie als Archivar, sind die Urkunden, auf die Sie sich berufen, auch echt?"

„Ich erfahre ihre Echtheit tagtäglich im Blick auf die Umwelt, auf die Menschheitsgeschichte und in den tiefsten Erlebnissen meines eigenen Herzens. Alle inneren Merkmale beweisen mir, daß diese Urkunden echt sind."

„Auch ich habe schon in der Bibel zu lesen versucht und habe mich ermattet verirrt in der Wüste des Alten Testamentes."

„In dieser Wüste, wo der Busch im Feuer brannte und doch nicht verzehrt ward? In dieser Wüste, wo zum ersten Male einem armen Menschenkinde die Erkenntnis von einem persönlichen Gott aufging, des Gottes, der sprach: ‚Ich werde sein, der ich sein werde'? In dieser Wüste, wo über der Nacht jüdischer Greuel die unwandelbaren Fixsterne der zehn Gebote funkeln? In dieser Wüste, wo über den Verwesungsgeruch der Zeitlichkeit hin das aus Quellen der Ewigkeit geschöpfte Wort des Propheten tönt: ‚Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über euch habe, spricht der Herr; Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet' —?"

„Und jetzt kann ich Ihnen auswendig sagen, wo Sie hinaus wollen!" rief sie erregt aus ihrer Ecke hervor. „Denn auch ich habe in der Schule gelernt, daß wir trotz allem nur wenig wüßten vom Wesen Gottes, hätte er sich uns nicht geoffenbart in Jesus, dem Gekreuzigten. Daher das Wort: Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer

an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Wie aber, sagen Sie mir, ist's dann mit den Milliarden, die vor diesem waren, mit den Millionen, die neben diesem lebten, und mit den andern Milliarden, die nach diesem gelebt haben und leben und nichts wußten und nichts wissen konnten und können von ihm?"

„Ich bin der festen Überzeugung, daß von Anbeginn an viele Wege zur ewigen Heimat geführt haben, führen und führen werden. Mir aber will nicht geziemen noch frommen, zu grübeln über Verborgenes oder andere zu richten, die neben mir gehen. Ich für meine Person blicke nicht rechts, nicht links. Denn so fest ich auf dem Boden stehe, der mich gezeugt hat, so wenig ich international bin, so wenig bin ich interkonfessionell — ich hasse das Verschwommene und liebe die Klarheit der Überzeugung. Ich habe meinen Weg erkannt und finde zeitlebens genug zu tun, wenn ich auf diesen meinen Weg achte und auf den, der mir die Fackel voranträgt, Jesus Christus, den Herrn."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie antwortete nichts mehr. Schweigend saßen sie einander gegenüber. Im Zotteltrab zogen die Pferde den Wagen durch die stillen Straßen der Stadt zum Bahnhof hinaus.

Liselore sprang aus dem Wagen, reichte dem Kutscher sein Trinkgeld hinauf und trat an den Schlag zurück. Ihr Antlitz war vom Lichte einer Laterne hell beleuchtet, als sie dem alten Manne die Hand zum Abschied gab.

„Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Abfahrt Ihres Zuges. Ich würde Ihnen gern Gesellschaft leisten; aber gehorsam Ihrem Befehl bleibe ich sitzen."

„Ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet für alles, was Sie mir heute geboten haben, Herr Archivar. Zu großem Danke," wiederholte sie. Dann aber huschte ein schalkhaftes

Lächeln über ihre Züge: „Die Quittung sollen Sie demnächst empfangen."

„Die Quittung?" fragte er verwundert.

„Jawohl, die Quittung," nickte sie ernsthaft.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage gingen ins Land. Da kam ein Brief, mit der stolzen, zügigen Schrift des jungen Mädchens überschrieben.

Der Archivar öffnete und entfaltete den Bogen. Es waren Verse:

Im kühlen Gewölbe, aufs Pult gebückt,
so weltverloren, so weltentrückt,
sitzet und forschet, wie manches Jahr,
also auch heute, der Archivar.

Das Aug' ist müd und ihm schwimmen die Zeilen.
Da faltet die Hände der alte Mann
und sinnt, wie so flüchtig die Jahre enteilen,
und wie sein eigenes Leben verrann.

Sie haben sich draußen gehetzt und gejagt
und haben sich mit dem Ehrgeiz geplagt
und haben die Spanne der Erdenzeit
geachtet für eine Unendlichkeit.

Er wußte das anders, der Archivar;
denn er sah immer, was vordem war,
und was die Vielen noch nie gesehen,
er wußt' es, war allzeit wieder geschehen.

Was den andern die längste Vergangenheit,
das war ihm jüngst verflossene Zeit,
und an dem, was immer und immer gewesen,
war seine Seele zum Frieden genesen.

Die bunten Lappen der Erdenpracht,
sie sanken vor ihm in Staub und Nacht,
und von manchen Kaisers vergilbter Hand
blies er gelassen ein Restlein Sand.

Doch hat er in all dem Kommen und Gehen
den Kern der Wahrheit schimmern gesehen
und weiß es fürder unbeirrt,
was bleibend gewesen und bleiben wird.

Und wenn ihm vollends die Feder entsinkt,
dieweil es hienieden zum Sterben geht,
wenn die letzte Recherche am Ziele steht
und von ferne die höchste Entschließung winkt —

dann senkt er die Augen und bündelt in Ruh
den Akt des Lebens und schnürt ihn zu
und macht in stiller Gelassenheit
sich fertig zur Fahrt in die Ewigkeit.

Der alte Herr wandte den Bogen, strich glättend darüber und las lächelnd zum zweiten Male. Ganz bedächtig las er, Zeile um Zeile.

12. Auf dem toten Punkt

Es war behaglich warm in den Amtsstuben des Archives. Vor den Fenstern stand der milchweiße Nebel wie eine Mauer. Die Novembersonne hatte noch keine Kraft gefunden, ihn zu besiegen.

Mit einer mächtigen Papierschere öffnete der Archivar den Einlauf: drei Rechtsfälle, eine ortsgeschichtliche Anfrage, die Ankündigung zweier Zugänge von einem Rentamt und einem Bezirksamt mit beiliegenden Aktenverzeichnissen, ein dicker Antiquariatskatalog — genügend Stoff für die nächste Zeit.

Der Archivar malte auf zwei dieser Einläufe mit Blaustift ein römisches II — das bedeutete soviel als: Referat des Sekretärs. Dann zerschnitt er sorgfältig die Briefumschläge, legte die zu Notizzetteln geeigneten Stücke auf den Zettelstoß zu seiner Rechten und warf die Abfälle in den Papierkorb zur Linken. Denn er war ein sparsamer Herr, und Papierverschwendung war ihm ein Greuel.

Auf ein Klingelzeichen trat der Funktionär herein und nahm den Einlauf in Empfang.

„Die Frau Generalin Müller sitzt draußen, Herr Archivar."

Der alte Herr hob wortlos die Arme gegen die Decke und rollte die Augen der Gangtüre zu, als wünschte er zu entweichen. Dann faßte er sich, legte die gefalteten Hände auf die Tischplatte und sagte ergebungsvoll: „Also bringen Sie mir wieder einmal den Akt ‚Millionenprozeß Müller' — und ich lasse die Frau Generalin ergebenst bitten."

„Da hab' ich ihn schon", sprach das Faktotum mit verständnisvollem Lächeln und legte einen dicken Akt auf den Tisch. —

Ein seidenes Kleid rauschte, und in einer Wolke von Wohlgerüchen betrat eine stattliche Dame die Stube.

„Frau Generalin — habe die Ehre — bitte nehmen Sie Platz — was führt Sie zu mir?"

Die alte Dame ließ sich rauschend in den ehrwürdigen Lederstuhl zur Rechten des Arbeitstisches sinken, und der Archivar faltete zur Abwechslung die Hände auf seinen Knieen.

Sie erfreute sich eines dicken, roten Gesichtes und einer spitzigen, noch etwas röteren Nase; über ihren Ohren lagen zwei große altmodische Haarschnecken, und obenauf saß ein Hut, der ein weniges zu klein war.

Sie zog die Schnüre eines gestickten Pompadours auseinander, entfaltete umständlich ein Schriftstück, suchte nach ihrer Brille, fand sie auch in der Tiefe der Tasche, überflog das Schriftstück und legte es mit einer gewissen Feierlichkeit vor den Archivar auf den Tisch.

Der alte Herr beugte sich höflich über das Schreiben. Aber sie pflanzte die große Hand darauf und sagte: „Bitte, hören Sie zuerst und dann lesen Sie!"

Und nun begann sie mit lauter, blecherner Stimme, während ihre runden, schwarzen Augen unbewegt in weite Ferne zu blicken schienen: „Sie wissen, Herr Amtsvorstand, daß unsere Forschungen sozusagen auf dem toten Punkt angekommen waren."

„Ich weiß es," fiel er eifrig ein, „der Punkt ist tot, ist sozusagen mausetot, Frau Generalin."

„Gewesen!" rief sie. „Denn hören Sie wohl, die Angelegenheit ist jetzt in ein ganz neues Stadium getreten. Sie erlauben gütigst, daß ich Ihnen den Fall ins Gedächtnis zurückrufe. Ich werde mich kurz fassen."

„Ganz und gar unnötig, Frau Generalin," rief er geängstet. „Siebenundzwanzig verschiedene Parteien setzen uns nun seit fünf Jahren auf ein und derselben, ins leere Nichts führenden Linie in Bewegung;" — er hob den dicken Akt in die Höhe und stauchte ihn auf die Platte, daß es knallte —

„der Fall liegt so klar oder, besser gesagt, so unklar vor mir, daß jedes weitere Wort überflüssig wäre."

„Sie sagen selbst," fiel sie mit unbewegtem Gesicht ein, „daß Ihnen der Fall noch nicht völlig klar ist."

„Ich bitte Sie, Frau Generalin, er liegt in seiner ganzen Unklarheit vollkommen klar vor meinen Augen. Ich kenne ihn auswendig und inwendig: Im Jahre 1830 starb in Holländisch-Indien ein Mann mit Namen Georg Müller und hinterließ ein beträchtliches Vermögen."

„Ein Vermögen von zehn Millionen holländischer Gulden", unterbrach sie ihn.

„Da der Mann fünfzig Jahre vorher, also um das Jahr 1780, aus Bayern nach Holland eingewandert war und sich niemals verheiratet hatte, waren selbstverständlich auch keine Erben vorhanden, und die holländische Regierung legte die Hand auf das Vermögen."

„Ganz unrichtig!" fiel die blecherne Stimme ein. „Es war bekannt, daß Georg Müller aus Nabburg in der Oberpfalz in Holland eingewandert war, und die holländische Regierung wußte sich damals schon und auch später noch den Anschein zu geben, als suche sie ernstlich nach Erben. Daher die wiederholten Aufrufe in bayerischen Blättern."

„Die ohne Erfolg blieben," fuhr der Archivar fort. „Aber nach Ihrer Ansicht haben auch Sie durch Ihren seligen Herrn Gemahl begründeten Anspruch auf die Müller-Nabburgsche Erbschaft."

„Millionenerbschaft", berichtigte die Generalin, indem sie die Millionen ins Ungemessene dehnte. „Und nicht nur durch den seligen General, sondern auch von mir selbst; denn ich bin ja doch, und das scheint Ihnen entgangen zu sein, ebenfalls eine Müller, eine geborene Müller, die Letzte des Oberappellationsgerichtspräsidialsekretärzweiges Quirin Müller in München, dem auch mein seliger Mann angehört hat —"

„Kurzum, Sie vermuten," unterbrach sie der Archivar, „daß Sie beide vom Urgroßvater des Erblassers abstammen."

„Ich vermute das nicht nur, sondern es ist meine felsenfeste Überzeugung. Es ist mir geradezu, wenn ich mich so recht in diese Fragen versenke, als hörte ich die rauschende Stimme des Blutes."

„Der Beweis ist Ihnen aber bisher nicht gelungen, weil die entscheidenden Kirchenbücher in —"

„Vilseck!"

„— die entscheidenden Einträge nicht enthalten," fuhr er geschäftsmäßig fort.

„Weil eben die entscheidenden Blätter mit den entscheidenden Einträgen aus den Vilsecker Kirchenbüchern entfernt worden sind", ergänzte sie.

„Ist das amtlich festgestellt?" fragte der Archivar.

„Sie müssen herausgeschnitten worden sein, sonst wären sie doch vorhanden!" rief sie, und ihre Stimme überschlug sich.

„Sind die Blätter des Kirchenbuches numeriert?"

„Meines Wissens nicht."

„Also! Und wer hätte denn an solcher Tat ein Interesse gehabt?" fragte er.

„Nun, wer denn? Die holländische Regierung doch — wer denn sonst?"

Der Archivar rückte auf seinem Stuhle hin und her. „Ich bitte Sie, Frau Generalin, wir haben ja diese Frage schon oft miteinander erörtert. Da hätte also die holländische Regierung eigens zu diesem Zwecke einen Agenten nach Vilseck abgeordnet —?"

„Und warum nicht? Ich bitte Sie, es handelt sich um zehn Milliooooonen!"

„Und gleichzeitig hat dieselbe Regierung durch öffentlichen Aufruf die Erben gesucht?"

„Die ihr genehmen Erben! Aber einerlei, alles einerlei. Spiegelfechtereien! Es liegt hier ein Verbrechen vor. Nun, die Sonne wird's an den Tag bringen. Denn hören Sie, der tote Punkt ist überwunden, meine Angelegenheit ist in ein ganz neues Stadium getreten, und ich bin gekommen, Sie um Ihren bewährten Rat zu bitten."

„Meinen Rat kennen Sie ja, Frau Generalin: Schluß machen, je eher, desto besser! Unsere archivalischen Hilfsmittel sind, wie Sie wissen, vollkommen erschöpft. Alles, was sich auf die Müllersche Mühle in Vilseck bezieht, Akten, Kaufbriefe, Salbücher, Bürgerverzeichnisse —"

„— sind mir vorgelegt worden, ganz richtig, und es ist uns nicht gelungen, den Nachweis der Einwanderung aus Nabburg zu finden," ergänzte die Generalin. „Aber nun hören Sie gütigst: der einzelne kann in solchen Fällen naturgemäß nur wenig oder gar nichts ausrichten. Ich bitte Sie — hier ich, dort die holländische Regierung! Organisieren ist also das einzige Mittel. Und deshalb hat sich in jüngster Zeit endlich ein Müllersches Erbschaftskonsortium gebildet."

„Ums Himmelswillen, auch das noch!" rief der Archivar.

Sie aber fuhr unbeirrt fort: „Und denken Sie nur, welch ein Glücksfall: an der Spitze des Konsortiums steht ein Berliner Rechtsanwalt namens Friedrich Müller, und dieser Friedrich Müller — ein feiner, jüngerer Mann mit sehr guten Manieren, er hat mich gestern besucht — dieser Friedrich Müller stammt ausgerechnet ebenfalls von der Müller-Mühle in Vilseck —!"

„Wunderbar!" sagte der Amtsvorstand.

„Gelt — wunderbar? Und er besitzt eine große Familienchronik mit ausführlichem Stammbaum, der in gerader Linie auf den Urgroßvater des Erblassers in Nabburg zurückführt."

„Hat Ihnen der Herr von der Müller-Mühle diese Chronik vorgelegt?"

„Er kann das schwere, mit kostbaren Bildern geschmückte Buch nicht wohl auf seinen Reisen mit sich führen!“

„Frau Generalin, ist Ihnen denn keinen Augenblick der Gedanke gekommen, daß Sie es unter Umständen mit einem Betrüger zu tun haben könnten?“

„Ausgeschlossen! Er ist doch ein Rechtsanwalt. Ausgeschlossen, nachdem ich den Mann persönlich kennen gelernt habe. Und meine Menschenkenntnis — der selige General hat immer gesagt, Thusnelda, hat er gesagt, deine Menschenkenntnis ist einfach verblüffend.“

„Und was wird Ihnen diese Bekanntschaft kosten?“ erkundigte sich der Archivar.

„Der Mitgliederbeitrag ist allerdings nicht billig“, sagte sie ein wenig zögernd. „Sechshundert Mark jährlich — aber dafür wird ja auch die holländische Regierung auf die Knie gezwungen. Und was ist nun Ihr gütiger Rat?“

„Mein gütiger Rat? Daß Sie sich mit keinem Pfennig an dem Schwindel beteiligen. Sechshundert Mark Jahresbeitrag! Und auf wieviele Jahre müßten Sie sich verpflichten?“

„Auf fünf Jahre.“

„Macht dreitausend Mark! Frau Generalin, Sie haben mir erst kürzlich Ihre Verhältnisse dargelegt. Erlauben Sie, daß ich darauf zurückkomme. Ihre Einkünfte belaufen sich alles in allem auf dreitausend Mark jährlich. Davon können Sie als alleinstehende Dame in unserem billigen Städtchen behaglich leben. Wenn Sie nun aber jährlich sechshundert Mark —“

„Ich werde mein Dienstmädchen abschaffen und mich mit einer Zugehfrau behelfen.“

„Aber ums Himmelswillen — wozu denn das alles? Lassen Sie doch die holländischen Millionen liegen, wo sie liegen! Meine feste Überzeugung ist, daß Sie niemals einen Gulden davon bekommen werden, so wenig wie ich. Und

abgesehen davon: wenn man einmal mit der Laterne nach Erben suchen muß, dann hat so ein Mann eben keine Erbberechtigten hinterlassen, und sein Vermögen gehört dem Staat, unter dessen Schutz er es zusammengescharrt hat."

„Das sind sozialistische Ideen!" rief sie empört.

„Meinetwegen."

„Der Berliner Rechtsanwalt ist aber der Ansicht, daß die Erbschaft mit Zins und Zinseszins auf achtzig Millionen angewachsen sein muß. Ich bitte Sie — achtzig Milliooonen! Und diese Summe sollte man dem holländischen Staat im Rachen lassen? Diese Millionen muß uns der holländische Staat herauszahlen, und wenn er bankrott wird. Ich bitte Sie, was ist dagegen der Einsatz von sechshundert Mark!"

Es klopfte, und der Major erschien auf der Schwelle. „Um Vergebung, ich wollte mir nur meinen Archivalakt in den Benützersaal holen."

„Kommen Sie herein, Herr Major!" rief der Archivar mit der Stimme eines Mannes, der am Ertrinken ist und plötzlich einen Balken erspäht. „Wir sind ohnedies am Ende unserer Besprechung. Hier Herr Major Titus — Frau Generalin Müller."

Der Major schlug die Haken zusammen und begab sich auf seinen Platz am Gartenfenster.

„Und Sie raten mir also —?" Die Generalin erhob sich rauschend, und eine Woge von Wohlgerüchen flutete über den Schreibtisch.

Auch der Archivar stand auf: „Ich rate Ihnen dringend, keinen Pfennig in das Unternehmen zu werfen und sich die ganze Angelegenheit aus dem Kopf zu schlagen. Den Herrn aus Berlin halte ich für einen — entschuldigen Sie den Ausdruck — Bauernfänger."

„Aber das ist doch zu stark!" rief sie und rauschte zur Türe.

„Kein Ausdruck ist zu stark für solche Leute", sagte der

Archivar höflich, öffnete die Türe und geleitete seinen Besuch hinaus.

Ärgerlich kam er zurück.

„Eine holländische Millionenerbschaft. Natürlich auf dem toten Punkt angekommen — besser gesagt immer auf dem toten Punkt gewesen. Eigentlich eine erbarmungswürdige Frau! Könnte so behaglich dahinleben und ihre arme Seele mit besserer Nahrung versorgen. Aber nein! Der Erbschaftsteufel hat sie am Kragen, der Vogel sitzt ihr im Hirn, und sie kann nichts anderes mehr denken bei Tag und bei Nacht. Was habe ich mir schon für Mühe gegeben, sie von ihrer fixen Idee abzubringen! Und immer wieder kommt sie und bittet mich um meinen gütigen Rat, und immer wieder geht sie hin und tut genau das Gegenteil von dem, was ich ihr gütigst geraten habe. Und das Ende vom Liede ist jetzt, wie gewöhnlich, daß ein gerissener Schwindler all den verrückten Erben ihre letzten Groschen herauspreßt."

„Du meine Güte!" rief der Major und machte ein klägliches Gesicht. „Wenn ich auch nicht nach holländischen Millionen jage, so fürchte ich doch beinahe, daß ich auch mit einer fixen Idee behaftet bin. Und den toten Punkt habe ich ebenfalls glücklich erreicht."

„Ei, Herr Major, dann muß ich Ihnen schon sagen, es gibt in der Tat eine Krankheit, die uns Archivaren aus der Praxis wohl bekannt ist."

„Das wäre?"

„Genealogische Besessenheit."

„Könnte sein, daß ich an ihr erkrankt bin!"

„Ei, dann rate ich Ihnen aber ganz entschieden wieder einmal, wie schon des öftern in den letzten Monaten: Geben Sie die Jagd auf!"

„Damit ich wieder in die tödliche Langeweile versinke, die mich vor einem Jahre hierher und ins Archiv getrieben hat?

Herr Archivar, ich fürchte, das wäre kein guter Rat. Lassen Sie sich nur gestehen, ich habe mich noch nie — fast noch nie — so glücklich gefühlt, als jetzt hinter diesen vergitterten Fenstern. Solche Familienforschung hat starke Ähnlichkeit mit der Jagd — Sie haben den richtigen Ausdruck gebraucht. Spürsinn und Ausdauer sind Jägereigenschaften —"

„Die Sie in hervorragendem Maße besitzen," sagte der Archivar. „Ich gestehe, ich habe in der langen Zeit oft Gelegenheit gehabt, Sie zu bewundern. Aber es ist auch meine Pflicht, Sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen und Sie allen Ernstes zu fragen: Ist es schließlich der Mühe wert, daß Sie diese Jagd mit ganzer Seele betreiben?"

„Allerdings, was habe ich bei der oft so aufregenden Jagd bis heute erreicht?" rief der Major. „Nichts! Ich habe jedes Blatt der vielen, vielen Akten aus der Zeit der Gegenreformation vorn und hinten studiert, kein Namenszug, keine Siegelumschrift ist mir entgangen — aber nirgends habe ich einen Mann des Namens Titus gefunden. Und doch — bis in meine Träume verfolgt mich die Jagd. Wäre ich abergläubisch, dann könnte ich mich für verhext halten. Denn ich komme nicht mehr los von der Vorstellung: du mußt ihn noch finden! Dabei bin ich unleugbar auf dem toten Punkt angelangt und erwarte alle Tage, daß Sie sagen: Die Angelegenheit ist erledigt, suchen Sie sich ein anderes Feld Ihrer Tätigkeit."

Der Archivar lachte: „Das dürfte Ihre geringste Sorge sein. Entginge mir doch selbst etwas, wenn Sie dem Archiv untreu würden."

„Feurigen Dank!" rief der Major. „Denn ich kann mir mein Leben ohne archivalische Forschung gar nicht mehr vorstellen. Aber was habe ich hier noch zu suchen, nachdem die letzte Hoffnung entschwunden ist?"

„Die Regensburger Kirchenbücher enthalten also nicht die geringste Nachricht?"

„Ich bin doch vier Wochen dortgesessen und habe die Bücher von 1628 bis 1650 Blatt für Blatt durchgearbeitet. Nach diesen Büchern hat damals kein Titus in Regensburg gewohnt. Und er hat in Wirklichkeit doch dort gewohnt; denn in diesem Punkte kann unsere Überlieferung nicht irrig sein. Es ist wie verhext."

„Dann rate ich Ihnen, hängen Sie den ganzen Georg Titus vorderhand an den Nagel und werfen Sie sich auf ein anderes Gebiet. Schreiben Sie zum Beispiel die Geschichte Ihres Schlößchens und derer von Moos! Und im übrigen vertrauen Sie dem Zufall, der oft ganz seltsame Sprünge macht, — namentlich, wenn es sich um genealogische Forschungen handelt."

„Und es ist Ihnen also recht, wenn ich auch in Zukunft regelmäßig bei Ihnen arbeite?"

„Recht? Es ist meine — in diesem Falle angenehme — Amtspflicht, Ihnen auch bei neuen Arbeiten helfend zur Seite zu stehn."

Die Herren schüttelten sich die Hände, und der Archivar sagte: „Erinnern Sie sich unseres ersten Ganges durch die Archivsäle?"

„Gewiß, lebhaft."

„Dann denken Sie vielleicht auch noch an meine Prophezeiung?"

Der Major lachte hellauf: „Sie schrumpfen ein —"

„— verlieren Arme und Beine —"

„— der Leib wird walzenförmig! Zu Befehl, Herr Amtsvorstand, ich glaube selbst, ich bin zum Archivwurm geworden."

*

Der Major begab sich gegen Mittag betrübten Herzens zum Bahnhof. Die Sonne hatte den Nebel besiegt, und ein blauer Himmel sah in die alten Gassen herein. Der Mariahilfberg stand hoch und langgestreckt, geschmückt mit den

flammenden Farben des Spätherbstes, über dem Bahngebäude, und von den Linden am Stadtgraben rieselten die gelben Blätter. —

Der Zug dampfte zwischen den Stoppelfeldern durch das sonnige Land und hielt nach kurzer Zeit in Moos.

Mit gesenktem Haupte schritt der Major hinüber zu seinem Heim.

Es war ja so freundlich vom Archivar, daß er ihn auf ein anderes Gebiet archivalischer Studien hinwies. Und er würde auch schließlich gar keine andere Wahl haben, als etwa die Ortsgeschichte von Moos zu schreiben, — wollte er nicht in Langeweile verkommen. Aber war's nicht eigentlich zum Lachen? Hatte er die Heimat verlassen, um die Geschichte eines öden Nestes zu erforschen, das ihn gar nichts anging und vielleicht in Wirklichkeit gar keine Geschichte besaß? Der alte Herr war sehr verstimmt. —

Auch von der Linde am Schlößlein fielen die Blätter, als schneite es, und der dunkle Stamm wuchs wieder, wie damals vor einem Jahre, gleichsam aus einem großen, leuchtend gelben Teppich heraus.

Auf der Lindenbank saß der Briefbote. Er hatte die Ledertasche neben sich gelegt, seine Dienstmütze abgenommen, den Stecken zwischen die Beine gestellt, und die gebräunte, knochige Hand trocknete mit dem blauen Taschentuch den kahlen Schädel.

„Ich hab' Sie kommen sehen, Herr Major, und möcht' mir die Stieg' ersparen. Drei Brief', die Zeitungen — und hier noch ein Paket. Etwas Eingeschriebenes."

Der Major nahm es in Empfang.

„Ihren Schnaps, Filger! Um den sollen Sie nicht kommen. Gehen Sie mit in den Hof. Ich schicke Ihnen die Franzi herunter."

Schmunzelnd hing der Bote seine Tasche um: „Bin halt so grob, Herr Major!" —

„Das Essen ist fertig!“ rief Liselore unter der Küchentüre im ersten Stock.

„Sogleich, meine Liebe! Sorge nur, daß der Filger seinen Schnaps bekommt. Ich habe da ein Paketchen, das muß ich noch öffnen.“

Mit raschen Schritten ging er in seine Stube — unverwandt auf die steifen Buchstaben der Anschrift und des Abschnittes der Begleitanschrift blickend. ‚Brief im Paket. Mit Hochachtung Auguste Möller.‘

Auguste Möller — das war ja doch, jawohl, die Wirtschafterin des verrückten, eingemauerten Vetters!

Neugierig zerschnitt er die Schnüre und riß die Siegel ab.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Liselore wußte, daß der Vater sich beim Lesen der Post nur ungern stören ließ. Deshalb wartete sie geduldig eine geraume Zeit am gedeckten Tische. Endlich aber ging sie doch über den Gang zur Stube des Vaters und steckte den Kopf zur Türe hinein: „Ei, lieber Vater, wo bleibst du denn? Die Suppe wird kalt, der Braten verliert seinen Saft!“

„Suppe hin, Braten her — Liselore, da komm, da komm und lies und sieh!“

Sie schloß die Türe und ging an den Schreibtisch, auf dem das geöffnete Paket lag.

„Da — lies!“

‚Euer Hochwohlgeboren. Indem ich Ihnen mitteile, daß Ihr Herr Vetter heute vor acht Tagen sanft verschieden ist, und daß gestern das Testament eröffnet worden ist, beehre ich mich, Ihnen einen Siegelstock zu senden, den ich unter dem Nachlaß meines verstorbenen Dienstherrn gefunden habe. Indem mir bewußt ist, daß Sie bei Ihrer letzten Anwesenheit nach einem solchen Siegelstock gefragt haben, und indem derselbe für mich und meine Tochter weiter keinen Wert hat, beehre ich mich, Ihnen denselben zu schicken. Wie ich glaube,

ist er aus echtem Silber, und es wird deshalb nicht unbillig aufgenommen werden, wenn ich dafür zwanzig Mark in Rechnung bringe. Die Zeiten sind schlecht, und die Verlassenschaft des seligen Herrn, die meiner Tochter testamentarisch zufällt, ist auch viel geringer, als wir gedacht hatten.

Mit Hochachtung ergebenst

Auguste Möller, Wirtschafterin.'

Liselore lachte: „Immer die alte Heuchlerin. Haus, Garten, Barvermögen — da reichen doch hunderttausend Mark nicht, die sie geerbt haben?"

„Was kümmert mich die ganze Erbschaft!" rief der Major erregt. „Da guck, Liselore — den Siegelstock wiege ich ihr mit Gold auf, wenn sie's verlangt!"

Aufmerksam betrachtete Liselore das Petschaft mit dem Elfenbeingriff und dem talergroßen Siegelfelde auf der dicken, silbernen Platte.

Der Major aber zündete einen Wachsstock an und ließ roten Siegellack auf eine alte Besuchskarte tropfen: „So — gib her!"

Er drückte den Stock in den duftenden Siegellack. „Eine wundervolle Arbeit aus dem sechzehnten Jahrhundert. Edelste Renaissance. Und wie scharf der Abdruck geworden ist!"

„Ich sehe drei Hügel im Schildfuße, aus dem mittleren, erhöhten Hügel aber wachsen — ja, was ist das? Glaubst du, daß es wirklich unser Wappen ist?"

„Aber natürlich — was denn sonst?"

„Schön ist das Wappenbild ja nicht. Drei Schaufeln oder etwas Ähnliches, die hinter einem Hügel emporwachsen. Auf dem Stechhelm dasselbe Bild."

„Und in der Umschrift ist der Geschlechtsname ausgekratzt", sagte er nun tief enttäuscht. „Sieh her — S., das heißt Sigillum, JOHANN — und weiter nichts mehr."

„Also nicht einmal Titus!" rief sie bekümmert. Sie fühlte in der Tat Mitleid mit ihrem Vater. „Demnach fehlt der Beweis dafür, daß es wirklich das Siegel eines Titus gewesen ist."

Er starrte verärgert auf den Abdruck. „Wieder eine Enttäuschung und wieder ein Rätsel."

„Aber wollen wir jetzt nicht zu Tische gehn?" bat sie.

„Daß mir der Bissen im Halse stecken bliebe!"

„Ei Vater! Essen und Trinken hält Leib und Seel' zusammen, sagt Franzi. Laß deinen Siegelstock eine Viertelstunde liegen, wo er liegt. Du bist erregt. Ein Löffel Suppe wird dir gut tun."

Er stand schwerfällig auf und folgte ihr ins Eßzimmer. Den Siegelstock aber nahm er mit sich und stellte ihn neben seinen Teller. Und während er zerstreut seine Suppe löffelte, griff er immer wieder hin und studierte Wappen und Schrift. Er aß auch vom Fleisch und vom Gemüse hastig ein paar Bissen, ein paar Löffel. Dann aber setzte er das Petschaft mit festem Klang auf den Tisch und erklärte, daß er in die Stadt müsse.

„Vor vier Uhr geht ja gar kein Zug", wandte sie schüchtern ein.

„Was Zug! Ich laufe. Ich muß den Archivar heute noch sprechen — unbedingt."

„Dann darf ich dir wenigstens dein Pfeifchen stopfen? Du kannst auf dem Wege ein wenig rauchen. Das wird dich beruhigen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die hellen Tropfen standen ihm auf der Stirne, als er die Kuhschelle zog, daß es hallte in den Gewölben des Archives.

Er schob den Diener zur Seite und stürmte zwischen den Aktengestellen hindurch.

„Herein — nur herein! Das ist der Herr Major, den kenne ich am Klopfen."

„Hier habe ich das Petschaft!“ Er stellte es auf den Schreibtisch und sank schnaubend in den Lehnstuhl. Und er trocknete seine Stirne genau wie heute mittag der Postbote; nur war das Taschentuch nicht blau, sondern weiß.

Der alte Herr griff zum Brennglas und begann das Wappen zu prüfen.

„Eine gute Arbeit aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts — ganz deutlich das Wappenbild — aber die Umschrift — —?“

„Ist teilweise abgekratzt“, fiel der Major bekümmert ein.

„Das ist nicht von Belang. Der Name Johann ist ja gut zu lesen, und das Wappenbild besagt das übrige. Es ist also tatsächlich in Ihrem Schlößlein gefunden worden? Merkwürdig. Das war doch leer wie ein ausgeblasenes Ei?“

„Gefunden? Bei uns da draußen? Keine Rede! Ich habe es vor ein paar Stunden mit der Post geschickt bekommen. Es ist ja das sagenhafte, heißersehnte Petschaft aus dem Besitze des verrückten Vetters, der nun plötzlich das Zeitliche gesegnet hat.“

Der Archivar blickte unverwandt durch das Glas. „Komisch, unleugbar komisch. Sie sehen doch selbst das Wappenbild — ?“

„Die drei Schaufeln sehe ich freilich.“

„Schaufeln — was? Drei Schilfkolben sind's, und es ist das Wappen derer von Moos.“

Der Major riß das Petschaft an sich. Dann schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirne. „Ohne Zweifel! Daß mir das entgangen ist! Bin aber nun ich verhext oder der Stock da? Auf dem Stock da kann doch nur unser Wappen eingegraben sein — das Titus-Wappen.“

Der Archivar stand auf, ging an das Büchergestell und nahm einen Band heraus.

„Ganz richtig. Hier, lesen Sie: Johann von Moos geboren 1558, gestorben am 10. März 1618. uxor: Margaretha von Heimhof. Söhne: Hans und Georg.“

„Ja, dann wären am Ende gar wir Titusse —?“ Der Major kam heran.

„Halt!“ rief der Archivar. „Nur keine übereilten Schlüsse! Der Siegelstock ist ein schwacher Beweis dafür, daß Ihre Familie aus der Oberpfalz stammt. Das heißt, er ist geeignet, Ihre Überlieferung zu stützen. Weiter nichts, aber auch gar nichts. Solange Sie nicht den urkundlichen Beweis finden, daß Ihr Vorfahre Georg Titus dieses Wappen rechtmäßig geführt hat, können Sie besten Falles annehmen, daß der Siegelstock durch eine Frau in Ihre Familie gekommen ist. Das ist alles. Und vorderhand geben Sie sich damit zufrieden. Aber immerhin ist es doch recht hübsch, daß zwischen Ihnen und Ihrem alten Neste da draußen ein geheimnisvoller Zusammenhang bestehen könnte. Wunderbares ist nicht dabei. Denn daß Ihre Familie trotz allen Mißerfolgen Ihrer Forschung dem oberpfälzischen Emigrantenadel angehört hat, glaube ich nach dieser Entdeckung annehmen zu dürfen, — wenn Ihnen auch natürlich kein Heroldamt daraufhin Brief und Siegel ausstellen wird. Und daß alle Familien ein und derselben Landschaft unter sich eng zusammenhingen, ist im Wesen des Adels begründet. Vielleicht löst sich das Rätsel am Ende doch noch — aber, wie gesagt, nur ja keine übereilten Schlüsse und überspannten Hoffnungen! — Haben Sie Lust, einen Gang um die Stadt zu machen? Das kühlt ab, wenn man erregt ist.“

„Für Abkühlung haben Sie ohnedies reichlich gesorgt“, lachte der Major etwas gezwungen. „Aber ich bin bereit, mein Zug geht erst um 6 Uhr 30 Minuten.“ —

Und so wandelten die beiden durch die rauschenden Blätter der Lindenallee um die Stadt, und die Rechte des Majors hielt den Siegelstock in der Seitentasche des Überziehers krampfhaft umklammert.

*

Es war Abend. Der Major und seine Tochter standen vor dem großen Stammbaum, der noch immer die leere Eckstube im obern Stockwerk schmückte. Liselore leuchtete mit hocherhobener Kerze.

„Hier!" rief der Major und setzte den Zeigefinger auf ein Schildchen, das etwa in der Mitte des Stammes hing. „Johannes, geboren 1558, gestorben 1618, März 10. Und hier: Hans, geboren 1589, gestorben 1651. Und hier neben diesem: Georg, geboren 1591. Das Todesjahr fehlt, über sein Schildchen ragt ein abgebrochenes, blattloses Aststück heraus. Das ist der Emigrant — das ist unser Ahnherr! Und nun sieh mal, Kind, angenommen, er ist in der Tat unser Ahnherr, dann geht die Reihe unserer Vorfahren" — er fuhr mit dem Finger über Johann von Moos den Stamm herunter bis auf die Brust des ruhenden Ritters — „dann geht die Reihe ununterbrochen zurück auf das Jahr 1248. Mir schwindelt."

„Der richtige Kometenschweif!" sagte sie. Und mit wehmütigem Lächeln fügte sie bei: „So wäre uns also gleichsam über Nacht auch einer gewachsen, nur etwas zu spät. Ist aber doch alles bisher nur eine Vermutung, lieber Vater, weiter gar nichts. Übrigens," — sie machte nun ein sehr hochmütiges Gesicht — „ich nehme auch ohnedies an, daß unsere Vorfahren schon vor dem Jahre 1248 in geordneten Familienverhältnissen gelebt haben, ob sie nun gewappelt waren oder nicht."

„Liselore, wie kannst du nur so scherzen? Ist dir nicht auch ganz feierlich zumute?"

„Vergib mir, lieber Vater! Wenn ich ganz ehrlich sein soll — es ist mir durchaus nicht feierlicher zumute als gestern und vorgestern. Aber" — sie streichelte seine Wange — „ich bin viel froher als bisher, weil ich dich so vergnügt sehe."

Der Major war am nächsten Tage verhindert, ins Archiv zu fahren. Ebenso am übernächsten Tage. Da kam eine amtliche Karte des Inhalts, er möge sich doch gelegentlich mit seinem Siegelstock beim Vorstande einfinden.

Bebend vor Erwartung betrat er noch am selben Nachmittag die Stube.

„Ein Fund!" rief ihm der Archivar entgegen und hob eine Pergamenturkunde mit einer großen Holzkapsel wie eine Fahne empor.

„Ein Fund —?"

„Aber halt, nur keine überspannten Hoffnungen! Ein Schritt weiter in der Forschung, sonst nichts. Geben Sie mir den Siegelstock!"

Mit zitternder Hand reichte ihm der Major das Kleinod, und der Archivar begab sich mit Urkunde und Petschaft ans Gartenfenster.

„Hübsch so etwas, in der Tat hübsch!" rief er nach einer Weile. „Ganz wie ich vermutet habe. Sehen Sie, Herr Major —!"

Er hatte die Urkunde auf das Arbeitstischlein des Archivgastes gelegt: „Sehen Sie, wie scharf das Siegel noch ist, als wäre es gestern abgedrückt worden? Und es hat sich auch keineswegs geworfen, wie das so oft vorkommt."

Der Major sah es wohl, das große Siegelfeld im braunen Wachse, eingerahmt von der Holzkapsel, die so neu aussah, als hätte sie gestern erst die Drehbank verlassen. „Drei Schilfkolben, aus einem Dreiberg wachsend," sagte er ganz andächtig.

„Und nun sehen Sie weiter!" rief der Archivar und setzte die silberne Platte behutsam auf das Siegel. „Das Negativ sitzt wie angegossen auf dem Positiv — die Urkunde, ein Kaufbrief aus dem Jahre 1600, ausgestellt von Johann von Moos, ist mit ebendiesem Ihrem Petschaft gesiegelt worden."

„Wunderbar!" rief der Major mit bebenden Lippen. „Welche Wünschelrute hat Sie zu dieser Urkunde geführt?"

„Wunderbar? Wünschelrute? Der alphabetische Renner zum Urkundenrepertorium des Archives, der Name ‚Moos, von, Johannes' unter Litera M und der Hinweis auf Nummer 1278 unserer Urkundensammlung. Ein hübscher archivalischer Fund, bis jetzt weiter nichts. Nur keine überschwenglichen Hoffnungen! Sonst fallen wir unsanft auf den Erdboden der Wirklichkeit, wenn wir uns getäuscht haben. Vorderhand ist gar nichts bewiesen, als daß der Herr Major Titus merkwürdiger- und unerklärlicherweise einen Siegelstock besitzt —"

„— ererbt besitzt!"

„— gut, also ererbt besitzt, der im Jahre 1600 einem sicheren Johann von Moos gehört hat. Hier auf dem Abdruck die unverletzte Umschrift, die Legende, rund um das Siegelbild!"

Der Major seufzte tief auf.

Da lachte der Archivar: „Entschuldigen Sie, wenn ich dem Rad Ihrer Hoffnungen immer wieder einen Hemmschuh anlege. Aber nur Mut — jetzt hoffe ich selbst!"

„Ich werde nun mit Ihrer Erlaubnis jede Eingabe des Emigranten Georg von Moos genau untersuchen, Herr Archivar. Er muß doch einmal mit seinem vollen Namen Georg Titus von Moos unterschrieben haben."

„Immer angenommen, daß er wirklich so geheißen hat, Herr Major. Aber der Weg ist ganz der richtige, gehen Sie ihn. Und viel Glück dazu. Ich habe einmal auf einem hübsch gestochenen Notariatszeichen diese Devise gelesen: ‚Sei unverzagt und laß und laß nit ab!' Ein Wahlspruch, den man mit goldenen Lettern überall anbringen sollte, wo nach der Wahrheit geforscht wird."

*

Mit Feuereifer stürzte sich der Archivgast von neuem auf die Akten aus der düsteren Zeit der Gegenreformation. Er las Wort für Wort die mannhaften Erklärungen des Landsassen Georg von Moos, worin dieser im Jänner 1629

der Landesregierung seinen Entschluß kundtat, daß er bei seiner Religion zu bleiben gedenke. Er las die Urschrift des Ausweisungsbefehles. Dann folgten mit ergreifender Regelmäßigkeit die Bittgesuche des nach Regensburg Ausgewanderten: — die Zeit der Aussaat sei gekommen, der einzige, katholisch gewordene Bruder befinde sich auswärts in Kriegsdiensten, die Knechte und Mägde müßten beaufsichtigt werden, man möge ihn nur auf vierzehn Tage ins Land herein lassen; die Zeit der Ernte sei gekommen, wenn nicht alles verloren gehen solle, dann müsse er auf vierzehn Tage nach Moos reisen. Und so wiederholten sich die Gesuche Jahr um Jahr. Dazwischen kamen Schilderungen des Elendes, in dem der Emigrant mit einer kranken Frau und einem sechsjährigen Söhnlein in zwei Dachkammern hause, oft nicht wissend, woher er das Brot nehmen solle. Bis ins Jahr 1638 reichte der Akt; da brach er plötzlich ab mit dem ‚Fürschreiben' eines Reichsfürsten und der Urschrift einer Regierungsentschließung, wonach dem halsstarrigen Georg von Moos das Zureisen und Abreisen ein für allemal bei Strafe gefänglicher Einziehung strikte untersagt wurde. Doch immer wurde er nur Georg von Moos genannt, niemals unterzeichnete er selbst mit dem Doppelnamen Georg Titus von Moos. —

Als der Vater diese Aktenstücke in Abschrift nach Hause brachte, gab sogar Liselore zu, daß hier die Geschichte Fleisch und Blut gewinne, daß dieser Georg von Moos ein ganzer Mann gewesen sei, und daß sie nichts dagegen hätte, in ihm ihren Ahnherrn zu verehren. Aber freilich, er habe ja nicht Georg Titus, sondern nur Georg von Moos geheißen.

Worauf der arme Major nur immer beteuern konnte, er meine doch, er glaube, er sei der festen Überzeugung, daß —.

Die Familienforschung war zweifellos auf dem toten Punkt angekommen, auf dem maustoten Punkt.

13. Wendungen

Die letzte Woche vor Weihnachten war gekommen. Schneelicht durchflutete die Räume des Archivs.

Und wieder war es behaglich warm in der Amtsstube des Vorstandes, behaglich warm. Aber die Stimmung im Archive war keineswegs eine behagliche noch eine warme zu nennen.

War da vorgestern früh eine Regierungsentschließung eingelaufen, es wolle umgehend alles noch einmal vorgelegt werden, was an Akten und Urkunden über die Kirche in H. vor drei Jahren vorgelegt worden war. Und schon wartete auf dem Arbeitstische des Archivdieners ein Stapel Akten aus drei Jahrhunderten, wartete eine Holzkiste mit Urkunden, deren Siegel einzeln in Watte und Seidenpapier gehüllt waren. Alles zur Versendung vorbereitet. Vor seinem Schreibtisch aber saß der Archivar und trommelte erregt mit dem Bleistift auf der Platte. Dann sprang er auf, kam in den Benützersaal, prüfte den Stapel, den er schon so und so oft geprüft hatte, murrte Unverständliches vor sich hin, ging in das Zimmer des Sekretärs, fragte diesen zum dritten Male, ob er denn gar keine Vermutung habe, und dieser antwortete zum dritten Male, er könne nichts vermuten, er habe noch nie etwas mit Archivalien von H. zu tun gehabt. Der Vorstand ging zurück in seine Stube, und nach einiger Zeit stampfte es draußen im Vorplatz, der Archivdiener klopfte den Schnee von seinen Stiefeln, kam herein und meldete: „Hab' gestern und heut alles ausg'sucht, ich find' und find' den Akt ‚Baufallwendung an der Kirche zu H. 1582—1583' einmal nit."

„Sie müssen ihn finden!"

„Ich such' seit zwei Tagen, ich kann ihn nit finden."

„Sie müssen suchen, bis Sie schwarz werden!" rief der Archivar erregt. „Der Akt war vor drei Jahren der Regierung vorgelegt, er ist nach Ausweis des Ausleihbuches im März vor einem Jahr richtig zurückgekommen, ist eingelegt worden — der Akt ist da, er muß her!"

Der Archivdiener schwieg, der Vorstand trommelte mit dem Bleistift auf seinem Schreibtisch. „Es bleibt uns nichts anderes übrig, als alle Archivalien, die um jene Zeit benützt und wieder eingelegt worden sind, auszuheben. Denn es ist zu vermuten, daß dieser Akt versehentlich einem andern Akt beigebunden wurde. Also bringen Sie mir die Zettel über die im März vorigen Jahres wieder eingelegten Akten."

Der Archivdiener verschwand und kam nach kurzer Zeit mit einem wohlverschnürten, ziemlich umfangreichen Päckchen Oktavzettel zurück. „Im März vor einem Jahr ist der Archivbenützer aus Regensburg dagewesen, der wo die vielen Schwandorfer Akten durchgesehen und das halbe Archiv umeinander gekehrt hat," berichtete er.

„Aha! Ich erinnere mich. Um so mehr ist zu vermuten, daß damals ein zurückkommender Akt versehentlich —"

„So was passiert doch mir nit!" brummte der Amtsdiener.

„Na, na!" lachte der Archivar und blätterte in dem Zettelpaket. „Ich schätze, es sind damals im März über hundert Schwandorfer Akten eingelegt worden. Einem dieser Akten ist der gesuchte Akt beigebunden worden — das steht mir jetzt außer allem Zweifel. Ziehen Sie sich warm an, wir gehen in die Gewölbe und suchen, bis wir ihn gefunden haben."

„Bei der Kälte wollen der Herr Archivar —?" wagte der Amtsdiener zu bemerken.

„Wir suchen, bis wir blau werden!" entschied der Vorstand. „Wenn Sie aber vielleicht mit einem Katarrh behaftet sind, dann bleiben Sie in der warmen Stube, und ich suche allein."

Der Amtsdiener beeilte sich zu beteuern, daß er keineswegs mit Katarrh behaftet sei. Und so zogen die beiden Männer wohlvermummt über die Straße in die Gewölbe des Nachbargebäudes auf die Jagd. —

Es war keine kleine Arbeit, dieses Suchen in den verschiedensten, auf etwa sechs Säle verteilten Beständen. Wie die Eichhörnchen kletterten die beiden Beamten die hohen Leitern auf und ab und stemmten, wie Athleten ihre eisernen Kugeln, die schweren Aktenfaszikel. Immer steifer wurden die Finger, während sie die Stricke lösten, die im März vor einem Jahre eingelegten Akten hervorsuchten und die Faszikel wieder verschnürten.

Der Mittag kam. Glockentöne fluteten über die Stadt, und der Amtsdiener erlaubte sich ein respektvolles Räuspern — worauf die beiden Jäger ihren Pirschgang unterbrachen. Aber um zwei Uhr begann die Jagd aufs neue, und endlich, als die Dämmerung des Winternachmittags schon beinahe das Lesen verbot, rief der Archivar triumphierend: „Da ist er untergebunden! Sehen Sie? Stiftungen zur Lateinschule in Schwandorf 1607 — und hier: Baufallwendung an der Kirche zu H. 1582—1583."

„Nur drei Produkt'!" murrte der Diener.

„Jawohl, nur drei Produkt', die vielleicht die entscheidenden Aufschlüsse enthalten," spottete der Archivar und blätterte in dem andern, umfangreichen Akte.

„Bin ich froh!" seufzte der Diener.

„Holla — was steckt denn da?" rief der alte Herr plötzlich und trat mit dem Akte ans Fenster. „‚Copia Testamenti Joannis ab Moos, 1607. Item 20 Gulden zur Schuel in Schwandorf gestifftet — — — Item meine beeden Söhne Hans Adam und —.' I, da soll doch! Verschnüren Sie den Faszikel; den Akt nehme ich mit."

*

Als der Major am nächsten Tage ins Archiv kam, ging ihm der Archivar bis auf den Vorplatz entgegen, öffnete die Türe zu seiner Stube und sagte mit einer tiefen Verbeugung: „Ich habe die Ehre, den Herrn Landsassen von und auf Moos zu begrüßen, und bitte um Fortdauer seiner wohlgeneigten Gesinnung."

Der Major lachte: „Warum so feierlich, Herr Archivar?"

„von und auf Moos —!" wiederholte der Archivar. „Und weil es nur noch wenige oberpfälzische Uradelsgeschlechter gibt, fühle ich mich als Vorstand dieses Archives zu ganz besonderer Höflichkeit verpflichtet."

Der Major stutzte: „Haben Sie vielleicht etwas gefunden?"

Da hob der Archivar ein vergilbtes Schriftstück von seinem Schreibtische: „Nehmen Sie Platz, Herr Major — für alle Fälle nehmen Sie Platz und setzen Sie sich recht fest!"

Der Major ließ sich in den Lehnstuhl sinken.

„So — sitzen Sie? Die Einleitung können wir uns füglich schenken. Es ist ein Notariatsinstrument über ein Testament vom 7. März 1607. Was für Sie von einiger Wichtigkeit sein dürfte, ist dieses: ‚Ich Johannes von Moos auf Moos bestimme und setze fest, das Landsassengut Moos und seine Wälder, Felder, Wiesen, Weiher, Weiden, besucht und unbesucht, sollen zu gesamter Hand besitzen meine beeden Söhne Hans Adam und Georg Titus von Moos — — —!'"

„Viktoria!" rief der Major, sprang auf und griff mit zitternder Hand nach dem Schriftstück. „Wie soll ich Ihnen das — jemals vergelten?"

„Hab' ich doch selber eine diebische Freude daran", sagte der Archivar und legte das Testament in die Hände des Benützers.

*

Das war ein Wintertag! Der Schnee knirschte und krachte, pfiff und schrie unter den Sohlen der Menschen und unter

den Rädern der Wagen. Dampfwolken stiegen aus den Nüstern der Rosse, und die Glöcklein an den Geschirren läuteten melodisch die Straßen entlang. Alles leuchtete und funkelte im Sonnenscheine, und zwischen den beschneiten Dächern schaute der blaßblaue Himmel herab. Auf den Gesimsen lagen weiße Polster, die Heiligenstatuen an den Häusern hatten weiße Häubchen auf. Jubelnd glitten die Schulkinder auf blanken Schleifen in langen Reihen hintereinander; fröstelnd, mit wollenen Tüchern um den Hals, mit Fäustlingen über den Händen, standen die Bauern auf dem Marktplatze bei ihren Christbäumen und trippelten von einem Fuß auf den andern.

Zwölf Uhr schlug's auf St. Martins Turm. Seine Glocke dröhnte durch den Mittagsrauch der Kamine zu St. Georg hinüber, und St. Georg gab kräftig Antwort darauf; friedlich mischte sich die lutherische Glocke in das ganz undogmatische Zwiegespräch. Da wollte St. Nikolaus auch nicht zurückbleiben und fuhr mit Schalle darein. Die Töne wogten ineinander und verklangen an den Hängen des Mariahilfberges. Und die Straßen wimmelten von Arbeitern, beides, der Hände und des Kopfes, die alle ein und dasselbe Ziel hatten, — die dampfende Suppe auf dem gedeckten Tische.

Es war wie damals, an jenem Spätherbsttage: der Major ging die Regierungsgasse hinunter und durch die Georgenstraße zum Bahnhof hinaus. Aber wie ging er heute dahin! Anders als damals. Durch diese Gassen waren einst jahrhundertelang seine Vorväter geklirrt, in diesem Regierungsgebäude hatte Georg Titus von Moos dem kurfürstlichen Kommissär sein stolzes Nein entgegengeschleudert. Vielleicht an ebensolchem Wintertage. Und über seinem Haupte hatte wohl dieselbe Glocke von St. Martin geklungen und Ja und Amen zu seinem Entschlusse gesagt. Wie lautete doch Liselores Klage immer wieder? — ‚Fremdlinge in einem fremden

Lande!' Nein, von nun an keine Fremdlinge mehr, sondern Einheimische, wie vielleicht kaum eines der ältesten Bürgergeschlechter dieser Stadt, aus der Fremde zurückgekehrt nach langer, langer Zeit, und — seltsam, über die Maßen seltsam! — in dasselbe alte Nest, aus dem einstmals der eiserne Wille des Kurfürsten den Ahnherrn mit Weib und Kind verjagt hatte.

Heimgekehrt!

Wie oft war er um diese Mittagszeit aus der Stadt zu seinem Wohnsitze hinausgefahren — wieder um eine Hoffnung ärmer. Heute aber! Wie freute er sich auf den Anblick des hohen Walmdaches, auf den grauen Bau mit den vier Turmresten! Sein Haus, das Haus seines Geschlechtes!

Und da stand es auch schon unter dem klaren Winterhimmel vor den verschneiten Hütten des Dörfleins, und der Rauch stieg lotrecht in die unbewegte Luft empor. Der Rauch von seinem Herde; von dem vielhundertjährigen Heimwesen derer von Moos! —

Der Zug hielt. Mit federnden Schritten ging der Major vom Bahnhäuschen hinüber.

Es war wie damals, nur daß die Linde ihre mächtigen Äste unbelaubt gen Himmel reckte, und daß auf der Bank nicht eine gelbe Blätterdecke, sondern ein dickes Schneepolster lag.

Deshalb wartete auch heute der Postbote nicht sitzend, sondern stehend auf den Herrn.

„Etwas Eingeschriebenes, Herr Major."

„Sehr gut. Kommen Sie nur gleich mit und holen Sie sich Ihren Schnaps!"

„Der wird mir heut wohl tun, Herr Major. Ich bin halt so grob und geh' mit."

Er bekam seinen Schnaps wie damals und der Major begab sich mit dem Eingeschriebenen in seine behaglich durchwärmte Studierstube. Es war alles wie damals —.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Vater — bitte zu Tisch!"

Keine Antwort.

Noch einmal: „Vater, bitte zu Tisch!"

Es rührte sich nichts in der Stube.

Liselore wartete geduldig. Sie stülpte einen Teller über die Suppenschüssel und griff nach dem ‚Tagblatt' das der Postbote gebracht hatte.

Franzi, die Magd, trug das Fleisch und das Gemüse auf und murrte: „Hat der Herr Major ebba heut noch nit genug studiert? Muß denn alles schneekalt werden?"

Liselore sprang auf und ging über den Korridor.

„Lieber, lieber Vater, was ist denn heute —?" Mit dir, wollte sie sagen; aber entsetzt blieb sie auf der Schwelle stehen.

„Vater — um Gotteswillen — du bist krank?"

Sie eilte an den Schreibtisch.

„Ich bin nicht krank —!" brachte der totenbleiche Mann mit stockender Stimme heraus. „Ich, ich bin nicht krank", wiederholte er. „Aber — du arme, arme Liselore!" Und damit lehnte er sich völlig erschöpft im Lehnstuhl zurück.

„Ich —? Du träumst, Vater. Was soll denn mit mir sein? Ich bin doch frisch und gesund. Und du bist auch nicht krank, gottlob nicht!" Sie sank neben dem Zusammengebrochenen auf die Kniee und streichelte seine kalten Hände: „Gelt, nicht krank, lieber, lieber Vater? Oh, wie bin ich erschrocken!"

Er hob die Augenlider und sah sie hilflos an: „Du armes, armes Kind!"

„Aber so erkläre mir doch, liebster, bester Vater, ich verstehe dich nicht!"

Seine Linke tastete nach dem Geschäftsbrief. „Da, lies!"

Sie lag noch immer auf den Knieen, und ihre Linke streichelte seine Rechte, während sie Zeile für Zeile las.

„Also doch!" murmelte sie.

„Also doch!“ ächzte er. „Oh, ich Tor! Gewarnt und trotzdem ins Verderben gerannt!“

Sie erhob sich, legte den Brief auf den Tisch zurück und versuchte zu lächeln.

„Lieber Vater, es ist ja nur Geldesverlust. Wie bin ich glücklich, daß du nicht krank bist!“

Er schob sie zur Seite und stand schwerfällig auf: „Liselore, ich hatte unser ganzes Vermögen, auch dein Muttergut, bei deinem unseligen Onkel stehen, wie es auch schon auf der Bank deines Großvaters gelegen war. Und jetzt sind wir Bettler.“

Er begann mit schleppenden Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Bettler? Lieber, guter Vater — wie magst du nur so reden! Ich verstehe ja kaum, was das alles bedeuten soll. Aber deine Pension kann dir doch nicht verloren gehen?“

„Meine Pension! Jawohl, meine Pension!“ rief er bitter und blieb stehen. „Die haben wir freilich. Diese große Pension eines Majors. Wir werden also nicht verhungern — wenigstens nicht sogleich. Aber was dann, wenn ich die Augen schließe?“

Er begann wieder auf und ab zu gehen. „O ich Tor!“

Es pochte heftig, und Franzi streckte das Kopftuch herein. „Wollen jetzt die Herrschaften heut noch zu Mittag essen oder nit?“

Liselore glitt zur Türe: „Bitte, Franzi, stell es warm, Vater hat eine traurige Nachricht erhalten.“

Das Kopftuch zog sich zurück.

„Was dann, wenn ich heute die Augen schließe?“ wiederholte der Major.

„Vater, ich habe dich nie nach unserm Vermögen gefragt. Ich weiß nur, daß du mir damals das Kommißvermögen mitgegeben hättest. Wieviel hast du verloren?“

„Soviel, daß du auch nach meinem Tode behaglich gelebt hättest, — rund Einhundertfünfzigtausend. Ich Tor!“

„Vater!“ Sie ging zu ihm, legte den Arm auf seine Schulter und streichelte seine Wangen. „Es ist ja nur Geld, weiter nichts. Und denke doch nicht immer an mich. Die Hauptsache ist, daß du es dir nicht so sehr zu Herzen nimmst, daß du gesund bleibst. Dann kann alles wieder gut werden. Wir müssen doch nähere Nachrichten abwarten —. Ich habe ja keine Erfahrung in Geschäften, aber so etwas stellt sich oft zuletzt ganz anders heraus —.“

„Der Schurke!“ ächzte der alte Herr. „Eine Million hätte ich ihm blindlings anvertraut, diesem Sohn eines Ehrenmannes, den ich auch für einen Ehrenmann hielt! Und nun hat er mit meinem offenen Depot spekuliert.“

Sie ging hinaus und kehrte mit einem Glas Wein und einem Tellerchen voll Weihnachtsbackwerk zurück, stellte Glas und Teller auf den Schreibtisch, hängte sich an den Arm ihres Vaters und bat flehend: „Nimm einen Schluck und einen Bissen! Das wird dich stärken.“

Widerwillig ließ er sich zu seinem Lehnstuhl ziehen und nahm einen Schluck.

„Liselore, wie kann ich vor dir bestehen? Und zu dem allen habe ich dich wider deinen Willen in das fremde Land, in das Unglücksnest geschleppt.“

„Liebster Vater, das ist nicht wahr, ich bin freiwillig mit dir gegangen, es ist mein eigenster Entschluß gewesen.“

„In meiner verfluchten Selbstsucht habe ich dich hierher geschleppt, und du bist als die allzeit Gehorsame mit mir gegangen,“ wiederholte er störrisch. „Und wenn ich heute —“

„Ich bitte dich dringend, sprich es nicht wieder aus!“ rief sie. „Wenn du nicht um deinetwillen zu einer ruhigen Betrachtung kommen willst, so mußt du es um meinetwillen tun. Bitte, nimm noch einen Schluck! So. Und jetzt einen Bissen! — Vater —!“ Sie stemmte die geballten Hände auf die Tischplatte und sah liebevoll auf ihn herunter: „Jetzt

rufe ich selbst den Ahnherrn Georg Titus auf den Plan. Mag man ihn von hier oder von einem andern Orte vertrieben haben —"

„Er ist von hier vertrieben worden", brachte er mühsam hervor. „Heute vormittag hat mir der Archivar die entscheidende Urkunde gezeigt."

„Ei, du armer, armer Vater, gerade heute! Aber um so mehr darf ich ihn zu Hilfe rufen: Was ist unser Schicksal an dem seinigen gemessen? Glaubst du nicht auch, er wäre ganz gerne mit einer Majorspension in Moos sitzen geblieben? Vater, lieber Vater, — nicht so trübselig vor dich hinstarren — auf!"

Sie versuchte zu lächeln, nur wollte es ihr nicht recht gelingen.

Er aber saß gebrochen in seinem Stuhle und sagte mit dumpfer Stimme: „Das verwinde ich nicht. Was wird aus dir, wenn ich heute —?"

„Könntest du dich nicht entschließen, mit mir zu kommen und wenigstens einen Löffel Suppe zu nehmen?"

„Liebes Kind, ich bitte dich, laß mich jetzt stille sitzen. Mir ist, als hätte ich Blei in den Beinen." Er legte die Arme auf den Tisch und vergrub seinen Kopf darein.

Liselore ging allein hinüber.

„Der Vater kann nicht essen, er ist unwohl," sagte sie der Magd, als diese die Suppe wieder hereinbrachte. „Aber ich will essen — ich will!"

„Wie siehst denn du aus?" rief Franzi entsetzt. „Was ist denn los?"

„O Franzi —! Warte nur ein wenig, ich will dir alles erzählen, wenn ich erst selbst klarer sehe. O Franzi, es ist ein schweres Unglück über uns gekommen. Aber die schwerste Sorge macht mir jetzt der Vater. Paß auf, es wird wieder wie vor zwei Jahren!"

Die alte Magd war neben sie getreten und fuhr mit den rauhen Fingern liebkosend über ihren Scheitel. „Nit weinen, Liselorl, nit weinen! Was soll denn wieder werden wie vor zwei Jahr?"

„Eine böse Nachricht hat ihn wie ein Blitz getroffen. Und denk an mich, er wird nun wieder nicht aus dem Hause gehen, wird immer in einer Ecke sitzen und vor sich hinbrüten, und Gott weiß, was zuletzt daraus entsteht. Franzi, ich habe Angst, unsagbare Angst. Du hast ja damals auch alles mit mir durchgemacht, du weißt es."

„Freilich, freilich," nickte die Magd und streichelte ihre Wange. „Wir haben's durchgemacht, wir sind durchgekommen, und es ist alles wieder gut worden — gelt? Aber jetzt mußt du essen. Gelt? Essen und Trinken — du weißt ja."

„Gewiß, ich will essen — ich will!"

Sie raffte sich zusammen und aß Löffel um Löffel von der Suppe, die ihr die Magd auf den Teller geschöpft hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend kam der Major in die Küche und gab Franzi einige Briefe zu besorgen. Dann ging er ins Eßzimmer und würgte schweigend ein paar Bissen hinunter. Aber sogleich nach dem Essen zog er sich wieder in sein Zimmer zurück. Und bis nach Mitternacht hörte Liselore, die mit brennenden Augen in ihrem Bette lag, da drunten den Schritt des rastlos auf und ab gehenden Vaters.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie wußte nicht, wie lange sie geschlafen hatte, tief und traumlos geschlafen. Plötzlich aber schreckte sie empor.

Es war ganz stille, und der klare Mondenschein erfüllte ihre Stube; auf dem Fußboden lag der Schatten von Fensterkreuz und Fensterrahmen.

Sie richtete sich auf und griff nach ihrer Taschenuhr. Es war vier Uhr.

Sie legte sich zurück, faltete die Hände unter der Brust und starrte zur Decke empor.

Und jetzt, in dieser Einsamkeit, jetzt, wo sie nur noch das Klopfen ihres Pulses vernahm, jetzt krochen auch die Gedanken der Einsamkeit auf sie herein.

Aber nicht die guten Gedanken von gestern, die liebevollen, die sich nur dem andern, dem Hilfsbedürftigen, entgegenstreckten, die barmherzigen Gedanken, die Öl und Wein in des Nächsten Wunde zu träufeln bemüht waren, — sondern böse Gedanken, die sich aufbäumten gegen das Schicksal und unbarmherzig auf die Suche gingen nach der Schuld des Nächsten.

Entsetzlich! Da saßen sie nun, die Nachkommen jener Vertriebenen, wieder in dem Unglückshause, einzig und allein hierhergekommen, damit sich das Trauerspiel an ihnen wiederhole. Jawohl, das ganze Trauerspiel von damals. Wie oft hatte der Vater von der Bank unter der Linde auf Brücke und Tor hinüber gedeutet: ‚Liselore, ich sehe es, als wäre ich dabei gewesen. Der Fuhrmannswagen mit den Habseligkeiten ist schon abgefahren. Jetzt hält der Reisewagen mit dem Plandache vor der Brücke, und jetzt kommt Georg Titus — ich weiß ganz gewiß, daß er es war! — aus dem Hofe und stützt sein Weib, und neben ihnen geht der Knabe mit der Magd. Der Alte wendet sich noch einmal um und blickt lange auf das Wappen über dem Tor. Dann hilft er seinem Weibe unter das Tuch, der Knabe klettert selbst hinauf. Liselore, dieser Georg Titus ist ein ganzer Mann gewesen!‘

Sie hatte damals nichts gesehen, gar nichts. Ihr waren die Gestalten, von denen der Vater träumte, Schatten gewesen, nichts als Schatten. Aber jetzt auf einmal bekamen diese Schatten Fleisch und Blut. Jetzt ging ihr das Verständnis auf; jetzt ward ihr eine Ahnung davon, was es heiße, aus der warmen Sicherheit in die kalte Ungewiß-

heit, vom festen Boden des Besitzes in das Nichts hinaus zu müssen.

Der Vater hatte ja recht. Es konnte über Nacht geschehen, daß er die Augen schloß. Und was würde dann aus ihr? Dann hieß es auch, das Bündel schnüren und die alten Mauern verlassen, in denen sie nichts zu nagen und zu beißen hätte. Dann würde sie den Hausrat verkaufen, und leer und verödet wie einstmals stünde das Schlößchen.

Vor ihr stand eine düstere Gestalt und zerrte ihre Gedanken von Tiefe zu Tiefe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

O Phantasie, Phantasie, du Wesen mit dem rätselhaften Angesicht! Sind es Begnadete, sind es Gezeichnete, an deren Wiege du gestanden bist? Hast du gesegnet, hast du geflucht, als du dich leise über das Bettlein beugtest und sprachst: ich will dich geleiten —? Du berührst mit deinem Stab den Sandhaufen des spielenden Kindes, und er wird zum Gebirge; du hauchst über die tote Puppe, und sie wird zum lebendigen Säugling. Du läßt dich nieder in einer verwilderten Gartenecke und verzauberst die Büsche zum Urwald; du setzest ein altes Wiegenpferd in Bewegung und es jagt als schnaubendes Roß in die Schlacht. Aber du wächst mit dem wachsenden Kinde, und wenn es die ersten Schritte hinaus tut, entführst du sogleich auch sein Begehren bis dorthin, wo der blauduftige Wald in den Himmel hineinragt. Du wächst mit dem Wachsenden. Sind es Begnadete, sind es Gezeichnete, die du erkoren hast? Bist du ein Unhold oder bist du eine Göttin? — Du kannst beides sein, du Doppelwesen mit dem wechselnden Antlitz. Du schlägst die Flügel um deine Kinder und trägst sie schwebend über blumige Gefilde. Das Enge wird weit, und silberne Wölklein locken von Ferne zu Ferne. Der gelbleuchtende Stern der Wiese entfaltet sich zur flammenden Sonnenblume, und als köst-

liches Geschmeide funkelt der Tau des Morgens auf dem zitternden Gras. Dann aber schlägst du wieder mit ehernen Flügeln auf dein Opfer und treibst es in Wüsten. Dein heißer Atem fährt über sein Haupt, und seine Säfte vertrocknen. Dein sanfter Zauberstab wird zur Geißel und peitscht seinen Rücken. Aus allen Vergangenheiten rufst du deine Dämonen. Wegversperrende Gräben vertiefen sich zu Abgründen, Wildbäche werden zu reißenden Strömen, Hügel türmen sich zu Gebirgen, und Gewitter flammen auf zu Jüngsten Gerichten. Und im wilden, öden Tale lässest du endlich von dem Gefolterten und übergibst ihn hohnlachend deinem Vetter, dem Wahnsinn.

Wehe dem, an dessen Wiege du als die einzige Patin gestanden bist! Wehe dem von dir Begnadeten, von dir Gezeichneten, der sich nur deiner Führung überläßt und nicht beizeiten anruft deinen Widerpart, den eisernen Willen!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn der Vater die Augen schloß, was wurde aus ihr?

Was war sie denn? Was hatte sie gelernt? Womit wollte sie sich im Kampfe ums tägliche Brot behaupten?

Sie mußte dienen! Jawohl, dienen; da konnte kein Zweifel bestehen.

Aber womit wollte sie denn dienen? Mit dem bißchen Latein und Griechisch, Französisch und Englisch?

Mit ihren Kenntnissen im Haushalt? Die waren gering genug. Da stand die alte Magd um vieles fester auf den Füßen.

Und überhaupt — dienen! Sie, die stolze Liselore Titus, sollte sich in Abhängigkeit begeben, den Launen einer Fremden unterwerfen?

Und dann — wenn sie sich auch mit zusammengebissenen Zähnen hindurchgerungen hätte, — worauf war denn ihr ganzes Dasein fortan gegründet? Einzig und allein auf ihre Gesundheit.

Ihre Gesundheit war gut; das konnte sie nicht leugnen. Aber welche Gewähr bot eine noch so gute Gesundheit für alle Zukunft?

O Phantasie, Phantasie!

Da lag eines Tages die kranke Liselore, und die langwierige Krankheit hatte all ihre Ersparnisse aufgezehrt. Vor ihr gähnte das Nichts. Unheilbares Siechtum machte sie unfähig zu jeder Arbeit. Da lag sie einsam und von aller Welt verlassen.

Immer grausamer kreisten ihre Gedanken. Sie warf sich hin und her. Wollte denn der barmherzige Schlaf nicht mehr kommen, ihr die wilden Gedanken zu bannen, die klopfenden Pulse zu beruhigen, süßes Vergessen herbeizuzaubern?

O Phantasie, Phantasie!

In alle Tiefen trieb sie der Flügelschlag des Unholds, und sein heißer Atem flüsterte über ihr: ‚Liselore Titus, wo bist du denn heimatberechtigt? Hierzulande gewiß nicht. Wo steht denn das Armenhaus, das dich aufnehmen müßte, wenn du, gebrochen vom Kampf ums Dasein, am Wegrande lägest?‘

O Phantasie, Phantasie!

Da gibt's alte, sehr alte Häuser, in denen wird alles Gebrochene, Kraftlose, Untüchtige gesammelt und numeriert. Da gibt's Bettstellen, in denen schon Zahllose dem Ende entgegengeseufzt, entgegengebetet, entgegengeflucht haben. Menschenkehricht, zu nichts mehr nütze, als daß man ihn hinausfahre und einscharre in die allerbarmende Erde.

Ihre Augen weiteten sich, und sie sah die Kreidestriche in dem verödeten Schlosse, und in ihren Ohren tönte das Ächzen der Kranken auf ihrem verlassenen Lager.

Ei, und warum denn nicht? Bist du denn aus besserem Stoffe wie jene Armseligen zwischen den Kreidestrichen unter verwüsteter Pracht? Zufällig als ‚höhere Tochter‘ geboren, zufällig bis heute in behaglichen Verhältnissen gewesen, freundlich vorbeigeführt an den Abgründen des Lebens — zufällig

alles, was du bist, was du hast. Und welche Gewähr auf Bestand ist vorhanden, warum könntest du nicht ebensogut dort landen, wo schon so viele gestrandet sind vor dir?

Aber Torheit! Nein, sie wollte nicht mehr denken. Sie wollte nicht, sie wollte, wollte nicht!

Das Fensterkreuz auf dem Fußboden war weiter gewandert. Die Taschenuhr zeigte die fünfte Stunde.

Liselore erhob sich, machte Licht und ging an ihr Büchergestell. Unschlüssig leuchtete sie alle die vielen Titel entlang, aber sie sah nichts, was ihrem Elend entsprach.

Endlich an letzter Stelle im untersten Fach —! Schon hatte sie den Band zur Hälfte hervorgezogen. Aber nein! Zornig stieß ihre Hand das dicke Buch zurück, und seufzend erhob sie sich von den Knieen.

Unschlüssig stand sie und leuchtete von neuem die vielen Titel entlang.

Nichts, gar nichts.

Sie glitt zurück an ihr Lager und löschte das Licht.

Aber horch — was war das? Kein Zweifel. Da drunten in seiner Studierstube ging der Vater auf und ab, auf und ab wie vor wenigen Stunden, ruhelos, rastlos.

War er schon wieder aufgestanden und hatte nach seiner Gewohnheit sogleich die Stiefel angezogen — oder war er überhaupt nicht zur Ruhe gegangen?

Sie schlüpfte in die Kleider, und alle bösen Gedanken waren verflogen. Ein uraltes, einstmals bewußtlos gelerntes Wort stieg ihr empor und erschreckte sie tief. Das hieß: ‚Aus dem Herzen kommen arge Gedanken —!‘

Gottlob, sie dachte jetzt nur noch an ihren Vater. Und sie wollte nur noch an ihn denken. Sie w o l l t e!

Leise ging sie ans Fenster, öffnete und blickte hinaus. Kein Lichtschein fiel aus der Stube da drunten. In geheimnisvolle Ferne aber dehnte sich in der blinkenden Frost-

nacht die Landschaft, und glührot neigte sich der Mond im Dunste dieser Ferne zum Untergang.

Sie lief über die knarrenden Treppen hinab.

„Liselore —!" Die Magd kam vom Ende des Ganges „Recht, daß du da bist. Grad hab' ich dich wecken wollen."

„So hast du's auch gehört?"

„Bis um zwei Uhr ist der Herr Major auf und ab gegangen."

„Und ich habe schlafen können!"

„Dann muß er eingeschlafen sein; aber aus seiner Studierstub' ist er nicht gekommen die ganze Nacht. Sein Bett ist, wie ich's gestern gemacht hab'."

Liselore klopfte leise an die Türe. Der Mann da drinnen ging auf und ab und wollte nicht hören.

Liselore versuchte zu öffnen. Die Türe war verschlossen.

„Vater, lieber Vater, ich bitte dich, laß mich herein."

Die Schritte kamen zur Türe.

„Bitte, bitte, lieber Vater, ich bin so sehr in Sorge!"

„Aber Kind, laß mich doch in Ruhe! Es ist gar kein Grund zur Besorgnis!"

„Möchtest du nicht lieber noch schlafen gehen, lieber Vater?"

Er stampfte. „Laß mich doch! Ich muß mir nun alles zurechtlegen."

Und wieder begann er auf und ab zu gehen — auf und ab, auf und ab.

Sie wartete noch lange Zeit mit gefalteten Händen an der verschlossenen Türe. Da schlich die Magd herzu, ergriff sie beim Arme, zog sie die Treppe hinauf, half ihr beim Auskleiden und setzte sich auf den Stuhl neben das Bett.

„Jetzt schlaf wenigstens du!" bat sie mit rauher Zärtlichkeit und streichelte ihre kalte Hand.

„O Franzi, Franzi, paß auf, es wird arg!"

„Warten wir lieber, bis es wirklich so arg ist. Jetzt schlaf!"
„Ich kann nicht schlafen, mir ist so angst."

Die Magd seufzte tief auf. Nach einer Weile sagte sie: „Es ist und bleibt ein Kreuz! Du kannst halt nit betten."

Liselore schüttelte heftig den Kopf.

„So muß ich betten — für dich", murrte die Magd, ließ ihre Hand fahren und sank auf die Kniee:

„O du heilige Mutter Gottes, da schau doch her zu uns aus deinen himmlischen Höhen! Es ist auf uns hereingekommen ein schmerzhaftes Leid. Du weißt es, was Schmerzen sind, die durch das Herz gehen wie brennende Schwerter. Heilige Mutter Gottes, bitt du für uns! Schau her, da ist der Herr Major. Du weißt es ja, was er für ein Herr ist, wenn er auch nichts von dir wissen will. Heilige Mutter Gottes, bitt du für ihn bei deinem lieben Sohn, dann wird alles noch gut. Solang ich bei ihm dien', hat er mir noch kein unrechtes Wort 'geben, das weißt du doch alles. Und schau her, wenn du ihm nit hilfst, dann wird er uns krank. Heilige Mutter Gottes, hochgelobet in Ewigkeit, gedenk du an deine Schmerzen, die du gelitten hast, und hilf uns in unsern kleinen Schmerzen bei deinem lieben Sohn, hochgelobet in Ewigkeit, Amen. Vater unser, der du bist in dem Himmel —".

Liselore lag still in ihren Kissen, und die Tränen flossen ihr über die Wangen. Wie ein Kind lag sie und lauschte auf das rührende Gebet der alten Magd. Und als diese nun anhub — „Vater unser —", da bewegten sich auch ihre Lippen unhörbar. —

Die Magd hatte das Vaterunser dreimal gebetet. Jetzt erhob sie sich, strich mit rauher Hand über die Wange ihres Lieblings und ging leise hinaus.

14. Weihnachtstage

Sechs Tage waren gekommen und waren gegangen. Sechs kurze Tage und sechs lange Nächte.

Vom grauen, niedern Himmel fiel der Schnee in feinem Geriesel. Auf den Fenstersimsen lagen dicke, weiße Polster. In der kahlen Linde krächzten die Raben. Aus den Kaminen des eingeschneiten Dörfleins stieg der mittägige Rauch und kämpfte erfolglos gegen den fallenden Schnee.

Mit gefalteten Händen stand Liselore am Schreibtisch neben ihrem Vater: „Kannst du denn gar nicht aus deinen Gedanken heraus?" fragte sie flehend.

Er antwortete nicht und starrte vor sich hin.

„Darf ich dir dein Rasierzeug bringen? Du hast es seit acht Tagen nicht mehr gebraucht."

„Wozu denn?" kam die Antwort mühsam zurück.

„Es ist heute heiliger Abend, lieber Vater."

„Und ich habe gar nichts für dich!" rief er mit kläglicher Stimme.

„Ich will ja nur dich!" sagte sie. „O bitte, bitte, mach dich recht fein — du hast auch keinen Hemdkragen an, weißt du das? — Dann feiern wir den heiligen Abend. Darf ich das Bäumchen schmücken — darf ich? O Vater, wie wäre das schön!"

„Laß mich! Weihnachtskerzen — ich könnte ihren Glanz nicht ertragen. Aber eines möchte ich wohl — es muß mit dem Archivar eine Verbindung hergestellt werden."

„Du willst wieder ins Archiv?" sagte sie mit verhaltener Freude. „Nur schade, daß die Feiertage vor der Türe stehen."

„Wer sagt dir, daß ich ins Archiv will? Was habe ich noch im Archiv zu suchen? Nein — aber du mußt hineinfahren und mir einen großen Gefallen erweisen."

„Jeden, jeden!“ rief sie.

„O gelt, ich habe es ja gewußt. Du bist ein gutes Kind. Aber es wird ein saurer Gang für dich werden.“

„Zu dem freundlichen alten Herrn? Vater, du scherzest.“

Er stöhnte und sagte lange nichts. Dann war es, als raffte er sich zusammen. „Ich habe nämlich etwas auf dem Gewissen. Das drückt mich unsagbar. Schändlich —: mache ich da vor ein paar Monaten Auszüge aus einem sehr interessanten Akte, habe daneben ein Gläschen mit roter Tinte stehen, stoße unvorsichtigerweise daran und schütte die Tinte über einen Teil des Aktes. Anstatt nun mein Ungeschick dem Archivar sogleich zu bekennen, trockne ich den Schaden, so gut ich's vermag, mit Löschblättern und gebe das kostbare Archivale wohlgeborgen in einem Aktenstoß zurück. Solch eine Feigheit!“

„Vater — ist das alles?“

„Mir genügt es.“

„Glaubst du, daß der Schaden wirklich so groß ist?“

„Ob groß, ob klein. Dieser rote Flecken ist ein Flecken auf meiner Ehre.“

Sie blickte angstvoll auf sein bleiches, eingefallenes Gesicht. „Vater, ist es das, worüber du nun immer grübelst?“

„Das andere natürlich auch. Jetzt aber macht mir vor allem dieses zu schaffen. Und ich sehe schon — der Gang wird dir zu sauer.“

Sie lächelte traurig und zog ihre Taschenuhr: „Es ist noch Zeit, ich erreiche den Zug. Ich spreche ohne Aufschub mit dem Archivar, darauf kannst du dich verlassen. Und wenn ich ihn in seiner Wohnung aufsuchen müßte.“

„Daß mir aber niemand außer ihm von der schändlichen Geschichte erfährt! — Hörst du?“

„Ich werde alles in deinem Sinne besorgen.“

*

Eine Stunde später saß Liselore in dem tiefen Lederstuhle, dem Archivar gegenüber.

„Also ein Malheur, wie es uns Tintenmenschen immer wieder begegnen kann?" sagte er freundlich. „Nun, wenn es Ihrem lieben Herrn Vater zur Beruhigung dient, will ich sogleich nachsehen. Sie haben die Nummer des Aktes aufgeschrieben?"

Liselore zog ein kleines Notizbuch aus dem Beutel. „Nr. 208 b."

Der Archivar erhob sich und nahm den Schlüsselbund vom Haken.

„Es ist mir peinlich — Sie müssen sich selbst bemühen?"

„Meine Leute haben diesen Nachmittag frei. Es ist ja heiliger Abend. Gedulden Sie sich nur ein wenig. — Ja so, es trifft sich ganz gut, daß Sie zu mir gekommen sind. Ich habe da kürzlich in einem alten Klosterbuch eine hübsche Sage von einem Bildschnitzer gefunden. Hier — Sie sehen, es war schon für Sie bereit gelegt." Er nahm einen Schweinslederband vom Schreibtisch und schlug ihn auf.

Dann ging er, und Liselore las die eingemerkte Stelle. —

Nach einiger Zeit kam er wieder, hängte den Schlüsselbund an seinen Haken, legte den Akt auf den Tisch und begann geschäftsmäßig Stück für Stück des ungehefteten Bündels zu prüfen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte sie ihm. Endlich, in der Mitte des Aktes, fand er ein Schriftstück, das er etwas höher schob. Dann blätterte er weiter, langsam und bedächtig, bis zum letzten Stück.

Kopfschüttelnd schlug er den Akt an der Stelle auseinander, wo das höher geschobene Stück lag, hob es heraus und reichte es seinem Besuche hinüber. „Das ist alles, Fräulein Titus — Sie sehen selbst: ein roter Klecks auf einem unbeschriebenen Blatt."

„Gott sei Dank!" rief Liselore mit einem tiefen Seufzer

„Ich werde also den Akt mitsamt dem Klecks wieder zu den übrigen Akten und hunderttausend Klecksen unseres Archives verstauen lassen, grüße meinen lieben Freund herzlich und wünsche Ihnen beiden recht gesegnete Feiertage.“

„Sie sind so gütig, Herr Archivar,“ flüsterte sie und sah ihn mit großen, traurigen Augen an. „Möchten Sie mir — ich wage ja kaum zu bitten — möchten Sie mir das nicht mit ein paar Zeilen schriftlich geben?“

„Schriftlich? Gleichsam ein amtliches Zeugnis wegen solcher Kleinigkeit?“

„Es ist keine Kleinigkeit,“ hauchte sie. „Mein Vater möchte wähnen, daß ich ihm aus eigener Machtvollkommenheit Beruhigendes sage.“

„Sie erschrecken mich, Fräulein Titus. Ist Ihr Herr Vater —?“

Sie nickte: „Er ist krank.“

Da nahm der Archivar ohne weiteres einen Briefbogen aus der Schublade und schrieb: ‚Verehrter Herr Major. Ich habe auf Ihren Antrag den von Ihnen benützten Akt 208 b einer eingehenden Prüfung unterzogen und beehre mich, Ihnen mitzuteilen, daß der aus einhundertundachtzig Schriftstücken bestehende Faszikel vollkommen in Ordnung ist. Nur auf dem unbeschriebenen Produkte 105 hat sich ein etwa talergroßer, roter Tintenflecken neueren Datums gefunden. Indem ich Ihnen hiemit gerne bezeuge, daß dieser Tintenflecken überhaupt nicht der Rede wert ist, bringe ich den lebhaften Wunsch zum Ausdruck, Sie möchten doch recht bald zu Ihrer Archivarbeit zurückkehren. Sie sind uns nun seit Jahr und Tag ein lieber Gast, und ich darf Ihnen bei dieser Gelegenheit wohl sagen, daß die Sorgfalt, mit der Sie das archivalische Staatsgut je und je behandelt haben, bei uns Archivbeamten geradezu sprichwörtlich geworden ist. Ich habe die Ehre, zu zeichnen als Ihr ganz ergebener usw.‘

„Ist's recht so?"

Liselore las, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Wie ein echter Seelenarzt", sagte sie und gab ihm den Brief zurück.

„So, nun stecken wir ihn ordentlich in einen amtlichen Umschlag — Sie aber, liebes Fräulein Titus — — Sie sehen ja ganz verstört aus! Wollen Sie mir nicht anvertrauen, wie das alles gekommen ist? Aber nicht hierinnen. Wenn es Ihnen recht ist — es schneit nicht mehr — begleiten Sie mich auf meinem Gang um die Stadt."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war schon dunkel, als die beiden durch das Ziegeltor zum Bahnhof gingen. Hinter den Fenstern brannten da und dort die Christbäume.

„Also Kopf hoch, Fräulein Titus, und morgen veranlasse ich einen Besuch des Arztes. Er ist ein vortrefflicher Praktikus, an dem Sie für alle Fälle eine Stütze haben werden. Er ist auch Eisenhuts bewährter Hausarzt. — Und nun etwas ganz anderes: haben Sie die zehn oder zwanzig Zeilen in dem alten Klosterbuch gelesen?"

„Gewiß."

„Nicht wahr, eine feine Sage? Mir will dünken, so ganz nach Ihrem Geschmack. Das Buch enthält, wie Sie wohl gesehen haben, eine Geschichte des Klosters, des Schauplatzes der Sage, manches über die Verfassung des Ordens und besonders über den Verfall der Klosterschule. Ich könnte einschlägige Literatur beschaffen. Was meinen Sie — wäre das nicht ein Stoff, wert liebevoller Bearbeitung?"

„Wem sagen Sie das, Herr Archivar?"

„Ihnen, Fräulein Titus! Und Gott segne Sie in dieser heiligen Zeit. Doppelt heilig. Denn es sind nicht die Menschen, die Ihnen Leid gebracht haben, es ist nicht ein blindes Fatum, das sich an Ihnen erfüllt — nein, es ist der Ewige, Allgütige selbst, der sich herabläßt, mit Ihnen zu reden."

Er zog den Hut, und sie reichte ihm die Hand: „Ich bin Ihnen unsäglich dankbar, Herr Archivar."

*

Es war am ersten Weihnachtstage gegen drei Uhr, und es war ein echter, rechter Weihnachtstag mit Sonnenschein und blinkendem Schnee.

Jonas Eisenhut ging grüßend durch das Gewimmel der festlich geputzten Menschen die Bahnhofstraße entlang und strebte der Vorstadt zu. Er ging mit gesenktem Haupte, und es war nicht eitel Sonntagsfreude, die aus seinem Antlitz leuchtete.

„Holla — wohin mit der Miene eines Leichenbitters?" rief eine helle Stimme neben ihm, und eine kräftige Hand packte ihn am Arme.

„Leichenbitter?" sagte Eisenhut ein wenig gereizt.

„Wenn's Ihnen lieber ist — mit der Kümmernis eines Mannes, der die ganze scheußliche Weltgeschichte auf dem Buckel tragen muß", lachte der Doktor.

„Daß Sie doch immer spotten müssen!" rief Eisenhut und machte sich frei.

„Lassen Sie mir doch das bißchen Spott; es ist das Salz auf dem kärglichen Kommißbrot meines Daseins," bat der andere gutmütig. „Und Sie wissen doch selbst, es ist nicht so böse gemeint. Aber was treiben Sie denn?"

„Ich besuche den Archivar", sagte Eisenhut, schon wieder besänftigt.

„Dann grüßen Sie mir den alten, prächtigen Herrn. Und Sie können ihm ja gleich sagen, ich bin heute mittag in Moos gewesen."

„In Moos — ist im Schlößchen jemand krank?"

„Der Major."

„Ernstlich?"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Vorderhand läßt sich noch gar nichts sagen."

„Dieser kernhaft gesunde Mann?"

„Ist auch nicht gefeit gegen Krankheit", lautete die trockene Antwort. Dann aber blieb der Arzt plötzlich stehen: „Ist vielleicht ganz gut, daß ich Sie getroffen habe, lieber Freund. Hören Sie — Sie sind ja Hausfreund da draußen. Übrigens — alle Wetter — kein übler Geschmack!"

„Ich muß Sie ernstlich bitten, lieber Doktor, ich bin lediglich mit dem Vater befreundet."

„Aber ich habe meines Wissens auch lediglich von dem Vater gesprochen", sagte der Arzt mit unschuldiger Miene.

Eisenhut biß sich auf die Lippe.

„Und es handelt sich lediglich um den Vater Titus. Er befindet sich nämlich in einem sogenannten ‚Zustand', und aus diesem ‚Zustand' muß er sobald als möglich heraus!"

„Ein Zustand, was ist das?"

„Ein Zustand ist das Ergebnis eines plötzlich hereingebrochenen Unglückes oder auch der widerstandslosen Angst vor drohendem Unheil oder dergleichen mehr — mit einem Worte, ein Zusammenbruch der Nerven. Und ich wiederhole, der Major befindet sich in einem solchen ‚Zustand' und muß möglichst bald wieder aus diesem Zustand heraus. Verstanden? Und dazu — sollen Sie helfen."

„Ich —?"

„Jawohl, Sie! Sind Sie etwa nicht im Nebenamt der patentierte Krankenbesucher unserer Stadt?"

„Schon wieder dieser Spott!"

„Keine Spur von Spott — nein, die ungeheuchelte Hochachtung," beteuerte der Arzt. „Der Major muß aus diesem ‚Zustand' heraus. Und zu diesem Zweck muß er täglich seine zwei, drei Stunden spazieren gehen — nein, nicht gehen, sondern laufen. Dann wird das arme, mit Blut überfüllte Gehirn entlastet und" — nun machte er ein sehr ernstes Gesicht — „dann ist die Hoffnung vorhanden, daß nichts Ärgeres

daraus entsteht. Er wird aber nicht wollen, er wird behaupten, solche Bewegung strenge ihn an, es sei ihm gesünder, wenn er in seinem Lehnstuhl sitze, und was dergleichen Redensarten mehr sind. Hier soll nun Ihre ersprießliche Tätigkeit einsetzen. Sie werden ihn Tag für Tag, bei jedem Wetter, drei Stunden spazieren führen, bis ihm der Schweiß ausbricht."

„Aber der Major hat doch seine Tochter?" warf Eisenhut zögernd ein.

„Die wird ihn niemals aus seiner Höhle bringen. Dazu gehört ein Mann. Und der Mann sind Sie. Ich wüßte gar keinen, der dazu geeigneter wäre. Halb Krankenschwester, halb Seelsorger."

Eisenhut stampfte.

„Nein, nein!" rief der Arzt. „Es war wirklich nicht böse gemeint. Ich bitte Sie doch um etwas, das mir sehr am Herzen liegt. Glauben Sie mir, wenn ich das bißchen Humor nicht besäße — nicht zum Aushalten wär's, so Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr von einem Jammer zum andern laufen müssen. Und wenn es von irgend welchem Eindruck auf einen ohnedies verlorenen Ketzer wäre, dann wollte ich Ihnen alles in allem versichern: Herr Jonas Eisenhut, hier ist Gelegenheit zu einem guten Werk! Verstanden?"

„Ich bin ja schon bereit!" rief Eisenhut gerührt. „Morgen reite ich nach Moos. Aber ich weiß freilich noch gar nicht, ob man dort überhaupt meine Dienste begehrt."

„Einerlei, ob man will oder nicht. Sagen Sie nur, ich habe es angeordnet: Alle Tage, Eisenhut — drei Stunden lang, Punktum. Gott befohlen, und meinen Dank im voraus. Wie steht's mit der Verdauung?"

„Ausgezeichnet, Sie Wundertäter! Ich bin Ihnen zu immerwährendem Danke für Ihre Wohltat verpflichtet."

„Nun also — geben Sie's weiter!"

*

In einem großen Garten vor dem Tore stand das Haus, das der alte Archivar mit seiner Schwester zur Miete bewohnte. Zu ebener Erde hatte die Besitzerin drei Stübchen inne. Eine steile, enge Stiege führte ins obere Stockwerk, das vier Zimmer und eine Küche umfaßte. Ganz oben, unter dem Dache, hatte die Magd ihre geräumige Kammer.

Es war ein echtes Gartenhaus: Im Frühling gebettet in blühende Bäume, umzwitschert von Vögeln, umduftet von Rosen. Im Sommer versunken im undurchdringlichen Grün der Blätter, übersponnen mit Weinlaub. Und an hellen Wintertagen umleuchtet vom blinkenden Schnee.

Die Geräte in der geräumigen Wohnstube stammten aus dem Anfang des Jahrhunderts. So manches mochte ererbt sein. Anderes wieder war bei Gelegenheit mit liebevollem Bedacht und feinem Geschmacke dazu gekauft worden. Nichts Modernes störte das einfache, zierliche Gesamtbild.

Drei Fenster, über Eck nach Westen gelegen, gewährten dem Lichte reichlichen Einlaß, und hinter dem schneebeladenen Gewirre der Äste und Zweige stand, purpurrot aus dem Nebelflor des Spätnachmittages leuchtend, mächtig groß die Scheibe der Sonne.

An den Wänden hingen viele Holzschnitte, alle in gelben polierten Rahmen mit aufgelegten schwarzen Quadraten auf den Ecken, Zeichnungen von Ludwig Richter, Schwind und Rethel. Von der Längswand mit dem steiflehnigen Sofa grüßte Leonardo da Vincis Abendmahl in dem Stahlstich, der Karl dem Vierten von Spanien gewidmet ist.

Vor dem Sofa stand der gedeckte Kaffeetisch mit gutem Porzellan und silbernen Kännchen, Dosen und Körbchen und dazwischen ein japanischer Kasten mit goldumgürteten Weihnachtszigarren.

In einer Ecke glitzerte der deckenhohe Weihnachtsbaum, über und über behängt mit kleinen, goldenen Sternen, be=

steckt mit weißen Lilien, und von Zweig zu Zweig übersponnen mit silbernen Fäden.

Im tiefen Lehnstuhl, auf dem Antritt eines Fensters, saß die gelähmte Schwester des Archivars. Ihre kümmerliche Gestalt war in Kissen gebettet, ihre Hände waren mit einem Strickzeug beschäftigt, und über ihr schneeweißes Haar und ihr kleines, faltiges Antlitz goß die sinkende Sonne einen rosigen Schimmer.

Auf dem Sofa hinter dem Kaffeetisch saßen, in die tiefen Ecken gedrückt, jeder mit Rauchen beschäftigt, der Archivar und sein Gast.

Alles in dieser Stube, sogar die Gelähmte am Fenster, war auf weihnachtliches Behagen gestimmt. Nur der alte Herr in seiner Ecke schnitt ein verdrossenes Gesicht, und die Art und Weise, wie er seine Zigarre achtlos paffend vertilgte, deutete auf mühsam unterdrückte Erregung.

„Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie jetzt auch noch die Glasindustrie des bayerischen Waldes eingehend studieren?" fragte er nach einer längeren Pause.

„Gewiß! Wie Ihnen bekannt ist, war ich jüngst in den Münchener Archiven und auf der Trausnitz ob Landshut und habe allerorten überreichen Stoff zu meiner Arbeit gefunden. Schon die flüchtige Durchsicht und das Verzeichnen der Akten und Urkunden hat mich tagelang beschäftigt. Und jetzt beabsichtige ich, mir alles nach und nach hierher schicken zu lassen, und bitte Sie, wie so oft schon, um Gastfreundschaft in Ihren heiligen Gewölben."

„Und das alles zu welchem Zweck, wenn ich fragen darf?" lautete die fast feindselige Antwort.

Verwundert hob Jonas den Kopf und blickte in die andere Ecke hinüber: „Zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung, wozu denn sonst?"

„Der bayerische Wald gehört aber doch gar nicht mehr zu Ihrem Forschungsgebiet?"

„Sie wissen wie ich, Herr Archivar, daß die Glasindustrie in der alten Oberpfalz von geringer Bedeutung gewesen ist. Demzufolge mußte in meiner Wirtschaftsgeschichte dieses Kapitel äußerst dürftig ausfallen. Die eigentliche Heimat der Glasbläser sind die Landstriche nördlich der Donau, ist der bayerische Wald, der Böhmerwald gewesen. Deshalb muß ich zum Vergleiche unbedingt auch dieses nachbarliche und ursprüngliche Gebiet in den Bereich meiner Forschungen einbeziehen. Schon ein flüchtiger Blick in die Akten hat mir gezeigt, welch fürchterlicher Raubbau dort lange Zeit getrieben wurde, und wie die Wälder auf weite Strecken vor den wandernden Glashütten her in Rauch aufgegangen sind. Das alles ist kulturgeschichtlich von großem Belange, alles, einschließlich der Naturgeschichte der paar Familien, welche die ganze Industrie in Händen hatten, infolge ihres Wohlstandes eine wahre Herrenrolle spielten, gleich den europäischen Fürsten und den altbayerischen Bierbrauern immer wieder ineinander heirateten und in endlosen Gastereien die derben Freuden des Daseins bis auf die Hefe genossen."

Jonas Eisenhut hielt inne und wartete auf freudige Zustimmung. Der alte Herr aber paffte ärgerlich und rief endlich aus einer dicken Wolke heraus: „Und wenn Sie damit fertig sein werden —?"

„Dann werde ich eine fränkische Wirtschaftsgeschichte in Angriff nehmen", lautete die harmlose Antwort.

„Und das alles zu welchem Zweck?" fragte der Archivar zum zweiten Male. Und ohne zu warten, fuhr er fort: „Einzig und allein zu dem Zwecke, daß die beschriebenen Papiermassen in Ihrer Höhle ins Ungemessene wachsen. Herr — ich frage Sie, ist das wissenschaftlicher Betrieb? Und ich sage Ihnen: Nein und dreimal nein, es ist wissenschaftliche Hamsterei; eigensüchtige, neidische Hamsterei, weiter nichts!"

„Aber verehrter Herr Archivar!" unterbrach ihn Eisenhut.

„Nichts da!“ rief der alte Herr. „Es muß jetzt heraus; denn es würgt mir schon lange beinah den Hals ab. Erlauben Sie, daß ich Ihnen einmal gründlich den Text lese. Meine gute Schwester hört ja gar nichts davon; denn sie ist bekanntlich taub. Also: Wann ist Ihre Dissertation aus der Presse gekommen? Warum habe ich noch kein Pflichtexemplar für meine Amtsbibliothek erhalten?“

„Weil ich die Handschrift niemals in eine Druckerei gegeben habe“, sagte Jonas kleinlaut.

„Ich verstehe — Sie werden also doch in Bälde das ganze Werk veröffentlichen und haben nur deshalb vermieden, den kleinen Ausschnitt vorweg zu nehmen?“

„Ich denke gar nicht daran.“

„Also werden Sie Ihr ganzes Leben lang so weiterforschen und weiterschreiben, und das Ergebnis wird sein, daß nach Ihrem seligen Ende ein lachender Erbe Ihre kostbaren Manuskripte an eine Käsehandlung verkauft! Da darf ich Ihnen denn doch ein Bedenken nicht vorenthalten: Einzig und allein zum Privatvergnügen eines Benützers sind die staatlichen Archive nicht vorhanden. Wer seit mehr als fünfzehn Jahren unsere Hilfe so in Anspruch nimmt wie Sie, der verpflichtet sich zugleich stillschweigend zur Veröffentlichung des Ergebnisses.“

„Sie werden doch nicht —?“ rief Eisenhut erschrocken.

Der Archivar zuckte die Achseln: „So sagen Sie mir wenigstens das eine — warum haben Sie denn eigentlich im Frühjahr den Doktor gemacht?“

Jonas wurde sehr rot und stotterte verlegen: „Ach damals — ja, das war etwas anderes — da verfolgte ich allerdings einen Zweck —“

„Und heute?“ drängte der Archivar.

„Heute will es mir als vollkommen zwecklos erscheinen.“

„Und darf ich Ihnen sagen, warum?“ fragte der Archivar, und seine Stimme klang nun auf einmal ganz milde.

„Ja — nein — ich weiß doch nicht!" stotterte Eisenhut und legte seine Zigarre in den Aschenbecher.

„Auge in Auge, lieber junger Freund! Weil Sie damals an eine Frau Doktorin gedacht haben."

Eisenhut hatte die Hände über den Knieen gefaltet und nickte schwermütig.

„Und weil Sie damals um das Fräulein Titus werben wollten", fuhr der Archivar fort. Und auch er legte seine Zigarre weg.

„Ich habe geworben!" rief Eisenhut mit zuckenden Lippen.

„Sie — haben geworben?" fragte der Archivar. „Und —?"

„Oh, lieber, väterlicher Freund —!" seufzte Eisenhut und neigte sein Antlitz. Dann aber raffte er sich zusammen: „Es ist gut so. Sie haben die eine Hälfte erraten; Sie sollen auch die andere Hälfte erfahren. Vielleicht wird mir dann leichter zumute als all die Zeit her."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne war längst untergegangen, in tiefer Dämmerung standen die schneebedeckten Bäume. In der Fensternische schlief die Gelähmte, und auf dem Sofa erzählte Jonas Eisenhut dem alten Manne mit stockender Stimme das Erlebnis vom Pfingstsonntag dieses Jahres. —

„Und das nennen Sie werben?" sagte der Archivar endlich.

„Die Abweisung war vor der Werbung gekommen", erwiderte Eisenhut.

„Wissen Sie denn wirklich, ob das eine Abweisung war?"

„Was denn?" fragte Eisenhut mit tonloser Stimme.

„Jedenfalls hätte ich nicht eher geruht, lieber Freund, als bis mir entweder ein bündiges Ja oder ein bündiges Nein geworden wäre."

Jetzt richtete sich Eisenhut in seiner Ecke empor und sagte mit ganz veränderter Stimme: „Nein, Herr Archivar, einen Korb einzustecken — dazu bin ich zu stolz. Die Aussprache

mit Ihnen hat mir das Herz erleichtert. Es ist mir, als sähe ich jetzt noch klarer als vordem. Und ganz unbefangen vermag ich morgen dem armen Major meine Dienste anzubieten. Das ist der Segen für meine Zurückhaltung. Aber wenn es Ihnen genehm ist, reden wir nicht weiter von dem allen. Und vielleicht geben Sie mir sogar recht, wenn ich mein Leid lieber in einer Ihnen unnütz erscheinenden Arbeit ertränke als in Bier oder Wein, und entziehen mir Ihre archivarische Gunst nicht."

„Unnütze Arbeit?" murrte der Archivar und bot ihm die Hand. „Ich wünschte nur, daß Sie Ihre wertvolle Arbeit nicht in Ihren Truhen verschlössen. Im übrigen — Sie könnten ja für alle Fälle die Gesamtheit Ihrer Manuskripte dem Archive testamentarisch vermachen —?"

„Das wäre ein Gedanke!" rief Eisenhut.

„Ich aber will jetzt die Lichter am Christbaum anzünden — und die Hoffnung gebe ich noch immer nicht auf."

Er verschwieg, welche Hoffnung er nicht aufzugeben gewillt sei.

15. ‚Durch viel Trübsal —‘

Am nächsten Vormittag gegen zehn Uhr saß Jonas Eisenhut im Wohnzimmer des Schlößleins Liselore gegenüber.

„Fürs erste soll ich Ihnen diese Bücher mit vielen Empfehlungen vom Archivar überbringen.“ Er legte ein Paket auf den Tisch.

„Besten Dank — er hat mir schon davon gesprochen. Ich fürchte nur —.“ Sie seufzte und brach ab. „Herr Eisenhut, es sieht sehr traurig bei uns aus.“

„Fürs zweite“ — er sagte es mit ungewohnter Bestimmtheit — „bin ich gekommen, Ihnen meine Hilfe anzubieten. Ich habe vom Doktor gehört, daß Ihr Herr Vater unwohl ist. Vielleicht zerstreut ihn meine Unterhaltung.“

„Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie sich seiner annehmen wollen,“ sagte sie mit der freundlichen Zurückhaltung, die sie ihm gegenüber seit jenem Pfingstnachmittag immer beobachtete. „Ich fürchte nur, Sie werden ihn verändert finden und Unfreundlichkeiten mit Nachsicht ertragen müssen. Und das ist mir peinlich.“

„Der Doktor hat mich, soweit es nötig ist, von seinem Zustand in Kenntnis gesetzt. Vor allem muß er aus seiner Stube heraus.“

„Es wird Ihnen nicht gelingen, Herr Eisenhut.“

Der Gelehrte lächelte. „Das wollen wir erst einmal sehen. Ist's Ihnen genehm, dann gehen wir hinüber.“ —

Draußen war wieder ein sonniger Wintertag. Im Zimmer des Majors aber herrschte bei zugezogenen Vorhängen tiefe Dämmerung.

„Guten Morgen, Herr Major!“

„Ah — Sie sind es, lieber Eisenhut?“ antwortete eine schwache Stimme vom Schreibtisch her.

„Erlauben Sie mir einen Besuch?" Eisenhut nahm ohne weiteres einen Stuhl und setzte sich neben den Schreibtisch. Liselore machte sich an einem Büchergestell zu schaffen.

„Kann Ihnen keine Unterhaltung bieten, fühle mich sehr krank."

„Sehr krank? Davon weiß ich nichts. Aber daß Sie unwohl sind, habe ich gehört."

„So ist das auch schon allgemein bekannt?" fragte der Major mit viel kräftigerer Stimme und unverkennbarem Ärger.

„Allgemein? Nicht daß ich wüßte. Aber bedenken Sie doch, der eifrigste Archivgast ist seit acht Tagen nicht mehr ins Archiv gekommen. Das muß doch in dem engen beteiligten Kreise auffallen!"

„Ja, ja," äußerte sich die schwache Stimme von vorhin.

„Und das alles nach Ihrem großen Erfolge!" fuhr Jonas unbekümmert fort. „Ich spreche Ihnen meinen Glückwunsch aus, Herr Major Titus von Moos."

„Ach, lassen Sie mich in Frieden!" ächzte die schwache Stimme. „Wenn Sie wüßten, wie gleichgültig, wie ganz gleichgültig mir das jetzt ist!"

„Nun ja, Herr Major, diesen Stimmungswechsel kenne ich auch. Die gleiche Sache glänzt uns am frühen Morgen wie Gold in die Augen, und am späten Abend liegt sie wie verrostetes Eisen vor uns. Es kommt alles auf die Beleuchtung an."

„Da haben Sie recht", bestätigte der Major mit einem tiefen Seufzer. „Sie haben immer ein gutes Verständnis für meine Angelegenheiten gehabt."

„Ich danke Ihnen, Herr Major, Sie sind sehr gütig. Aber wissen Sie denn, daß da draußen der sonnigste Tag ist? Nein, Sie können's ja gar nicht wissen; denn da herinnen — Sie erlauben!" Und damit ging er ohne weiteres um den Schreibtisch herum ans Fenster und zog die schweren Vorhänge zurück.

„Aber Herr — ich kann doch das Licht nicht ertragen, es verursacht mir Schmerzen!" rief der Major ganz energisch.

Jonas begab sich unbekümmert zurück zu seinem Stuhle. „Und jetzt mache ich Ihnen einen Vorschlag — wir gehen miteinander spazieren!"

„Spazieren — wo ich mich doch so elend fühle?"

„Es wird Ihnen gut bekommen."

„Sie irren sich sehr. Ich bin krank. Jeden Tag wache ich um drei Uhr morgens auf und finde keinen Schlaf mehr. Dann bin ich den ganzen Tag über wie zerschlagen."

„Hat Ihnen der Arzt kein Schlafmittel verschrieben?"

„Das schon. Gestern habe ich es zum ersten Male genommen und —".

„Und?"

„— habe ja heute früh auch zum ersten Male wieder geschlafen."

„Also! Ich bin gewiß, daß Sie mir meine Bitte nicht abschlagen werden: Wir machen jetzt einen Spaziergang."

„Wenn Sie wüßten, wie schwach ich bin. Und meine Verdauung ist so schlecht."

Jonas Eisenhut sah sich um. Liselore war aus dem Zimmer gegangen. Da sagte er eifrig: „Verdauung? Auf diesem Gebiete bin ich Sachverständiger im wahren Sinn des Wortes." Und nun legte er aus dem Schatze seiner Erfahrung los, warf mit anatomischen Kenntnissen und lateinischen Namen um sich, schilderte die Wirkungen dieser Zustände auf den menschlichen Organismus mit epischer Breite und schloß mit einem Hymnus auf das einzige Heilmittel — die energische Bewegung.

Der Major hatte sich aus seiner gebückten Stellung aufgerichtet, folgte mit sichtlicher Anteilnahme den Ausführungen und rief endlich: „Jetzt aber fühlen Sie sich ganz wohl?"

„So wohl wie der Fisch im Wasser", sagte Jonas, nahm

Hemdkragen und Krawatte vom Schreibtisch, reichte beides dem Major und schloß seine Rede: „So, und nun, Ihr Einverständnis vorausgesetzt —"

Er begab sich zur Türe und rief: „Köchin Franzi, die Stiefel! Der gnädige Herr wünscht spazieren zu gehn."

„Ich habe doch gar nichts gesagt!" protestierte die schwache Stimme am Schreibtisch. „Aber meinetwegen —"

Tochter und Magd rannten den Gang herunter, und jede brachte einen Stiefel.

„Können Sie zaubern?" flüsterte Liselore und zog sich in die Wohnstube zurück.

Und nach wenigen Minuten sah sie vom Fenster aus den Vater in seinem warmen Mantel an Eisenhuts Seite auf der sonnigen Landstraße dahin wandeln.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Gegen ein Uhr lieferte Eisenhut den Patienten wieder im Schlößchen ab und empfahl sich.

Liselore half dem Vater im warmen Eßzimmer aus dem Mantel und brachte ihm die Hausschuhe. „Nun, hat's dich erfrischt?"

Mürrisch antwortete der Major: „Ich weiß eigentlich gar nicht, warum ich mit ihm gegangen bin. Eine solche Tyrannei ist mir im Leben nicht vorgekommen. Und er läuft wie ein Schneider. Morgen will er mich wieder abholen. Aber da lass' ich ihn abblitzen."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Jonas Eisenhut kam auch am folgenden Tag um dieselbe Stunde, und der Major ging nach einigem Sträuben wieder mit ihm spazieren, drei Stunden lang.

Und wie an den zwei ersten, so auch an den folgenden Tagen, eine ganze Woche hindurch.

Allerdings waren es unerfreuliche Spaziergänge. Eisenhut gab mit seinen langen Beinen das Tempo an, und

der Major lief mürrisch neben ihm her, sprach nur selten ein Wort und erklärte jedesmal auf dem Rückwege: „Wollen Sie sich doch morgen ja nicht mehr bemühen; es ist mir zu peinlich."

Aber am nächsten Tage kam Eisenhut wieder, und der Major ging wieder mit ihm.

Die übrige Zeit saß er untätig im Lehnstuhl und starrte ins Leere.

Als er aber am siebten Tage seinem Begleiter plötzlich auf offener Landstraße erklärte, man sollte sich doch eigentlich vor ihm in acht nehmen, er habe die Empfindung, als müsse er jemand schlagen, da begab sich Jonas zum Arzt und machte ihm Mitteilung.

„Zwangsvorstellungen", lautete die Antwort. „Wundert mich nicht."

„Ist das etwas Bedenkliches?"

„Noch nicht. Wenn Sie wüßten, wie viele Menschen mit Zwangsvorstellungen herumlaufen! Da hat zum Beispiel einer seine Wohnung nach allen Regeln der Vorsicht abgeschlossen, geht in tiefen Gedanken die Treppe hinunter, im Hausflur packt's ihn, er rennt zurück, rüttelt an der Türe und überzeugt sich, daß sie verschlossen ist, — was er ohnedies gewußt hatte: eine Zwangsvorstellung, aber eine von den harmlosen. Freilich gibt es auch andere Sorten."

„Wie lange kann der Zustand des Majors dauern?"

„Wochen, Monate, da läßt sich im voraus gar nichts sagen. Daß es schlimm werden wird, glaube ich bis jetzt nicht. Freilich, die Frauenzimmer jammern mich. So allein mit dem Kranken in dem öden Hause! Da gehört ein Mannsbild her — für alle Fälle. Aber ich wüßte nicht, wie das ohne Genehmigung des Majors zu bewerkstelligen wäre." —

Jonas ging.

Am nächsten Tage nahm er Franzi, die Magd, auf die Seite: „Hören Sie, Jungfer Köchin, ich habe mich heute

morgen drüben im Wirtshaus einquartiert. Sie können mich jeden Augenblick bei Tag und Nacht rufen. Aber der Herr Major und Fräulein Liselore brauchen vorderhand noch nichts davon zu wissen."

Da sah ihm die alte Magd mit ihren großen, schwarzen Augen ehrfürchtig ins gutmütige Gesicht: „Herr Doktor, ich glaub' alleweil, Sie sind der Schutzengel vom gnädigen Herrn!"

„Aber ein langbeiniger", lachte Jonas Eisenhut und begab sich ins jämmerliche Wirtshaus hinüber.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Magd wahrte das Geheimnis. Aber Liselore erfuhr doch nach einigen Tagen die Neuigkeit, die im Dörflein von Mund zu Munde ging. Da ward ihr beklommen zumute.

Als Eisenhut das nächste Mal wiederkam, bat sie ihn zu sich ins Wohnzimmer. Mit gefalteten Händen stand sie vor ihm in all ihrer Schönheit: „Ich weiß es. Wäre das notwendig gewesen?"

„Der Arzt gibt die besten Hoffnungen auf Genesung", antwortete Jonas ausweichend.

„Sie drücken mich zu Boden, ich versinke in Schulden durch Ihre selbstlose Güte!" rief sie klagend.

Da neigte er das Haupt und sah ihr tief in die Augen: „Fräulein Liselore, ich verstehe, ich muß Ihnen gegenüber ganz offen sein. Wollen Sie mich hören?"

„Bitte!" sagte sie tonlos, wies auf einen Stuhl und setzte sich an die andere Seite des Tisches.

„Ganz offen!" wiederholte er und ließ sich nieder. „Gewiß, ich habe mich vor nicht allzu langer Zeit mit Hoffnungen getragen, die meinem Leben einen neuen Inhalt gaben. Ich habe diese Hoffnungen begraben, ich m u ß t e sie begraben. Denn ich sah sehr wohl, daß Sie aus irgendeinem Grunde nicht fähig waren, mir das Beste zu schenken. Damit mußte ich mich bescheiden. Und wenn ich jetzt, wo Sie im Unglück

sind, in Ihr Haus käme mit der Absicht, Sie durch kleine Gefälligkeiten, durch Krankendienste, mir günstig zu stimmen, — Fräulein Titus, Sie vermöchten mich in solchem Falle doch ebensowenig zu achten" — er stand auf — „wie ich mich selbst!"

Auch sie hatte sich erhoben, kam nun langsam auf ihn zu und sagte mit stockender Stimme: „Ich habe Sie immer für einen guten Menschen gehalten. Heute sehe ich, daß Sie ein edler Mensch sind." Und sie kämpfte mit dem Weinen, als sie schloß: „Es war ja längst schon zu erraten, wie es mit mir steht. Ich mußte vor zwei Jahren alle Bitternisse und Enttäuschungen einer unglücklichen Liebe bis auf die Hefe auskosten."

„Bis auf die Hefe", wiederholte er und sah sie traurig an. „Ich kenne das."

Leise fuhr sie fort: „Das ist nun alles vorüber, alles. Und doch nicht ganz verwunden, Herr Eisenhut. Könnte und dürfte ich also sagen, wenn mir ein Ehrenmann sein Bestes geben wollte: Nimm mich — nur hab Geduld mit mir —? Ich könnte nicht um meinetwillen und ich dürfte nicht um seinetwillen."

Des Mannes Augen leuchteten, als er ebenso leise erwiderte: „Dann bitte ich um Ihre Freundschaft."

Sie bot ihm die Hand, und er zog sie an seine Lippen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Unterredung hatte sie mächtig erregt, und in tiefen Gedanken stieg sie zu ihrem Stübchen empor.

Der träumerische Gelehrte, den sie trotz aller liebenswürdigen Eigenschaften doch nie als voll betrachtet hatte, der war nun als ein ganzer Mann vor ihr gestanden.

Und einen Augenblick fuhr es ihr durch den Sinn: Mit einem solchen Manne ließe sich's am Ende doch —! Aber nur einen Augenblick.

Sie ging ans Fenster und sah dem Vater nach, der mit

Eisenhut zwischen den Hütten des Dorfes verschwand. Der Kranke neben dem Gesunden, der Verarmte neben dem Reichen. —

Dann trat sie an den Glasschrank, aus dem ihr Silberzeug leuchtete, und blickte auf das Brustbild ihrer Mutter, das in seinem Ebenholzrahmen neben dem Bilde des Vaters stand.

In bittersüßer Heimweh-Stimmung ging sie an das Büchergestell, kniete nieder und nahm das dicke Buch aus dem untersten Fache, ging zum Schreibtisch, der nahe dem Fenster stand, setzte sich, faltete die Hände über dem geschlossenen Buch und blickte sinnend hinaus über das verschneite Land zu dem fernen Höhenzuge.

Da war ihr, als sähe sie den Rücken dieses Höhenzuges entlang ein riesengroßes Untier schreiten.

Betroffen erhob sie sich und erkannte die Sinnestäuschung: eine harmlose Stubenfliege lief nahe vor ihren Augen das schmale Querholz des äußeren Fensters entlang!

Sie sank auf ihren Sessel zurück, und wieder sah sie das schwarze Untier drohend schreiten über die Hügel.

Und wie ein jähes Licht fuhr der Gedanke durch ihr gramerfülltes Haupt: Sind nicht gar oft auch die menschlichen Sorgen von ähnlicher Art? Wie Ungetüme schreiten sie herein in den Gesichtskreis unseres Daseins — und in der Nähe betrachtet sind es harmlose Fliegen.

Aber nein! Ihre Sorgen waren und blieben, sie mochte sich stellen, wie sie wollte, reißende Tiere.

Und mit einem raschen Griff öffnete sie aufs Geratewohl die alte, zerlesene Bibel der seligen Mutter, schloß die Augen und legte den Finger auf den Text.

Aber der Finger traf den Text nicht, sondern ein loses Blättchen, das sich ein wenig verschob.

Sie öffnete zaghaft die Augen und erkannte die Schrift ihrer Mutter.

Es waren nur wenige Worte in feinen, halbverblaßten Buchstaben:

‚Beim Lesen dieses, ach so ewig wahren heiligen Spruches ergreift mich die Ahnung, daß ich vielleicht in wenigen Tagen den geliebten Mann und das geliebte Kind für immer verlassen muß. Ahnungslos aber sitzt das Kind zu meinen Füßen und plaudert mit seiner Puppe. O du, meine süße Liselore, was wird aus dir, wenn ich nicht mehr bei dir bin! Der starke Arm deines Vaters, des Ehrenmannes, wird dich ja beschützen in allen Fährlichkeiten des Lebens. Des bin ich sicher. Aber das Beste, was ich mit Gebet und Flehen in dein zartes Herz gepflanzt habe, das Beste für Zeit und Ewigkeit — wird er nicht beschützen. Er kann und will es nicht beschützen; denn er ist ein Diesseitsmensch. Allbarmherziger Gott, wenn sie einst dies Blättchen finden sollte zwischen den Offenbarungen der ewigen Wahrheit, dann möge sie wissen, daß die letzten Gedanken ihrer Mutter zu Dir gefleht haben: Bleibe bei ihr, gib ihr ein bescheiden Teil irdischen Glückes und laß sie schauen dein Heil!‘

Es stand auch ein Datum am Ende der Zeilen — der Tag vor der Geburt des Brüderchens.

Liselore schob das Blättchen ein wenig zur Seite. Da leuchtete ihr, mit einem starken blauen Strich bezeichnet, das Wort entgegen: ‚Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.‘

Und es war ihr, als hörte sie aus weiter, weiter Ferne die Stimme ihrer Mutter. Dann aber brauste es über sie hin gleich Ewigkeitswogen. Sie warf sich auf das Buch und weinte schluchzend in ihre gefalteten Hände.

16. Frühling

Es war an einem sonnigen Nachmittag im April, als der Archivdiener dem Amtsvorstand meldete: „Seine Exzellenz wünschen abzureisen."

Und schon trat der schlanke Herr mit dem wehenden Backenbart und dem Monokel über die Schwelle.

„Herr Archivar, ich komme, mich zu verabschieden!" Er streckte dem alten Herrn beide Hände entgegen.

Höflich rückte auch dieser mit einer Hand heraus, und der vornehme Archivgast schüttelte sie heftig.

„Darf ich Exzellenz bitten, Platz zu nehmen?"

„Einen Augenblick — sehr verbunden. Werde aber Ihre kostbare Zeit nicht lange in Anspruch nehmen." Und schon saß er mit übergeschlagenen Beinen und umklammerte sein spitziges Knie.

„In der Tat, Herr Amtsvorstand, ohne Ihnen schmeicheln zu wollen, ich habe noch in keinem Archive solches Entgegenkommen gefunden. In den meisten Archiven werden einem Familienforscher die Register vorgelegt, und dann heißt es einfach — such dir selber zusammen, was du brauchst! Sie dagegen, wohl der beste Kenner der oberpfälzischen Adelsgeschichte, — Ihre Zusammenstellung des gesamten archivalischen Stoffes auf Foliobogen ist geradezu vorbildlich. Drei Tage habe ich nun bei Ihnen gearbeitet, bin vollkommen orientiert und kann mir nach Belieben diese und jene Stücke zur Benützung nach München schicken lassen. In Ihrem Archive herrscht eine musterhafte Ordnung. Ihr Amtsbetrieb ist großartig. Ich werde nicht verfehlen, bei allernächster Gelegenheit an maßgebendster Stelle meiner Bewunderung Ihrer Tätigkeit lebhaften Ausdruck zu verleihen."

Der Archivar hatte den Wortschwall schweigend über sich

ergehen lassen. Jetzt verneigte er sich leicht und sagte höflich: „Es freut mich, wenn Exzellenz vom Ergebnis Ihrer Forschung befriedigt sind."

„Hochbefriedigt, Herr Archivar! Nun aber noch eine Kleinigkeit, die ich mit Ihnen zu besprechen wünsche."

„Ich stehe Exzellenz zu Diensten."

„Die Vorbedingungen zum Eintritt in den höheren Archivdienst sind mir natürlich bekannt: juristisches Universitätsexamen oder philologisches Staatsexamen oder Doktorexamen, einerlei ob Jus oder Philosophie. Dann dreijährige Archivpraxis und endlich eine staatliche Prüfung in archivalischen, juristischen und historischen Disziplinen. Gut. Wären Sie unter Umständen bereit, einen jungen Mann als Archivpraktikanten bei sich aufzunehmen?"

„Unter Umständen — warum nicht, Exzellenz? Das erste Jahr der Praxis kann auch an einem äußeren Archive geleistet werden. Dann allerdings —"

„Ich weiß es, dann muß er nach München. Und Sie wären in der Tat bereit? — Famos, ganz famos! Also hören Sie gefälligst: der Sohn eines Vetters von mir, eines sehr hohen bayerischen Beamten, ebenfalls oberpfälzischer Adel, hat — ich spreche ganz offen — jüngst nach einer Studienzeit von sechzehn Semestern mit Ach und Krach das juristische Universitätsexamen bestanden. Er hat leider etwas flott gelebt, wurde deshalb auch krank, erlitt eine kleine Einbuße seiner geistigen Fähigkeiten und soll nun — ich spreche ganz offen — soll untergebracht werden."

„Untergebracht werden", wiederholte der Archivar gedehnt.

„Gewiß. In einem staatlichen Berufe, der unter Umständen — ich bitte mich ja nicht mißzuverstehen — nicht allzu große Anforderungen an den Mann stellt. Auf einer Insel gleichsam im Getriebe der Staatsverwaltung. Und da haben wir in erster Linie ans Archiv gedacht."

„Sehr gütig, Exzellenz", sagte der Archivar.

Abwehrend streckte ihm der hohe Beamte die inneren Handflächen entgegen. „Bitte wiederholt, mich nicht mißzuverstehen. Weiß sehr wohl, welches Maß von Gelehrsamkeit, welchen Scharfblick, welche Findigkeit ein richtiger Archivar besitzen muß. Aber Sie wissen ebensogut wie ich, daß diese Anforderungen durchaus nicht an alle gestellt werden, gestellt werden können, — daß — —"

„Sehr wohl, Exzellenz, daß es solche und daß es solche, daß es Arbeitsbienen und daß es Drohnen gibt — bei uns ebenso wie in andern Ämtern."

Die Exzellenz biß sich auf die Lippe. „Gewiß, wie überall — nur dürfte es beim Archiv nicht so auffallen; denn Ihre Arbeit vollzieht sich eben doch mehr oder minder unter Ausschluß der breiten Öffentlichkeit. Also, daß ich mich kurz fasse: es käme vor allem darauf an, den jungen — übrigens recht gutmütigen — Mann unauffällig in die Archivpraxis zu bringen und ihm für seinen Abgang nach Jahresfrist und für den Übergang zur Archivhauptstelle ein möglichst wohlwollend gehaltenes Zeugnis zu sichern. Das übrige würde sich dann von selbst finden; da wäre uns nicht bange. Und zu diesem Zwecke erscheint mir und dem, ich betone, außerordentlich einflußreichen Vater meines Schützlings vor allem andern Ihr Archiv und Ihre Persönlichkeit geeignet zu sein."

Der Archivar saß stocksteif und antwortete nichts.

„Wären Sie nun geneigt, uns in unserer — ich rede ganz offen — nicht geringen Verlegenheit die Hand zu bieten?" fragte die Exzellenz mit gewinnender Freundlichkeit.

„Nein!" sagte der Archivar.

Die Exzellenz glaubte, nicht recht verstanden zu haben, legte die Hand hinters Ohr und fragte: „Wie beliebt?"

„Nein!" wiederholte der Archivar.

„Und warum nicht, wenn die Frage erlaubt ist?" Die Exzellenz klemmte das Monokel fester ans Auge.

„Weil staatliche Ämter keine Pfründen für Faulpelze oder für Minderwertige sein dürfen. Gewiß, auch ins Archivwesen sind schon wiederholt solche Leute eingeschmuggelt worden. Aber diese Rasse ist denn doch im Aussterben begriffen. Ich biete meine Hand nicht zur Züchtung eines Nachwuchses. Jeder Beruf erheischt Hingabe und Gewissenhaftigkeit. Auch der Beruf eines Scherenschleifers. Der Beruf eines Archivars macht hier keine Ausnahme. Im Gegenteil: eben deshalb, weil unsere Arbeit vielfach Forschungsarbeit ist, kann sie im einzelnen gar nicht so genau kontrolliert, in ihren Ergebnissen keineswegs an der Stundenelle gemessen werden, wie Amtsarbeit anderer Art. Und folglich müssen Archivleute auch besonders gewissenhafte Menschen sein — ob sie nun in leitender Stellung amtieren oder die in ihrer Art ebenso wichtigen Geschäfte eines Amtsdieners besorgen. Dies, Exzellenz, ist meine Auffassung von Standesehre im allgemeinen und von Archivarspflicht im besonderen."

Die Exzellenz schnellte aus der Tiefe des Lederstuhles empor. Über einem verbindlich lächelnden Munde zitterten zwei Nasenflügel, und über diesen stachen zwei schwarze Augen zornig auf den Archivar. Aber wie vordem, im Tone gewinnender Freundlichkeit, sagte er: „Ihre Ausdrucksweise hat wenigstens den Vorzug rückhaltloser Deutlichkeit. Im übrigen — nochmals meinen Dank für die Förderung meiner Studien."

Der Amtsvorstand gab dem Archivgast das Geleite bis an die Haustüre.

Da, zwischen den hohen Aktengestellen, äußerte die Exzellenz plötzlich, halb rückwärts über die Schulter, in ausgeprägten Nasaltönen: „Wie gesagt, ich bewundere Ihre eminente Kenntnis der oberpfälzischen Adelsgeschichte; be-

wundere sie doppelt und dreifach, nachdem doch vermutlich weder eigene Herkunft noch persönliche Beziehungen zu unsern Kreisen solche genealogischen Liebhabereien einigermaßen erklärlich machen."

Nun flammte es auch in den blauen Augen des alten Mannes zornig auf. Nur einen Blick lang. Beide Herren standen an der Türe, und der Archivar sagte mit der ihm eigenen Gelassenheit: „Da haben Sie ganz richtig gesehen, Exzellenz. Mein seliger Vater ist Königlich bayerischer Landrichter gewesen, schlicht und recht, und eines fränkischen Bauern Sohn. Und so darf ich mit Doktor Martin Luther bekennen: ‚Mein Großvater und mein Ahnherr sind Bauern gewest'. Und wenn ich nun so über den oberpfälzischen Adel hinblicke, dann sehe ich eben natürlicherweise auch nur mit den Augen eines Bauern, der vor seinem Kartoffelfelde steht, und mache mir dieselben Gedanken wie dieser."

Seine Exzellenz hatten die Hand auf dem Drücker und fragten hochmütig, halb rückwärts: „Wie beliebt?"

Mit einer höflichen Verbeugung antwortete der Archivar: „Das Beste liegt unter der Erde."

Das Monokel fiel jählings herab und baumelte längelang an seiner Schnur. Der hohe Gast riß die Türe auf, schnarrte ein ‚Gutentag' und entwich.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein paar Augenblicke später wurde die Kuhglocke gezogen.

„Ei, sieh da, Fräulein Titus! Sie sind in der Stadt? Ich schätze, das ist ein gutes Zeichen. Wie geht's denn zu Hause?"

„Gut, Herr Archivar!" rief sie und streckte ihm die Hand entgegen.

„Gut? Das ist ein Wort. Also herein, wenn ich bitten darf!"

Und nun saß Liselore Titus in dem tiefen Lederstuhl neben dem Arbeitstische.

Ihre Augen lachten, ihre Wangen waren leicht gerötet: „Er hat's überwunden, Herr Archivar!"

„Seit wann?"

„Sie wissen ja, daß er schon seit einiger Zeit wieder Interesse für seine Bücher zeigte. Oh, wie habe ich die alten Scharteken gesegnet, die mir früher ein Greuel waren! Und heute vormittag nun kam er plötzlich zu mir in die Wohnstube, strich mir —" sie wandte sich ab und kämpfte mit dem Weinen. „Entschuldigen Sie, meine Nerven sind ein wenig mitgenommen. Strich mir über das Haar und sagte ganz im alten Ton: ‚Liselore, ich glaube, es ist jetzt vorbei. Es ist mir vorhin auf einmal gewesen, als fiele langsam ein Schleier, der mich ganz umhüllt hatte. Ich hatte das körperliche Gefühl, als löste sich eine Erstarrung. Gelt, armes Kind, ich bin die Zeit her oft recht unliebenswürdig gewesen?'"

„Sie haben beide unsäglich gelitten", sagte der Archivar tief bewegt. „Aber Sie haben das Schwere mutig getragen, Fräulein Titus. Ich habe es von Eisenhut gehört."

„Eisenhut!" rief sie mit leuchtenden Augen. „Ich weiß nicht, ob ich ohne ihn zurechtgekommen wäre. Hat er Ihnen auch das Erlebnis jener Nacht erzählt?"

„Kein Wort; er hat mich nur im allgemeinen auf dem laufenden erhalten."

„Das kann ich mir denken — er ist das verkörperte Zartgefühl. Aber damals" — sie faltete schaudernd die Hände. „In Ihre verschwiegene Seele darf ich ja auch dieses erzählen — so gut wie in die eines Arztes. Es war eine greuliche Sturmnacht im März. Ich hatte mir schon längst heimlich in der Stube der Magd ein Bett aufgeschlagen. Heimlich; denn der Vater durfte ja nichts davon ahnen. Wir ließen immer die Türe auf den Gang hinaus offen stehen und hörten, wenn alles ruhig war, das Atmen des Schlafenden im schräg gegenüber liegenden Zimmer. Wir wachten

abwechselnd, jede von uns zwei Stunden. Da, in jener Nacht, es war eben die Reihe an Franzi, ich lag angekleidet in tiefem Schlafe und draußen tobte der Sturm, rüttelte mich die Getreue empor und lief in den Gang hinaus. Barmherziger Gott, der Vater! Ich rannte ihr nach und sah, wie sie sich vorn bei der Stiege an den Vater hängte und ihn zurückzuhalten suchte. Er stand mit der schwankenden Kerze in der Hand und suchte sich frei zu machen. Aber die Getreue hielt ihn fest, bis ich neben ihm war. ‚Bring mich zu Eisenhut!‘ keuchte er in schrecklicher Erregung. ‚Sofort! Hörst du?‘ — ‚Vater, du mußt dich erst völlig ankleiden.‘ — ‚Dann her mit dem Mantel, aber geschwind!‘ — Ich weiß nicht, wie wir aus dem Hause, durch Regen und Sturm ins Dorf gekommen sind. Wir wußten ja genau, wo die Fenster seiner Stube lagen. Er hatte sich zu ebener Erde eingemietet. Zum Glück. Er kam auf unser Pochen, führte den plötzlich willenlos gewordenen Vater zurück und brachte ihn zu Bett. Der Kranke griff nach seiner Hand, hielt sie krampfhaft fest, führte wirre Reden, klagte über einen schrecklichen Traum, der ihn aufgeweckt habe, wurde zusehends ruhiger und schlief nach kurzer Zeit ein wie ein Kind. Es geht eine seltsam beruhigende Kraft von diesem stillen Menschen aus. Ich weiß nicht, wie ich ohne ihn über diese Monate gekommen wäre. Nun schläft er seit jener Nacht neben der Stube meines Vaters, der treue, treue Mensch.“

„Recht so, Fräulein Titus, der treue, treue Mensch,“ sagte der alte Herr und blickte sie unverwandt an. „Und ein liebevoller Mensch! Sollte Ihnen das entgangen sein? Wohl dem Schifflein, das in solche Liebe seinen Anker senken dürfte!“

Ihr bleiches Antlitz rötete sich, und ihre Augen schwammen in Tränen. Aber sie senkte den Blick nicht, als sie antwortete: „Sie könnten wohl recht haben.“

Der Archivar wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus

in den zartsprossenden Frühling des Gärtleins. Dann fuhr er fort: „Nicht wahr, es ist doch ein wundervolles Gefühl, wenn man aus einem so tiefen Tal emporsteigt, plötzlich auf dem Gipfel steht und geblendet vom Glanze der aufgehenden Sonne die Augen schließen muß?"

Liselore nickte. Dann aber sagte sie nachdenklich: „Allerdings greifen noch immer die schweren Schatten herein. Vater ist genesen, aber die alten Sorgen, von denen Sie wissen, sind unterdessen nicht kleiner geworden."

„Kommt Zeit, kommt Rat," sagte der alte Herr, strich seinen weißen Bart und machte ein geheimnisvolles Gesicht. „Wissen Sie was, Fräulein Titus? Sie müssen ihm die Sorgen abnehmen, Sie müssen sich auf eigene Füße stellen!"

„Auf eigene Füße?" Sie lächelte schmerzlich. „Wie könnte ich das? Wie dürfte ich unter solchen Umständen meinen Vater verlassen?"

„Verlassen? Wer spricht davon? Aber haben Sie vielleicht dazwischen die Muße gefunden, ein wenig in dem alten Klosterbuch zu lesen?"

„Ich habe nicht nur dieses gelesen — ich habe auch alles, was Sie mir sonst noch geliehen haben, mit der Feder in der Hand durchgearbeitet," rief sie lebhaft. „Und ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet; denn auch diese Bücher haben mir bei Tag und Nacht über manche schwere Stunde hinweggeholfen."

„Und —?" Er beugte sich vor und sah sie erwartungsvoll an.

„Ich — ich habe auch versucht, die schöne Sage —". Sie errötete, öffnete ihren Armbeutel und brachte eine Papierrolle zum Vorschein. „Hier, Herr Archivar — und daran sind Sie schuld, nur Sie."

Der Archivar streifte das blaue Band ab und strich glättend über die gerollte Handschrift: „Bravo, Fräulein Titus, bravissimo!"

„Ich dächte, Sie sollten es erst lesen," bat sie schüchtern.

„Bravo, bravissimo!" wiederholte der alte Herr. „Und Sie geben mir das volle Verfügungsrecht über die Handschrift?"

„Wie meinen Sie das?" fragte sie erschrocken.

„Ei, das volle Verfügungsrecht. Wenn es nichts ist, dann erhalten Sie's morgen zurück. Wenn es aber etwas ist — ich kenne den Schriftleiter eines bedeutenden Wochenblattes, er ist nebenher eifriger Familienforscher und mir zu einigem Dank verpflichtet. Es kostet mich ein paar Zeilen an ihn. Schlagen Sie ein!"

Zögernd legte sie die Rechte in seine Hand. „Aber Sie haben's ja noch gar nicht gelesen!"

„Allerdings," lachte er, „deshalb auch mein Vorbehalt. Entweder Sie haben es morgen mittag wieder in Händen oder —!"

„Es ist mir wahrhaftig ängstlich zumute."

*

Am nächsten Mittag erhielt Fräulein Titus mit der Post einen Brief:

‚Morgen geht das Manuskript nach Leipzig! Und Sie wollten auch nur einen Augenblick an Ihrer Zukunft verzagen?'

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zu gleicher Zeit saß der Archivar auf dem Sofa in seiner Wohnstube, rauchte eine von den goldumwundenen Weihnachtszigarren, nippte an seiner Kaffeetasse und las zum zweiten Male die Novelle.

17. Das Bild des Heilands

Die Zeit war bös. Viele Leute sagten es, und niemand widersprach dem.

Die Zeit. Zwar hob sich gerade jetzt die goldene Sonne von Tag zu Tag höher über die Erde. Tag für Tag leuchtete sie in Klarheit hernieder, und Tag für Tag wurde es grüner in den weitgedehnten Gärten, auf den Feldern rings umher und in den Wäldern, die das Dorf und das Kloster in einem dunklen Ringe umgaben. Der Winter war gewesen zu seiner Zeit, und tiefer Schnee hatte die Saaten beschützt, wie sich's gebührt. Der Märzenstaub war in leichten Wolken auf der Heerstraße da droben gewandert, wie man es wünschen konnte. Der April hatte gestürmt und geschneit und geregnet und wieder mit lustigen Augen in die braunen Pfützen geschaut. Jetzt ging er zu Ende, und in verschwiegenen Höfen und Gärten zwischen den grauen Mauern blühten die Bäume. Die vergoldeten Uhrzeiger am dicken Turm der Dorfkirche drehten sich gleichmütig, hoch über dem Treiben des Tages, und blinkten auch zur Nachtzeit kühl hinaus in die Welt, wenn sie, wie gegenwärtig, vom Lichte des wachsenden Mondes getroffen wurden.

Die Zeit also, die bestimmt wird von der ewigen Sonne, war an sich weder böse noch gut. Sie ist es nie.

Und doch sagten die Leute, die Zeit sei böse, und niemand war, der da gewagt hätte, zu widersprechen.

Das kam auch dem Hofrichter nicht in den Sinn, dem Hofrichter, der im Abendlichte groß und breit in das feingetäfelte Stüblein vor den Abt getreten war. Er konnte nur nicht recht begreifen, warum der kleine, ängstliche Mann, der da händereibend, mit Tränen in den wasserblauen Augen vor ihm stand, seinerseits gar nicht gewillt schien, gegen diese

böse Zeit anzugehen. Mußte er, des Klosters Hofrichter, von Amts und Pflicht wegen doch auch in dieser aufsässigen Zeit wie Schäfer Josephs schwarzer Hund hinter den Schafen, so hinter Bauern, Knechten und Mägden her sein, daß alles seinen Fortgang nahm, wie von alters Herkommen war in den Ställen, auf den Futterböden, auf den Wiesen und Feldern. Und wahrhaftig, ihm war es bislang noch immer gelungen, den bösen Geist der Zeit zu bändigen, wo er heimtückisch in den Augen eines Knechtes aufzulodern versuchte oder sich auf der gerunzelten Stirn eines widerhaarigen Bauern festsetzen wollte.

Ei, und er hatte Seiner Gnaden doch das Anliegen des langen und breiten geklagt. Sein Haus war sein Haus, und in seinem Garten hatte keiner etwas zu suchen, den er nicht zwischen seinen Beeten zu sehen wünschte. Aber die gottlosen Klosterschüler stiegen nach ihrem Belieben über die Mauer, die doch wahrhaftig hoch genug wäre, und jagten sich über die Beete. Vornehmlich die zwei Buben mit den großen Namen, bei deren Klang der alte Abt vorhin ängstlich von einem Bein auf das andere getrippelt war. Jawohl, das war's, vor den großen Namen der zwei Buben fürchtete sich der Abt und vor der ganzen Sippe, die hinter ihnen stand. Jawohl, das war's. Und deshalb rieb er nur immer wortlos die kleinen, rosigen Hände, trotzdem er nun ganz genau wußte, daß die Buben seit gestern auch eine Standarmbrust in den dicken Mauerturm, Prälat genannt, geschleppt hatten und über den Garten hin die Holzläden des Zehentstadels mit Bolzen spickten. Des Hofrichters ängstliche Christel getraute sich kaum mehr zwischen die Beete. Und das war gar nicht das Ärgste. Der Hofrichter ballte die Fäuste und brachte es nur mit Mühe über die Lippen, daß der eine von den zwei Buben, der Überlange mit dem wirren roten Haar, samt zwei Gesellen sich erfrecht hatte, seine Christel, des Hof-

richters sechzehnjährige Christel, ein halbes Kind noch, in der Dämmerung auf dem schmalen Weg zwischen den Zäunen zu stellen, und als sie sich schreiend zur Flucht wandte, wie ein armes Kätzlein durch die Gassen zu jagen und endlich die mit Händen und Füßen um sich Stoßende zu küssen. „Gnaden Herr Abt, muß ich das leiden?"

Der Abt war nun wirklich in arger Verlegenheit und wagte nicht mehr, seine gutmütigen, wasserblauen Äuglein zu den zornfunkelnden Augen des Riesen zu erheben. Er wandte sich und ging mit leisen Schritten hinter sein schöngeschnitztes Lesepult, das am schmalen, spitzbogigen Doppelfenster stand, als wollte er sich vor der ungeschlachten Rechtlichkeit des andern macht- und hilflos hinter einem dicken Folianten salvieren.

Um die Augen des Hofrichters zuckte es verächtlich, und mit einem bitterbösen Blick streifte er das unschuldige Buch. Er kannte diese Verschanzung Seiner Gnaden und wußte, daß sie so gut wie uneinnehmbar war. Und seine zornigen Blicke fuhren vom Pult an die Längswand der Stube, über das schwere Gestell, auf dem die andern Bücher in ihren schweinsledernen Röcken standen, und über die halboffenen Wandschränke, in denen alte Urkunden mit großen Hängesiegeln lagen. Und dort führte die schmale Türe in den winzigen, fensterlosen Raum, wo das Bett des Greises stand, und — der Hofrichter wußte es genau — von diesem Schlafraum führte wieder eine Türe in die Hauskapelle, die mit schönen Wandmalereien geschmückt war. Jawohl, das war die stille Welt, in die sich Seine Gnaden seit Jahren vor der bösen Welt zurückgezogen hatte, das war sein kleines Reich, in dem er über seinen Büchern brütete, in dem er seine Messe las, in dem er mit ein paar Vertrauten redlich bemüht war, die Sorgen, die ihm sein großes Reich da draußen hätte billig verursachen mögen, zu verträumen und zu vergessen.

Fast hätte der Hofrichter auf den Boden gestampft — warum war er denn überhaupt zu dem Alten heraufgestiegen? Hatte er's nicht schon vorher gewußt, was ihm Abt Gregor der Nullte, wie ihn die bösen Buben nannten, sagen würde?

Und da sagte er's ja auch schon mit seiner halblauten, müden Stimme: „Hofrichter, das sind böse Sachen. Ich will sehen, was sich tun läßt.“ Und mit bedenklichem Kopfschütteln setzte er hinzu: „Das Beste ist immer noch mein alter Spruch — schicket euch in die Zeit und in ihre Menschen.“

Da war's ja heraußen. Und es schien, als hätte der Hofrichter nur auf dieses Wort gewartet. Mit einem Kratzfuß wandte er sich und griff nach der Türe.

„Einen Augenblick noch!“

Der Riese stand halb abgekehrt.

„Der Bildschnitzer Veit — du kennst ihn ja.“

Der Riese nickte wortlos und wandte sich wieder dem Abte zu. Es würgte ihn; er hätte im Augenblick kein Wort herausgebracht.

Der Abt hielt nun ein Brieflein in den Händen und klemmte das Glas auf die Nase. Ganz vorn auf den Knorpel. Und über die großen Hornringe blickten seine Augen auf den Mann an der Türe.

Den würgte die Wut.

„Der Bildschnitzer Veit wird etliche Wochen bei uns zu Gaste sein. Er ist krank an den Augen und will unser Brünnlein gebrauchen. Wir haben die Angelegenheit hin und her besprochen, und weil er ausdrücklich gebeten hat, daß man ihm eine stille abgelegene Wohnung einräume, und weil er ohnedies schon einmal ein paar Tage bei dir gewohnt hat, so wird es am besten sein, wenn er wieder —“

„— in meine Giebelstube zieht und von mir verköstigt wird,“ vollendete der Hofrichter. „Ich kenne meine Verpflichtung“, setzte er mit rauher Stimme hinzu. „Ich bin des Gastes gewärtig.“

Der Abt nickte und sagte begütigend: „Er ist ein kranker Mann, er wird ein stiller Gast sein und dir keine Unrast verursachen."

Der Hofrichter machte seinen Kratzfuß zum zweiten Male und ging aus der Türe.

Im Hausflur blieb er stehen, ballte die Fäuste und zog keuchend Atem. Aber nur einen Augenblick überlegte er. Dann durchschritt er den offenen Säulengang, der von der Abtswohnung über den Hof zum Klausurpförtlein führte. Ein dienender Bruder öffnete. Er durchquerte die Klausur und verließ sie durch ein zweites Pförtchen. Und nach kurzem widerhallte der Gewölbegang zu ebener Erde der äußeren Klosterschule vom Tritt seiner genagelten Schuhe.

Tobender Lärm schlug aus dem dämmerigen Saale der Rekreation, das ist zu deutsch Erholung. Der Vogt riß die schwere Türe auf und trat über die Schwelle. Seine funkelnden Augen blickten suchend über die Tische, an denen die Schüler tranken, kartelten, würfelten, fiedelten und sangen, und über die andern Buben, die, zu wüsten Klumpen geballt, rangen und rauften.

Ein kleiner, verschüchterter Mönch glitt von der Seite herzu. Der Magister und Wächter über die Blüte der Jugend. Und händereibend fragte er den Zornigen nach seinem Begehr.

Der Hofrichter schob ihn zur Seite und ging mit langen Schritten seinen Weg. Ein Knäuel von raufenden Schülern versperrte ihm seine Bahn. Er wischte einen rechts, den andern links, daß sie gegen die Tische taumelten. Die übrigen wichen furchtsam zur Seite. Die Bahn war frei und es wurde stille im Saale.

Der Hofrichter? Was wollte der Hofrichter im Schulhaus? Und wie sah er aus! Zum Fürchten. So mochte er ausgesehen haben, als er damals den Jungstier —. Jeder kannte die Geschichte von ihm und dem Jungstier.

Nun stand der Hofrichter am Ende des Saales, wo der Gesuchte hinter einem langen Tisch beim Würfelspiel saß. Aller Augen waren auf den Hofrichter und den Junker gerichtet.

Der Magister kam zaghaft heran und zupfte den Riesen am Ärmel. Dieser wandte sich ein wenig und schob den Kleinen mit den gespreizten Fingern der Rechten zurück.

Der Junker hatte einen schiefen Blick von unten her auf den Riesen geworfen. Dann schüttelte er mit erzwungener Gelassenheit die Würfel, stieß den ledernen Becher auf die Tischplatte und rief triumphierend: „Zwölf!"

„Du!" sagte der Riese, beugte sich über den Tisch und tippte den Buben mit dem Zeigefinger auf die Brust.

„Du?" Der Junker blickte ihm nun steif in die Augen; denn er fühlte, daß alle im Saale auf ihn schauten. Und höhnisch sagte er: „Was will der Knecht? Ich kann mich nicht erinnern, daß ich Klostersäue mit ihm gehütet hätte."

Aus einer sicheren Ecke hinter dem Tische tönte lautes Gelächter.

„Du!" sagte der Hofrichter zum zweiten Male, packte den Junker an beiden Armen und zog den Fauchenden, so lang er war, zu sich herüber, bis sein blutroter Kopf über die Tischplatte herabhing, fing mit der Linken seine Handgelenke, legte die harten Klammern seiner Finger um sie und begann ihm mit der flachen Rechten die hintere Seite zu bearbeiten, daß es knallte.

„Du wirst ja wissen, warum," sagte er ganz ruhig. „Ich will es aber nicht zu arg machen, sonst könntest du zerbrechen." Und damit stauchte er ihn zurück auf die Bank, daß sie krachte.

Der Junker saß wortlos und schoß aus den blutunterlaufenen Augen tückische Blicke auf seinen Bändiger. Er war anzusehen wie ein böser, geprügelter Hund.

Langsam ging der Hofrichter zur Türe. Und kaum hatte er die Türe hinter sich geschlossen, da balgten die Buben wieder, da würfelten sie wieder, und aufs neue tönte die Geige.

Viele der Kleinen gönnten dem Tyrannen da drüben die Züchtigung; denn sie gedachten der Quälereien, die sie alle schon von ihm erlitten hatten. Aber keiner wagte jetzt, die Augen dorthin zu wenden, wo der Gezüchtigte saß, an den Lippen kaute und von Zeit zu Zeit das Blut von sich spuckte.

„Hofrichter, was habt Ihr gemacht!" klagte der Magister neben dem Riesen im Gang. „Könnt Ihr Euch denn nicht denken, was daraus entstehen mag?"

„Ich denke mir gar nichts, als daß ich mich sehr wohl fühle," lachte der Riese gleichmütig und ging hinaus in den Hof.

*

Hinten an dem langen Tisch waren die Gesellen des Junkers nahe aneinander gerückt, steckten die Köpfe zusammen, scheuchten die Neugierigen, die sich in die Nähe schlichen, mit grimmigen Worten zurück und pflogen Rat.

„Du mußt nun gleich zum Abt gehen!" —

„Zu Gregor dem Nullten?"

„Er kann nicht anders, er muß den Hund in den Turm werfen."

„Seinen Hofrichter, ohne den die ganze Wirtschaft hier still steht wie die Uhr, wenn man die Gewichte aushängt?"

„Er hat deine Ehre angetastet."

„Einen vom Adel!"

So summte es durcheinander wie in einem Wespenneste, wenn der Stachel eines Stockes hineingefahren ist.

Wolf aber besann sich mit eingekniffenen Lippen. Endlich sagte er: „Jawohl, ich gehe zum Abt, und ich sehe schon, wie seine dürren Beine schlottern, wenn ich ihm den Brief von meinem Alten unter die Nase halte. Aber den Brief muß ich in Händen haben, eher gehe ich nicht."

„So tust du — recht ist's — das einzig Richtige!“ riefen sie durcheinander, und vor einem jeden von ihnen stand, wie aus dem Boden gewachsen, Wolfs Vater, wie er am jüngst verwichenen Weihnachten den Sohn besucht und mit den Mönchen das Fest gefeiert hatte. Ein Riese, ähnlich dem Hofrichter und diesem ohne Zweifel an Kräften des Leibes gewachsen.

„So tust du, recht ist's,“ riefen sie alle. Wie Stechfliegen schwirrten die Stegreifgeschichten durch ihre Gedanken. „So tust du, recht ist's. Und was vermag dann der Knecht gegen den Ritter?“ —

Noch am gleichen Abende drang die Kunde von der Tat des Hofrichters durch das ganze Kloster und mit ihr das Gerücht von einem Schwur, den der Junker getan. Auch Gregor dem Nullten ward alles von seinen Getreuen zugetragen, und mit Seufzen zog er sich hinter seinen Lieblingsdichter Horaz zurück. Er schlug eine der feinsten Satiren auf und gedachte sich mit den Pfeilen des alten Poeten die lästigen Gedanken zu verscheuchen. Aber es wollte nicht fruchten, wenn er die schönen Verse über menschliche Erbärmlichkeit an sich vorübergleiten ließ. Immer wieder stieg aus dem kostbaren Buche die Gestalt des alten Ritters, der so dröhnend zu lachen, so tapfer zu zechen, so schrecklich zu fluchen und so furchtbar zu hassen vermochte.

Das weite Kloster war in den Bann dumpfer Erwartung geschlagen. Die Mönche flüsterten von Fehdebriefen, die, an Pfeile geheftet, von finsteren Reisigen über die Mauern friedlicher Siedelungen geschossen werden, und vom roten Hahn, der unversehens auf einen Giebel fliegt und mit den Flügeln die Funken anfacht. Noch weniger als sonst wagten die Lehrer den tückischen Junker in seinem Kartenspiele zu stören und ihm und seinen Gesellen die Bierkrüge wegzunehmen, die sie schon am frühen Morgen unter den hintersten Schulbänken zu verstecken gewohnt waren.

Unbekümmert war nur der Hofrichter. Mit der Ruhe des guten Gewissens schaffte er vom Morgen bis zum Abend in der arbeitsreichen Frühlingszeit, und wie noch nie duckten sich die Knechte unter sein herrisches Wesen. —

Aber die Mönche hätten sich ihre Angst ersparen, Abt Gregor der Nullte mit ungeschmälertem Genusse die Feinheiten der unsterblichen Klassiker schlürfen können. Das Unheil kam nicht — es kam wenigstens nicht von der Seite, wohin ihre zagenden Augen gerichtet waren. Es ist ja meist die Art des Unglücks, daß es nicht in der Gestalt kommt, in der es der Mensch erwartet.

Statt dessen kam ein Schreiben an Junker Wolf. Er kannte die Hand der Aufschrift. Der Brief war von seiner ältesten Schwester geschrieben. Aber der Vater hatte das Siegel seines Dolchknaufes in das Verschlußwachs gedrückt. Der Brief war vom Vater.

Der Junker riß ihn auf und las, und das Blut stieg ihm den Hals empor, in die Wangen und in die Augen, daß die ungelenken Buchstaben der Schwester vor ihm zu tanzen begannen.

Sein Brieflein war zu böser Stunde in die finstere Burg getragen worden. Der Vater war krank, wurde hart bedrängt von mächtigen Gläubigern, saß mit gestrecktem Beine in seinem Lederstuhl, und in seiner großen Zehe wühlte, brannte, zog und stach die erbärmliche Fußgicht.

Was er aber dem Junker zur Antwort gab, war nicht fein und lautete ungefähr also:

‚Dein Brieflein ist mir richtig zukommen, und ich bin ohnedies willens gewesen, Dir auch eines schreiben zu lassen; so hat sich's gütlich getroffen. Muß Dir drei Fragen vorlegen, die Antwort kann ich mir selber denken. Zum ersten Warum hab ich vom Roßwirt in Rotenburg eine Rechnung von sechs Gulden, einem Schilling und zwei Ort bekommen,

und ist mir doch wahrlich nicht bewußt, daß ich am Sonntag vor Fastnacht dort gezecht habe mit zwei Gesellen? Zum zweiten: Was ist seit letztvergangenem Herbst mit Deiner Frau Mutter Gürtelmagd Vesa, daß sie keinem von uns mehr in die Augen schauen kann und sich vorige Woche mit Heulen vor Deiner Frau Mutter auf die Knie geworfen hat? Und drittens: Warum hat Deine älteste Schwester am Aschermittwoch dieses Jahres ihr eisernes Trühlein mit den Kleinoden erbrochen gefunden, das güldene Kettlein aber von ihrer Frau Dotin hat sie nimmer gefunden, so viel sie gesucht hat, bis auf den heutigen Tag? Du Lotterbube! — Und nun will ich handeln von Deinen Geschäften. Du schreibst mir, daß Du von ungefähr im Zwielicht an des Hofrichters Mägdlein angerumpelt bist, und daß Dich der Hofrichter derhalben vor allen Deinen Gesellen gröblich mit Handstreichen an Deiner adeligen Ehre gemindert hat, forderst, ich soll mich aufmachen und den Schimpf blutig rächen. Du Lotterbube! Was es mit dem Anrempeln von ungefähr für eine Bewandtnis hat, lasse ich auf sich beruhen. Aber wie alt bist Du denn eigentlich? Kaum siebzehn vorbei. Ich will Dir sagen, da hast Du überhaupt noch keine adelige Ehre, Du Gelbschnabel. Du mußt sie erst kriegen, die adelige Ehre. Und ob Du sie überhaupt je einmal kriegst, darf ich leider bezweifeln. Den Hofrichter aber kenne ich wohl. Er ist ein Biedermann. Er hat mir vorzeiten mit Erlaubnis des Herrn Abtes einen Meierhof eingerichtet, der kann sich sehen lassen weit und breit. Und wenn ich einen guten Klepper kaufen will, dann besorgt mir's der Mann. Dem Klostervogt tu ich kein Leid — jetzt weißt Du, was Du bisher noch nicht gewußt hast, und wie ich stehe mit ihm. Also, er hat Dich über die Bank gezogen? Da sei Du mir eingedenk, Du bist zurzeit noch immer ein Schüler, wenngleich Du, wie ich berichtet bin, weniger als nichts lernst. Aber es ist von alters her der

Brauch, daß man solche Schülerlein mit Ruten streicht, wenn's ihnen not tut. Ob das nun ein Geschorener im Kloster besorgt oder ein Vogt, ist mir ein Ding. Ich kann Dir nur raten: Juckt Dich der Buckel, so kratz ihn und gedenk dabei Deines Vaters.' —

Das Gesicht des Junkers war so greulich verzerrt, als er das Papier zu einem Knäuel ballte und in die Tasche schob, daß sein liebster Geselle, der daneben stand, sich mit keinem Worte nach der Ursache zu fragen getraute.

Und niemand erfuhr etwas von dem Briefe des Alten. Deshalb lastete nach wie vor die dumpfe Sorge auf dem Kloster, und sie wurde nicht geringer, als es plötzlich hieß, der Junker sei spurlos verschwunden.

*

Über dem Klosterwalde ging die Sonne in goldgeränderten Wölklein unter. Und als ihr letztes Stücklein verglüht und verbrannt war, starrten die Zacken des Waldes in drohender Schwärze hinein in das Gold.

Ein einspänniges Wägelein fuhr durch das Dorftor und hielt in der engen Gasse am Hause des Hofrichters.

Mit gewichtigen Schritten kam dieser die halbkreisförmigen Steinstufen herab und half dem Gaste von seinem Sitze. Unter der rundbogigen Haustüre stand breit und fest die alte Haushälterin, und neben ihr schlank, hoch und zart Christel, die Tochter.

„Nehmt meinen Arm, Meister, habt acht, jetzt kommen die Stufen, 's geht hoch hinauf — zwölf Stufen. So, und hier stehen alte Bekannte: die Base Anna und meine Christel. Die eine ist nicht jünger geworden, die andere ein wenig älter, aber nicht viel.“ Er lachte behaglich.

„O Vater, fünf Jahre!“ flüsterte sein Kind und wurde rot.

Der Gast stand schlank und hochgewachsen in seinem Reisemantel unter der Türe. „Gott zum Gruße, Base Anna.

Seht mich an, ich komme anders wieder, als ich vor fünf Jahren gegangen bin." Er seufzte tief und strich mit der schmalen Rechten über die schwarze Binde, die seine Augen bedeckte. Dann fuhr er scherzend fort: „Grüß Gott, kleine Christel, seh' dich noch vor mir, wie du damals gewesen, groß und dürr. Hängen dir die schwarzen Zöpfe noch so lang über den Rücken herab?"

„Na, na," sagte die Base. „So eine Jungfrau, das wäre nicht sittsam."

Suchend streckte ihnen der Meister die Hand entgegen. Da griff die Base danach, bedauerte weitläufig sein Leiden und begann mit beredten Worten die Heilkraft des Brünnleins zu preisen.

„Eine fehlt mir", sagte der Meister, der achselzuckend die Rede der Alten angehört hatte. „Ich kann mir Euere Behausung eigentlich ohne sie gar nicht denken. Aber dafür ist's ja gut, daß ich nicht sehe."

Einen Augenblick war alles stille, und es war, als ob noch eine hohe Gestalt heranträte und dem Gast ihren seltsamen Gruß ‚Friede sei mit Euch!' böte, den ungebräuchlichen Gruß, der dem Weibe des Hofrichters den Beinamen ‚Unser Friede' eingebracht hatte.

Da begann die Abendglocke zu läuten, und die drei bekreuzten sich und hoben an, mit lauter Stimme das Ave zu beten. Auch der Gast war lässig mit der Rechten über Binde und Brust gefahren, aber seine Lippen blieben geschlossen. Nur nach dem Amen der andern sagte er leise: „Friede sei mit Euch!"

Da seufzte die Jungfer Christel tief auf.

„Beliebt's Euch, so führe ich Euch in Euer Stübchen," brach der Hofrichter das Schweigen, und Christel hob das Felleisen vom Boden. „Es ist die alte Stube mit dem weiten Ausblick über die Giebel und Gärten bis hinüber —"

Die Base zupfte ihn am Ärmel, und der Hofrichter brach mit einem scheuen Blick auf die schwarze Binde seine Rede ab.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Der arme Meister Veit ist ja noch gar nicht so alt, wie ich mir immer dachte," meinte Christel nachher in der Küche, wo die Base den Imbiß fertig machte.

„Alt?" Diese lachte und begann an den Fingern zu zählen: „Fünfunddreißig höchstens. Aber wie kommst du darauf?"

„Als ich ein Kind war, meinte ich, er sei schon sehr alt," sagte Christel und ging, den Tisch in der Stube zu decken.

*

Die Vertrauten des Abtes saßen in seiner vertäfelten Kemenate. Die Ölampel hing über dem Tische und erhellte mit sanftem Lichte das Gemach. Der Wein funkelte in den kleinen silbernen Bechern, durch die geöffneten Fenster strömte aus den mondhellen Gärten der Duft der blühenden Bäume, und wenn die behagliche Rede zuzeiten verstummte, dann war das leise Rauschen des Mühlbaches zu vernehmen, und es war anzuhören, als rauschte da draußen in weiter Ferne die Zeit vorüber, die Zeit, die nicht böse, nicht gut war; da herinnen aber sitze man, der Zeit entrückt, wie einer, der am Ufer den rinnenden Wassern nachblickt.

So liebte es Abt Gregor, den sie den Nullten nannten: weiche Kleider, linde Lüfte, gefällige Rede und blumigen Wein — und wenn die Zeit, die ihm als die böse schlechtweg erschien, weit drüben vorüberrauschte und keine schmutzige Schaumflocke seine weiße Kutte befleckte.

Der Bruder Gastmeister, der die Fäden eines großen Netzes über das Land gespannt und auf all den zahllosen Gütern seines Klosters, in all dessen Stadthäusern Vertraute sitzen hatte, die ihm Nahrung für seine Wißbegierde zutrugen; der Bruder Gastmeister, der alles wußte, was seinem Kloster zu wissen not tat, der freigebig mitzuteilen gewohnt

war aus den Schätzen seines Wissens und in den Urkundenschreinen seines unglaublichen Gedächtnisses doch noch immer vieles zu seinem eigenen Gebrauche verbarg; dieser Gastmeister hatte soeben den langen Zeigefinger an die schmale Nase gelegt, die spitzig zu nennen gewesen wäre, hätte nicht an ihrem Ende ein rundes Knöpflein gesessen, und sagte mit seiner stets gedämpften Stimme: „Daheim bei seinem Vater ist er nicht; doch habe ich meine bestimmten Anzeichen, daß er bei seinem Schwager untergeschlupft ist, demselben, der mit seinem Schwiegervater in Streit verbissen ist wegen der Mitgift. Wobei ich natürlich nicht weiß, auf welcher Seite das Recht ist.“ Und nach einer Weile setzte er nachdenklich hinzu: „Er hat ja gröblich und bübisch gehandelt am Hofrichter, und dieser ist wahrlich in seinem väterlichen Recht gewesen. Aber ich denke mich nach meiner Gewohnheit auch in die Edelmannshaut und sage mir, er ist der Züchtigung doch schon beinahe entwachsen, und es ist hart für den Hochfahrenden, zeitlebens als ein Geprügelter einhergehen zu müssen. Denn nicht eines jeglichen Sache ist gottergebene Demut.“

Es war, als ob die Gewässer des Mühlbaches vernehmlicher als vordem rauschten. Die Religiosen saßen stumm im Kreise und überschlugen bei sich, ob dem Kloster aus diesem Novum Vorteil oder Schaden erwachsen könnte.

Eine Fledermaus flog zum Fenster herein, strich lautlos über die Häupter der Geschorenen und wischte lautlos wieder hinaus in die Nacht.

„Ein ander Gespräch“, sagte der Abt leise und trocknete mit seinem feinen Nastüchlein die hohe Stirn, die feucht geworden war bei den Worten des Gastmeisters.

Dieser nahm einen Schluck aus dem Becher, schloß die Augen, zerdrückte den Wein auf der Zunge und begann aufs neue: „Der Meister Veit ist zwischen Lichten beim Hof-

richter vorgefahren. Ich schätze, er wird zahmer auf dem Stänglein sitzen als hierorts vor fünf Jahren, wo ihm die Augen nicht von der Kappe verhüllt waren." Und mit leichtem Wiegen des Hauptes fügte er bei: „Ich habe niemals schärfere Augen gesehen als im Kopfe dieses gottbegnadeten Bildschnitzers. Und nun diese Heimsuchung!"

Ein Schmunzeln ging über die hagern und über die vollen Gesichter, und der kleine Bruder Berthold, Doktor der Theologie und Bibliothekar, sagte mit seltsam tiefer Stimme: „Es ist uns allen nicht unbekannt, daß unser Mitbruder viele kleine, spitzige Pfeile in seiner Kutte trägt und sie mit Vorbedacht zu versenden weiß. Aber jede Spitze hat er zuvor mit lindernder Salbe bestrichen."

Wieder ging ein Schmunzeln rundum über die Gesichter.

Einen geschwinden Blick warf der Gastmeister auf den Büchermann. Dann fuhr er gelassen fort: „Man erzählt, der Meister habe getobt und gerast und in drei Sprachen geflucht, in der deutschen, der welschen und der polakischen, die er seine Muttersprache nennt, als ihm die Ärzte die Gefahr der Erblindung kundgaben. Aber freilich, das Blut der Ausländer ist hitziger als das unsere, und wenn einer mit wunderbarer Kunst die heiligen Martyrer zu schnitzen versteht, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß er selber aus dem Rosenholze der Gottergebenen geschnitzt ist."

„Er ist in der Tat ein Ausländer?" fragte der Magister, dem die Schule anvertraut war. „Unser Bruder, der seinen Honig aus allen Blumen saugt, die auf zwei Stengeln die Heerstraße entlang ziehen —"

„Du könntest ja deinen Spott für deine Buben sparen", unterbrach ihn der Gastmeister mit freundlichem Lächeln. „Aber ich kann mir denken, mein Bruder, irgendwo muß man die angesammelte Galle entleeren, und darum sei dir Nachsicht gewährt."

Der Magister wurde rot, senkte den Kopf und vollendete seine Rede: „Ich meine nur, du könntest uns gewiß einiges über den berühmten Mann erzählen, was wir nicht wissen."

„Er ist in der Tat ein Ausländer, weiß aber selbst kaum, wohin er gehört," begann der Gastmeister. Und sogleich setzte er entschuldigend bei: „Weil wir aber nach den Worten der heiligen Schrift allesamt Gäste und Pilgrime sind, hat dieses nicht allzuviel zu bedeuten."

„Obwohl du selbst vorhin gemeint hast, daß Herkunft und Geburt nicht ohne Einfluß auf des Menschen Gemütsart sind," warf der Bruder Weinschließer ein.

„Das geb' ich zu", nickte der Erzähler und wollte in seiner Rede fortfahren.

Da unterbrach ihn der Abt, der bislang geschwiegen hatte: „Und jetzt verliert er vielleicht sein Augenlicht und — dann hab' ich's."

Die Brüder sahen verwundert auf den Abt. Denn sie konnten nicht sogleich wissen, was denn dieser habe, wenn der andere sein Augenlicht nicht mehr habe.

Doch alsogleich fuhr der Abt seufzend fort: „Vor fünf Jahren habe ich ein Gelübde getan, bei welchem Anlasse, das gehört nicht hierher. Gut also, ich bestellte bei unserm Meister einen lebensgroßen Kruzifixus für unser Münster, das Beste was er zu schaffen vermöchte, einerlei was es koste. Schon damals fiel mir auf, daß er Ausflüchte machte, klagend, daß er nicht ein noch aus wisse vor Arbeit, und mich auf bessere Zeiten vertröstete. Ich gab mich zufrieden und wartete ein volles Jahr. Da ermahnte ich ihn mit sanften Worten. Er aber wiederholte sein seltsames Spiel, und es war mir, als versteckte er sich vor mir. Als ich stärker in ihn drang, wand er sich wie ein Aal, und ich konnte den Grund seines Weigerns nimmer erfahren. Mit gelassenen Worten gab ich ihm ein zweites Jahr, und als dieses um

war, ging ich wieder zu ihm. Er hatte noch nicht das Holz vorbereitet zu seinem Werke! Da ward ich traurig und erzählte ihm von meinem Gelübde. Auf dieses hin führte er mich in sein eigenes Schlafgemach und wies mir eine große Muttergottes mit dem Kind auf dem Arm. Und mit seiner schmeichlerischen Stimme hub er an und bat mich: ‚Herr, habt Geduld mit Euerm Knechte. Nehmt diese Muttergottes, die mir so lieb ist, daß ich sie bisher noch nicht verkaufen konnte. Aber Ihr sollt sie haben. Stellt sie einstweilen in Euer Münster und tut Euerm Gelübde genug. Ich lasse sie Euch um die Hälfte des Wertes.‘ Das Bildnis war unbeschreiblich schön. Dennoch schüttelte ich den Kopf. ‚Ich habe einen Kruzifixus gelobt.‘ — ‚So geht zu einem andern Meister, lieber Herr,‘ bat er mich flehend. — ‚Ich habe einen Kruzifixus von deiner Hand gelobt und kann mein Gelübde nicht brechen‘, antwortete ich. ‚Aber höre Meister, es will mir seltsam erscheinen, daß du meiner Kirche verweigerst, was du schon so vielen andern gewährt hast. Ich dächte, es wäre die schönste Aufgabe für einen — Herrgottschnitzer, der du doch einmal bist.‘ Da sah er mich mit seinen großen, schwarzen Augen an, seufzte und sprach: ‚Jawohl, die schönste, aber glaubt mir, die allerschwerste, die Ihr mir stellen könnt. Denn‘ — und dabei richtete er sich auf und sah mich hochfahrend an — ‚Ihr habt das Beste bestellt, was ich — hört mich wohl — was ich zu schaffen vermöchte. Beliebt es Gott, Ihr sollt es haben, aber gewährt mir, ich bitt' Euch, ein weiteres Jahr.‘ Ich gab mich zufrieden und wartete ein drittes Jahr und ein viertes und ein fünftes — und besitze meinen Kruzifixus zur Stunde noch nicht.“

„Ein wetterwendisch Volk alles, was Bildschnitzer, Maler und Musiker heißt,“ sagte der Gastmeister mit tiefer Überzeugung. „Nun, dieser große Meister darf es wohl dreifach sein; denn er vereinigt ja die drei Künste alle in seiner Person.“

„Wollen wir beten, daß er Heilung finde an unserm Brünnlein," sagte der Bibliothekarius. „Und vielleicht erscheint ihm in seinem Elend das Bild des Gekreuzigten mit solch zwingender Gewalt, daß es ihm keine Ruhe mehr läßt, bis er das Bildnis geschnitzt hat."

„Das fördere Gott!" sagte Abt Gregor und gab das Zeichen zum Aufbruch.

*

Es war am Abende des nächsten Tages. Base Anna saß in der Giebelstube dem Gaste gegenüber, schnitt ihm die letzten Stücke seines Imbisses vor und betrachtete mit einem mütterlichen Lächeln, was von den Zügen des Meisters, bleich und erregt, unter der schwarzen Binde hervorsah. „Das da müßt Ihr noch essen", drängte sie, als er das Messer beiseite legte und sich müde zurücklehnen wollte. „So wenig essen, das gibt's nicht. Heute mittag schon und jetzt wieder."

„Was liegt mir daran, ob ich früher oder später eingehe?" sagte er bitter. „Laßt mich doch in Frieden. Das Tier des Waldes verkriecht sich auch, wenn seine Zeit um ist." Und er tastete nach dem Handtuch.

„Eingehen?" Sie sagte es zornig. „Dann hättet Ihr auch daheim bleiben können. Wer wird so gottlos reden! Eingehen? Davon kann keine Rede sein, solange ich für Euer Essen zu sorgen habe. Und Ihr seid ja doch sonst ganz gesund? An solchem Augenübel ist noch niemand gestorben. Das ist mir zum Lachen. Eßt, sag ich!"

Gehorsam griff der Meister von neuem nach den Bissen auf seiner Schüssel und aß, bis sie leer war.

„Und werdet Ihr heute nacht wieder die nasse Leinwand, wie sich's gehört, über Euere Augen legen? He?"

„Weil Ihr es wollt!" antwortete er.

„Hier ist das Handtuch. So! Und jetzt gebt mir die Hand, ich will's Euch zeigen, Herr: hier neben Euerm Bette

steht wie gestern die Schüssel mit den Lappen. Die Christel hat erst vorhin das Wasser geholt. Tut Ihr das Euere, und das heilkräftige Wasser wird das seine tun. Deswegen seid Ihr doch zu uns herausgekommen, sollt ich meinen?"

„Deswegen?" Er lachte leise auf. „Das weiß ich wirklich selber nicht. Ich will's Euch sagen, wenn Ihr's wissen wollt. Ich mußte den Ort verändern. Da drinnen in der Stadt ist mir alles eng geworden, ich habe nimmer atmen können, ich hätte am liebsten alles, alles um mich her kurz und klein geschlagen — nur fort, nur fort! hab' ich geschrieen, und dann hab' ich dem Abte die Botschaft geschickt. Jetzt bin ich da; es ist aber bis jetzt nicht anders geworden."

„Von morgen an eßt Ihr mit uns in der Stube drunten", entschied sie. „Da habt Ihr Ansprache und seid nicht so allein mit Euern Gedanken. Und dann könnt Ihr Euch in das Gärtlein setzen, und die Christel liest Euch aus einem Legendenbuch vor. Sie kann ja so schön lesen. — Aber sagt, was ist denn da aus dem Klumpen Wachs geworden, den ich heut morgen aus Euerm Felleisen genommen habe?"

Er stand am offenen Fenster, sie aber war an das Bett getreten und hob mißbilligend ein seltsam geformtes Gebilde von der Decke. „Pfui Schande, ist das der Herrgottschnitzer von einstmals? Die richtige Teufelsfratze, und zwei Hörnlein hat's auch auf dem Kopfe. Ja, fürchtet Ihr Euch denn nicht der Sünden?" Und damit umkrallte sie das weiche Gebilde und drückte es zu einem Klumpen zusammen, warf ihn auf die Decke und bekreuzigte sich.

Der Meister lachte gutmütig: „Erzürnt Euch doch nicht unnötigerweise. Eine Fratze — sonst nichts. Meint Ihr denn, ich könne mit der Binde vor den Augen als ein Blinder so von ungefähr einen Engelskopf darstellen? Hilft mir Euer heiliges Wasser, dann sollt Ihr einen haben mit Backen zum

Platzen, und nicht nur den Kopf, sondern auch den Balg mitsamt den Flügeln. Seid Ihr einverstanden?"

„Das läßt sich schon eher hören", meinte die Base ein wenig besänftigt. „Wundert mich nur, wie Ihr beides schaffen könnt mit ein und derselben Hand — Engel und Teufel!" Sie bekreuzigte sich.

Der Meister lachte und beschrieb mit einer großartigen Bewegung einen Kreis in der Luft: „Das Reich der Kunst umfaßt Himmel, Erde und Hölle, und überall sind wir zu Hause."

„Überall?" Die Frau schüttelte sich. „Dann wisset, daß Ihr jetzt zu Hause seid beim Hofrichter Ulrich, und in seiner Behausung ist kein Raum für Teufel," — sie bekreuzigte sich — „auch nicht für solche aus Wachs."

Sie lauschte gegen das offene Fenster, schob den Meister zurück, trat hin und beugte sich hinaus.

„Heilige Jungfrau, da sitzen sie wieder, obenan die Christel; alle zwölf Staffeln sind voll von Kindern, und die ärgste Rotznase gibt sich Mühe, ein Engelsgesicht zu machen. Schaut selber, das ist ein schönerer Anblick als das, was Euere Hände gemacht haben!"

„Ist mir leid, wie Ihr wißt, kann ich nicht sehen," sagte er grimmig und setzte sich auf den Bettrand.

„O verzeiht!" rief sie und trat sogleich zurück. „Aber unsere Christel, müßt Ihr wissen, wo die geht und steht, sind auch die Kinder aus dem ganzen Dorf hinter ihr drein. Oft ist's zum Lachen, oft aber wird's auch zu arg. Und ich sag' Euch, Meister, wenn ich nicht zuweilen wie der Engel vor dem Paradies an der Türe stünde, wir könnten uns im eigenen Haus nimmer retten vor all dem kleinen Volk. Aber die Christel versteht's mit ihnen, das muß man ihr lassen. Besser als der Klosterbruder drüben im Schulhaus mit den verdächtigen Buben."

Der Meister lachte und schlug sich aufs Knie. „Ich habe einen Gedanken, Base: wenn ich wieder ein Schnitzmesser führen kann, dann schnitz' ich Euch als Engel an den Pforten des Paradieses. Und wetten, es traut sich niemand hinein!"

„Es sind vier Leinwandlappen in der Waschschüssel," sagte sie mit treuherziger Stimme; „Ihr wißt ja, zum Wechseln. Und wenn Ihr Euch immer zugleich auch einen Lappen aufs Maul legt, so kann auch dort das heilkräftige Wasser nur nützen."

Damit verschwand sie aus der Türe.

Der Bildschnitzer lachte, daß es ihn stieß, und sagte halblaut hinter ihr her: „Die könnte einem beinah die Grillen vertreiben."

Er stand auf, reckte und dehnte sich, gähnte und trat ans Fenster, sog die laue, blütenduftende Abendluft ein und lauschte hinab.

„Du, Christel, ist der böse Mann noch bei euch?" fragte ein feines Kinderstimmlein.

„Bei uns ist kein böser Mann", antwortete die glockenklare, tiefe Stimme des Mägdleins.

„Wer weiß das?" murmelte der Mann am Giebelfenster und ballte die Fäuste.

„Ei, der Mann mit dem schwarzen Tuch überm Gesicht, der gestern abend hergefahren ist," behauptete die feine Stimme.

„Das ist kein böser Mann", sagte Christel in verweisendem Tone.

„Warum hat er aber das schwarze Tuch überm Gesicht?" beharrte das Kind.

„Weil seine Augen krank sind und ihm das Licht weh tut."

Das Kleine schwieg.

Nach einer Weile fragte ein anderes. „Warum ist er denn in deinem Haus?"

„Weil er gesund werden will."

„Kannst du ihn wieder gesund machen?"

Christel lachte. „Ich kann ihn freilich nicht gesund machen. Ich kann ihm nur das Wasser schöpfen, das seine Augen gesund macht, ihr wißt ja, das Wasser aus dem heiligen Brunnen."

„Ich weiß", sagte nun eine tiefe Kinderstimme. „Ich habe meiner Mutter auch immer von dem heiligen Wasser bringen müssen, wie sie so krank war."

„Gelt, und die ist ja auch wieder gesund worden!"

„O ja, wir haben aber auch gebetet für sie so viel und so fest."

„Ja, beten muß man freilich immer dazu," bestätigte Christel. „Und wie wär's denn, wenn ihr auch für den Mann da droben alle Abende beten wolltet — was meint ihr?"

Etliche von den Kindern stimmten sogleich zu, andere aber waren vorsichtiger Art und überlegten, ob sie die neue Belastung ihres Abendgebetes auch übernehmen könnten. Aber Christel gab nun nicht mehr nach, und zuletzt waren alle einig, daß hier etwas geschehen müsse.

„Und du, Margaret?" fragte sie das Kind, das zuerst nach dem Manne mit dem schwarzen Tuch gefragt hatte.

„Dann will ich auch beten für den bösen Mann", sagte es zögernd.

„Ich hab' dir doch schon gesagt, er ist kein böser Mann, und du darfst das auch nicht mehr sagen," verwies ihm das Mägdlein die Rede. „Höret, er ist ein frommer Mann, er ist ein Herrgottschnitzer."

„Ein Herrgottschnitzer?" fragte das Kind. „Was ist das?"

„Einer, der so klug und geschickt ist, daß er den lieben Herrn Jesus und die Muttergottes und alle Heiligen aus Holz schnitzen kann. Dann stellt man sie in die Kirche und an die Wege oder auch in alte hohle Bäume und verrichtet seine Andacht vor ihnen", wollte Christel die Kleine belehren.

Aber da kam sie auf einen schlüpfrigen Boden, und sogleich rief eine helle Stimme: „Ei, die Muttergottes in der blutigen Linde draußen ist doch vom Himmel gefallen, hat meine Mutter gesagt!"

„Ja freilich, die schon," gab Christel bereitwillig zu.

„Und überhaupt, alle Heiligen werden von den lieben Engelein in die Kirchen gestellt, hat meine Mutter gesagt. Nicht?"

Angestrengt lauschte der Mann am Giebelfenster.

Christel aber rief nach einer Weile: „Was meint ihr, es wird sogleich zu Abend läuten, und dann heißt's eia popeia ins Bett! Da müssen wir uns doch vorher geschwind noch eines singen?"

„Singen — singen — singen!" riefen sie und klatschten in die Hände.

„Aber was denn?"

Nun schrieen sie alle durcheinander, und jedes wußte ein anderes Lied.

„So geht's nicht," sagte Christel, „alle Lieder auf einmal können wir nicht singen. Aber ich glaube, die meisten von euch möchten den Abendstern singen. Ist's nicht so?"

„Den Abendstern, den Abendstern!" riefen sie alle im Chore.

„Gut also. Aber nicht so laut und nicht so geschwind!"

Und es klang nach einer süßen Weise aus der Gasse empor:

Goldener Abendstern,
leuchtest so fern, so fern
über der Welt;
wanderst so still, so klar
immerdar, immerdar
droben am himmlischen Zelt.

Goldener Abendstern,
droben am himmlischen Zelt,

wär' ich so still wie du
hier in der irdischen Welt

Goldener Abendstern
leuchte von fern, von fern,
leucht' mir zur ewigen Ruh'!

Jetzt hob sich der Schwarm von den Stufen: Gut Nacht! Gut Nacht! klang es in allen Tönen durcheinander. Viele nackte Füßlein patschten die enge Gasse entlang, und vom Dachreiter des Münsters begann die Ave-Maria-Glocke zu läuten.

Der Meister schloß den Holzladen und das Fensterlein mit den runden Scheiben und löste in der Finsternis die Binde von seinen Augen.

Dann ging er zu Bette und legte den nassen Lappen über die Augen. Aber unter dem Lappen schossen ihm die Tränen hervor und netzten sein Kissen. Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihn, und halblaut stieß er hervor: „Reinheit, o kindliche Reinheit!"

*

In der Wohnstube des Hofrichters brannte die Unschlittkerze, flackernd und trübe; denn ein großer Räuber hing an ihr herunter. Der Alte saß mit seiner Tochter am schweren Tische. Der Alte schnitzte an einem Löffel, die Tochter spann. Der Alte schwieg, und Christel legte immer wieder die Hand mit der Spindel in den Schoß, blickte mit ihren großen schwarzen Augen ins Leere, und der Flachs auf dem Rocken wurde nicht weniger.

„Christel!" Der Hofrichter deutete mit dem Schnitzmesser auf den Räuber.

Die Tochter schreckte zusammen und handhabte die Lichtschere. Dann warf sie die Spindel, daß diese sich hurtig drehte.

„Christel!" sagte der Alte nach einer Weile zum zweiten Male, legte das Messer und den halbfertigen Löffel auf den

Tisch und sah freundlich zu seiner Tochter hinüber. „Was ist denn mit dir? Meinst wohl, ich sehe es nicht, wie du in die Luft guckst und immer wieder die Hände in den Schoß legst, und höre es nicht, wie du so schwer Atem ziehst — sag' mir doch, was hast du?"

Sie holte die Spindel ein und legte die Hände wieder in den Schoß: „O Vater, es ist mir so eng um die Brust, es ist mir, als benähme mir etwas den Atem, es ist mir zumute, als käme ein Gewitter."

„Ein Gewitter?" Nun stand er auf, öffnete das Fensterlein, schob den Riegel am Holzladen zurück und blickte zwischen den Häusern zum nächtlichen Himmel empor. „Keine Spur! Die lieben Sterne leuchten mit aller Kraft, und über der Gasse steht der goldene Wagen. Es ist eine klare, herrliche Nacht."

„Vergebt, Vater, es ist mir ja nur zumute, als käme ein Gewitter — ein schreckliches Gewitter." Ihre Zähne schlugen klappernd zusammen, und sie schüttelte sich. „Und ein Blitz, Vater, und ein Schlag —" Sie erhob sich.

„So hast du Angst?" Er stand noch immer am offenen Fenster. Und plötzlich wandte er sich: „Hat dir wieder jemand etwas zuleide getan?"

Sie kam mit gefalteten Händen näher: „Nein, Vater, kein Mensch. Es handelt sich auch nicht um meine geringe Person." Sie sah ihn unverwandt an und schluchzte plötzlich laut auf.

„Um wen denn?" fragte der Riese mit weicher Stimme.

Sie unterdrückte ihr Weinen. „Um Euch, Vater."

„Um mich?"

„Der Junker, liebes Vaterlein!" Sie sah ihn kläglich an.

„Der Junker — ei, an den hab' ich wahrhaftig gar nimmer gedacht. Da hab' nur keine Angst. Der Junker wird dir nichts mehr tun."

„Mir nicht," sagte sie traurig, „aber Euch — Euch!"

„Pah!“

„Gewiß, Vater. So gewiß, als ich Tag und Nacht nichts anderes denke, denkt auch er Tag und Nacht nichts anderes, als wie er sich räche.“

„Er ist ja fort!“ sagte der Hofrichter verächtlich.

„Und wird wiederkommen, Vater.“

„Dann soll er kommen!“

Von der Gasse herauf tönte ein leiser Pfiff, und der Hofrichter wandte sich zum offenen Fenster. Christel umklammerte seinen Arm und suchte ihn zurückzuziehen.

„Kindische Possen!“ murrte er und machte sich los.

„Hofrichter, ich bitt' Euch, wollet doch zu uns in den Marstall kommen, die Fatme ist krank worden.“

„Die Fatme?“ Der Alte fuhr zurück. „Im Augenblick.“

„Vater!“ Nun schlang sie die Arme um ihn und flehte: „Ihr geht nicht fort in der nachtschlafenden Zeit!“

„Nicht fort, wo ich bei Tag und bei Nacht zur Stelle bin, wenn eine Kuh kalbt? Und jetzt, wo es sich um das kostbare Zelterlein handelt, das der Herr Kaiser selbst dem Herrn Abt geschenkt hat?“

„Vater, ich fürcht' mich!“

„Das ist dein gutes Recht; denn du bist ein Weib. Vorwärts, die Mütze!“

Sie ließ ab und nahm die Mütze und die kurze Seitenwehr vom Rechen.

„Die Mütze, hab' ich gesagt! Was soll ich mit der Wehre beim kranken Rößlein?“ Er lachte gutmütig, schob sie mit ihrer Wehre zur Seite und ging an die Türe.

„Dann trag' ich Euch die Wehre nach vors Tor bis an den Hof.“

„Unterfang dich's!“

„Oh, wenn die Mutter noch lebte!“ Sie starrte ihn hilflos an.

Er stutzte. „Also meinetwegen, gib her!"

„O Vater!"

„Kindische Possen!"

„Ihr wißt doch," sagte sie eifrig und half ihm, sich gürten, „die Schüler schwärmen wie die Nachtraben in den Gassen. Und wie leicht könntet Ihr seinen Gesellen begegnen!"

Er ging, und sie lauschte am offenen Fenster, solange sie seine schweren Schritte hallen hörte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Hofrichter nach Mitternacht vom Marstalle zurückkam, fand er an der Haustüre einen Zettel hängen, und in drohender Schwärze starrten ihm die großen Buchstaben entgegen:

‚Cave adsumus. Weil du Hund von einem Knechte aber doch kein Latein weißt, so schreibt man dir auf deutsch: Hüte dich, wir sind da!'

Der Hofrichter vermochte auch im hellen Mondscheine den Sinn des Zettels nicht zu enträtseln. Denn er kannte weder die lateinische noch die deutsche Schrift.

Er riß ihn ab und sah unschlüssig darauf. Dann zerriß er ihn gleichmütig in kleine Stücke, streute sie auf den Boden und murmelte: „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß. Amen."

Ging in sein Haus, legte sich zu Bette und schlief den Schlaf des Gerechten.

*

Des andern Tages nach dem Mittagessen klopfte es an der Stubentüre, und ein schlanker, junger Mensch in der Tracht der Klosterschüler kam herein.

Er verneigte sich mit vornehmem Anstande vor Jung-Christel, dann weniger tief vor dem Hofrichter. Sein schmales, blühendes Antlitz hätte kindlich ausgesehen. Aber von der leicht gebogenen Nase lief zwischen hochgeschwungenen Brauen

eine tiefe Falte zur gewölbten Stirne empor. Seine dunkelblauen Augen blickten offen und doch wieder mit stolzer Zurückhaltung. Bis auf die Schultern fielen ihm die hellblonden Locken in dichter Fülle herab. Hoch und frei, ganz anders als die meisten Klosterschüler, trug er das Haupt.

„Willkommen, junger Herr," sagte der Hofrichter, während sich Christel entfernen wollte. Aber mit einer gebietenden Handbewegung rief der Schüler: „Nein, Jungfer, ich bitte zu bleiben."

Christel zog sich in die Fensternische zu ihrer Näharbeit zurück, und der Hofrichter bot dem Gaste einen Stuhl an.

„Ich danke", sagte dieser mit einer gewissen Hoheit. „Meine Angelegenheit ist so ernsthaft, daß ich zu stehen vorziehe."

„Wie Euch beliebt", meinte der Hofrichter und stemmte beide Fäuste auf seine Stuhllehne.

„Wenn ich es gewagt habe, in Euer Haus zu treten," begann der Schüler, und jetzt flog wieder ein ganz kindliches Lächeln über sein Antlitz, „so hat mir eine Erinnerung, besser gesagt, ein ganzes Bündel Erinnerungen den Mut dazu gegeben. Es war vor acht Jahren an einem sonnigen Herbsttage. Aber je heller die Sonne schien, desto weher war mir zumute. Meine Eltern hatten mich in die Klosterschule gebracht, und ich durfte den Nachmittag noch in ihrer Gesellschaft sein. Die Schenkstube und der Tanzsaal waren voll von Eltern und Kindern. Obgleich meine Augenlider vom Weinen verschwollen waren und ich nur durch den Schleier meiner Tränen zu blicken vermochte, sah ich doch vieles ganz scharf, ich sehe es heute noch in der Erinnerung, bis auf den Reisebecher vor meinem Vater, in dessen Silber sich die Sonne spiegelte, daß es mich schmerzte. Ich saß zwischen Vater und Mutter, aber ich konnte mich der Schönheit meines Sitzleins nicht freuen. Ich wußte ja, in einer Stunde würde unser alter Heinz die Pferde aus dem Stall ziehen und dann

— ja dann ritten die Eltern davon, und ich blieb allein zurück in der fremden Welt. Zuviel war an jenem Tage auf mich eingedrungen: Ich war vor den Abt gestellt worden, ich hatte seine Hand auf meinem Scheitel gefühlt — er hatte seine Hand an jenem Tage vielleicht schon fünfzig Schülern aufs Haupt gelegt. Ich war mit den Eltern und dem Magister durch das Schulhaus gegangen, hatte mein Bett im Schlafsaal gesehen — der Schlafsaal war so ganz anders beschaffen als das Stübchen neben dem Schlafgemach meiner Eltern. Ich hatte die Schulstuben gesehen mit den bös zerschnittenen Bänken, ich hatte das wilde Schreien im Saale gehört und war unter die andern Schüler getreten, und als mir klar wurde, wie groß und stark die meisten waren, hatte mich die Angst gepackt. Die Stunde verrann, wie alle Stunden verrinnen, die Eltern ritten zum Tore hinaus, und ich verlassenes Büblein schlich durch die Gassen zur Klosterschule. Die Tränen liefen mir über die Backen, und ich tappte an den Häusern hin. Da plötzlich rannte mich einer von hinten an, ich fühlte mich von zwei Fäusten an den Schultern gepackt, eine schreckliche Stimme schrie mir in die Ohren: ‚So, jetzt jag ich dich in die Höll!‘ Ich war halb von Sinnen, schloß die Augen und schrie, als ob mich der Gottseibeiuns selber am Kragen hätte.“

Der Schüler bekreuzigte sich. „Es ist mir als einem kleinen Buben in der Schule drüben noch öfter zumute gewesen, als ob — aber lassen wir's; das ist ja längst vorüber. Vergebt mir nur, ich bin weitläufig geworden, aber ich mußte das alles erzählen.“

„Nur zu!“ sagte der Hofrichter. „Man hört Euch gerne, Ihr wißt Euere Rede kunstvoll zu setzen.“

Der Schüler fuhr fort: „Da, in meiner höchsten Not, höre ich eine zornige Frauenstimme, die Fäuste lösen sich von meinen Schultern, ich öffne die Augen und sehe in ein wunderschönes Gesicht. Und die zornige Stimme von vorhin

sagt, ach so liebreich: ‚Fürchte dich nicht, Büble, sieh hin, dort läuft er.‘ Ich fühle, wie eine weiche Hand meine Wange streichelt, und es ist mir, als stehe ein Engel vom Himmel neben mir. Da drunten in der Gasse ist's gewesen, Hofrichter.“ Und wieder bekreuzigte er sich und sagte langsam und feierlich: „Requiescat in pace et lux aeterna luceat ei.“

Diesen Spruch von der Ruhe im ewigen Frieden und vom ewig leuchtenden Lichte kannten beide, der Hofrichter und sein Kind, auch im fremden lateinischen Kleide. Sie wußten, wem er galt, und bekreuzigten sich wie der Schüler.

Dieser fuhr fort: „Und sie nahm mich an der Hand, führte mich durch das Haus in den Garten und setzte mich in die Laube, redete mir liebreich zu, ließ sich meinen Kummer erzählen und tröstete mich, wie einen die eigene Mutter nicht besser zu trösten vermöchte. Und wenn ich heute an das Büblein von damals denke und an die wunderschöne, liebreiche Frau, dann steht immer vor meiner Seele das Wort des Heilandes: Was ihr Gutes getan habt an einem dieser Geringsten in meinem Namen, das habt ihr mir getan. Dann ging sie und kam wieder mit einem kleinen Mädchen, das schleppte seine volle Schürze, trat vor mich, öffnete sie und bot mir Äpfel und Nüsse. Und noch oft, wenn ich in den ersten Jahren verlassen, verheult, verprügelt an diesem Hause vorbeischlich, dann hörte ich wieder die liebliche Stimme, die mich hereinlockte und tröstete, und sehe die Frau, die mir gab, was eines Bübleins Herz erfreut: Äpfel oder Hutzeln oder sogar dann und wann einen Löffel Honig. Das ist in den ersten Jahren gewesen. Später freilich hat sich's geändert. Da habe ich das kindische Wesen abgelegt je mehr und mehr. Da sind mir die Bücher lieber und lieber geworden von Jahr zu Jahr, und ich bin in den freien Stunden nicht mehr auf die Gasse gelaufen, wie das Büblein von damals. Und so habe ich sie in den letzten

Jahren nur selten von weitem gesehen. Aber vergessen habe ich jene erste Zeit nie, Hofrichter. Ihr seid damals auch zuweilen dabeigestanden und habt meinen Scheitel gestreichelt. Ihr müßt es noch wissen."

Da fuhr der Hofrichter über seine Augen, räusperte sich ein wenig und sprach: „Wie hätte ich mir alle die Vergeltsgott merken können, die sie sich gesammelt hat von Tag zu Tag? Aber noch einmal muß ich sagen: Ihr versteht Euere Rede fein zu setzen; es ist fast anzuhören wie eine Predigt von der Kanzel. Warum seid Ihr denn in der bösen äußeren Schule und nicht vielmehr in der inneren, wo sie die Knaben zu Mönchen machen? Ich dächte, Ihr hättet mit der Zeit einen großen Abt oder gar einen Bischof gegeben."

Der kindliche Ausdruck in dem Gesichte des Schülers verschwand, die senkrechte Falte über der Nasenwurzel vertiefte sich, die feinen Lippen kräuselten sich spöttisch, und die blauen Augen blickten hochfahrend: „Einen Mönch? Einen Abt? Hofrichter, Ihr irrt Euch —! Ehe fünf Monate um sind, reite ich nach Paris auf die Hohe Schule. Dort lerne ich alles, aber auch alles, was ich brauche. Denn es gibt nichts Stärkeres in dieser Welt als Wissen. Wissen ist fester und geschmeidiger als eine Passauer Klinge, Wissen ist stärker als ein stählerner Harnisch, und der Verstand trägt seine Pfeile weiter als eine Armbrust aus Worms. Könige müssen sich beugen vor dem, der alle Tiefen der Rechtsbücher kennt, und Gewappnete die Waffen strecken vor dem Witze seines geschulten Verstandes. Ich bin ein Geschlechter wie alle meine Väter, und wenn ich nach Jahren von der Hohen Schule zurückkehre, dann steht mir der Weg offen zu den Ehrenstellen meiner Vaterstadt." Noch ernster wurden seine Züge. „Das Höchste aber, wonach ich strebe, ist: das Recht handhaben und in der Wage der Gerechtigkeit wägen die Ansprüche der Menschen, dem Unrecht steuern und alles

richten und schlichten in dieser argen Welt, was ich nur immer vermag." Er hielt inne. Dann fuhr er fort: „Richten und Schlichten. Ich habe die Wohltat nicht vergessen — ich vergesse überhaupt nichts. Und jetzt kann ich Euch vielleicht einen kleinen Dienst erweisen; denn Ihr seid in Gefahr."

„Davon ist mir nichts bekannt", sagte der Alte, hob den schweren Stuhl und stauchte ihn auf die Dielen, daß es krachte.

„Doch", nickte der Schüler. „Ihr kennt den Junker nicht."

„Gelüstet mich auch nicht nach seiner näheren Bekanntschaft."

Unbeirrt wiederholte der Schüler: „Kennt ihn nicht, wie ich ihn kenne. Er ist bei all seiner Bosheit ein erbärmlich dummer Mensch. Wie ich immer die Erfahrung gemacht habe, daß die Bosheit aus der Dummheit entspringt. Denn wahrhaft klug ist nur, wer sich der Ehrbarkeit befleißigt. Es ist ja kein Zweifel, Ihr seid im vollen Recht gewesen. Ich war nicht zugegen, als Ihr ihn züchtigtet; denn ich saß zu dieser Stunde, wie gewöhnlich, in meiner Zelle hinter den Büchern. Aber nach allem zu urteilen, was ich gehört habe, das Recht ist auf Euerer Seite."

Das Kindergesicht war nun in so ernste Falten gelegt, daß es den Anschein hatte, als suchte ein gereifter Mann in den Schranken das Recht.

„Ich kenne ihn und weiß, daß er Tag und Nacht auf Euer Verderben sinnt."

„Soll er —! Man sagt übrigens, daß er geflohen ist."

„Um wiederzukommen, Hofrichter, verlaßt Euch darauf! Und da möchte ich Euch helfen und weiß keinen anderen Ausweg als einen Vergleich. Freilich, den sollte der Herr Abt in die Hand nehmen. Aber — Ihr wißt ja." Er reckte sich: „Also muß ich's tun. Es ist nämlich auf der andern Seite wohl zu erwägen, daß Ihr den Junker bitterlich geschädigt habt; denn es ist hart für den Hochfahrenden, daß er nun zeitlebens als ein Geprügelter einhergehen muß."

„Kann und will die Prügel nicht ungeschehen machen", sagte der Klosterrichter.

„Sollt und könnt Ihr auch nicht", antwortete der jugendliche Richter. „Aber vergleichen könnt Ihr und — wenn ich gut raten darf — müßt Ihr Euch mit ihm, damit nicht aus dem einen Unrat viel anderer Unrat erwachse. Und da habe ich mir nun Folgendes zurecht gelegt: Er hat einen starken Anhang, ich habe den stärkeren. Aus diesem Anhange wählen wir je fünf Zeugen. Vor diesen Zeugen erscheint Ihr und der Junker. Es wird festgestellt, was beiderseits geschehen ist, und dann erklärt der Junker, daß es ihm leid ist, was er getan hat. Abzubitten braucht er nicht; denn seine Strafe hat er vorweg. Ihr aber erklärt, daß Ihr ihm den Schimpf, übermannt vom gerechten Vaterzorn, angetan, daß Ihr seine Ehre damit nicht im geringsten habt mindern wollen und als der freigeborene Mann, der Ihr seid, ihn fortan für einen Ehrlichen vom Adel zu achten gewillt seid."

Der Hofrichter lachte gutmütig. „Reitet immerhin nach Paris; ich habe jetzt nicht den geringsten Zweifel mehr, daß Ihr ebenso wie ein Abt oder Bischof ein berühmter Kanzler zu werden versprecht."

Über das bisher so altkluge Antlitz des Schülers ging nun wieder ein sonniges Kinderlächeln. Er faltete die Hände und sagte: „Wie stolz wollte ich sein, wenn es mir gelänge, die Gefahr von Euerm Haupte abzuwenden."

Der Hofrichter stand mit zusammengezogenen Brauen und schwieg.

Da kamen leichte Schritte vom Fenster her, und Christel trat neben den Schüler.

„Ich bitte Euch, Hofrichter!" sagte der Schüler mit gefalteten Händen.

„Er meint es gut, Vater; denn er hat liebreich von der seligen Mutter gesprochen," sagte Christel.

„Es kommt mich hart an," grollte der Alte; „denn ich bin im Recht."

„Wer einen Vergleich eingeht, der muß ein Stück nachgeben," schmeichelte der Schüler.

„Wißt Ihr denn auch, ob der Junker will?"

„Ist mir's bei Euch, dem Manne, gelungen, so hoffe ich, daß es mir auch beim andern nicht fehlen wird. Und wenn auch nicht, — dann habt Ihr das Euere getan. Wäre aber Euere selige Hausfrau am Leben — wo glaubt Ihr, daß sie stünde, Hofrichter? Hier bei mir oder drüben bei Euch? Wie ist mir denn? Höre ich nicht noch ihren seltsamen Gruß, den sie immer und immer gebrauchte —?"

„Friede sei mit euch!" sagte die tiefe Stimme der Jungfer Christel, die nun auch mit gefalteten Händen dastand und bittend zu ihrem Vater emporblickte.

„Von mir aus!" rief der Hofrichter und wandte sich ab. „Ich kann's ja leicht versprechen; denn der andere wird's nicht wollen."

„Das werden wir sehen! Ich dank' Euch", rief der Schüler, neigte selbstbewußt und doch bescheiden das Haupt und ging zur Türe.

Hocherhobenen Hauptes ging der Schüler die Gasse hinunter, und der Frühlingswind spielte mit seinen Locken.

*

Unverändert, wie sie vor dreihundert Jahren erbaut worden, standen die Gebäude des Klosters im Vierkant. Gebäude von mäßiger Höhe, Erdgeschoß und ein Stockwerk, so daß die Sonne immer noch ein gut Teil des Tages in den Hof zu scheinen vermochte, den sie umschlossen. Noch wohnten die Mönche in den alten Zellen, wo die unübersehbare Reihe ihrer Vorfahren gebetet, gefastet und sich gegeißelt hatte, noch standen die Bücher in der Bibliothek oder lagen, wenn sie sehr kostbar waren, auf schweren Eichen-

pulten an eisernen Ketten befestigt, und ihre Menge wuchs von Jahr zu Jahr; denn fort und fort kamen aus den Zellen schreibkundiger, kunstfertiger Brüder neue Bände mit schwarzer, glitzernder Schrift und farbenglühenden Initialen, und noch kein Abt hatte die lange Zeit her den Knopf auf den Beutel gedrückt, wenn es galt, ein seltenes Stück zu erwerben. Und vollends in den letzten Jahren, seit die Welt erfüllt wurde mit den Büchern aus den berühmten Druckereien der Städte, standen die Folianten und Quartanten enge gepreßt auf den hohen Gestellen, und man sah die Zeit kommen, wo der alte Raum den überquellenden Segen nicht mehr zu fassen vermochte.

Aber es hatte sich doch manches verändert in dem unermeßlich reich gewordenen Kloster. Der Abt war aus der alten Wohnung im Vierkant der Gebäude fortgezogen und hatte sich das prächtige Haus gebaut abseits der Brüder. Und hart am alten Kloster erhoben sich neue Gebäude, notwendig geworden zur Aufnahme der doppelt vermehrten Zahl der Religiosen.

Mitten in dem kleinen Klosterhofe stand dunkel und massig eine immergüne Eibe. Es war ein Stamm von gewaltigem Umfange da drinnen zwischen den stillen Mauern. In zwei Manneshöhen vom Boden ging er gabelförmig auseinander. Doch erst wenn einer ganz nahe hinzutrat, blinkte ihm die silbergraue Rinde aus dem düstern Wirrsal der Wedel entgegen. Denn bis auf die Erde hinab wuchsen die zottigen Äste, ja, es war anzusehen, als wäre der Fuß des Stammes ganz eingehüllt in die schweren Falten einer wallenden Schleppe. Oben aber, in sechs Manneshöhen vom Boden, strebten die Äste straußartig auseinander und gewährten durch weite Lücken dem Sonnenlicht seine Wege in den Hof. Wie ein heidnisches Wahrzeichen, vereinsamt und von der alles zerstörenden Zeit vergessen, stand er da, und seine schwarz-

grünen Wedel flüsterten mit dem Windhauch, der über das Dach strich. —

Am Abende desselben Tages wurde das Glöcklein der Klosterpforte gezogen. Der Schieber am Guckfenster ging zur Seite, und hinter den Gitterstäben erschien das Haupt eines Mönches.

„Die Christel? Ei, was will denn die Christel von uns?"

„Ich habe eine große Bitte", sagte das Mägdlein und schluckte ein wenig. „Ihr wißt ja, Ehrwürdiger, daß der Meister Veit bei uns wohnt."

„Ich weiß es. Er ist krank an den Augen."

„Gewiß. Und das Wasser der Quelle soll ihm Heilung bringen. Alle Abend hole ich ihm einen Krug Wasser. Mit dem benetzt er nachts seine Augen."

„Tu das, mein Kind, und dein Glaube mache dich selig."

„Nun möchte ich Euch bitten, daß Ihr mir um Gotteswillen alle Abend meinen Krug aus der heiligen Quelle selbst füllt."

„Das ist aber nicht Brauch, mein liebes Kind. Zu diesem Zweck ist doch ein Rohr von der Quelle hinaus vors Kloster gelegt, und aus dem Brünnlein an der Mauer schöpfen alle, die den Glauben haben an die Heilkraft des Wassers."

„Gewiß", nickte sie eifrig. „Aber die Leute sagen, das Wasser an der Quelle selbst ist viel stärker. O bitte, Ehrwürdiger, bitte gebt mir alle Abend einen Krug voll aus der Quelle selbst unter der Eibe!"

„Ah so die Eibe, der Wunderbaum!" Der Mönch runzelte die Stirne.

„Bedenkt doch, Ehrwürdiger, daß es der Meister Veit ist, der große Bildschnitzer. Wie schrecklich wäre es, wenn der sein Augenlicht verlöre und könnte gar kein Bild mehr schnitzen zur Auferbauung so vieler Leute — oder nur so traurige Fratzen, wie die, von der meine Base erzählt hat."

„So, er schnitzt Fratzen?" erkundigte sich der Mönch.

„Nein, nur eine hat er gestern in seiner Verzweiflung und Finsternis aus Wachs geformt, und die Base hat sie auch gleich zerdrückt," rief Christel erschrocken. „Er hat gewiß nichts Böses tun wollen, aber bedenkt nur, ihm liegt ja die Binde auf den Augen, und da hat sich eben das Wachs unversehens von selbst geformt in seinen Händen."

„So, so, von selbst —?" sagte der Mönch.

„Und Ihr werdet mir gewiß helfen, Ehrwürdiger. Das Wasser vom Quell ist doch ohne Zweifel stärker, und je weiter es fließt, desto mehr verliert es an Kraft. Ich bitt' Euch!"

„O Kind!" sagte der alte Mann und sah freundlich auf ihr Antlitz, das vom Eifer glühte. „Gib mir den Krug!"

Er öffnete ein zweites Schiebfenster, und sie reichte ihr Krüglein hinein. Und während seine Schritte in der Ferne verklangen, setzte sie sich auf die Steinbank neben der Pforte und faltete die Hände im Schoß.

Die weiße Gestalt des Mönches glitt langsam in die Stille des Hofes. In dem offenen Kreuzgang, der auf allen vier Seiten den Hof einschloß, wandelte lesend ein anderer Mönch; seine weiße Gestalt verschwand zwischen den kurzen Säulen, leuchtete wieder auf und verschwand wieder. Regungslos stand der schwarzgrüne Baum inmitten des Rasenplatzes und streckte seine geheimnisvollen Wedel zum wolkenlosen Abendhimmel empor.

Nachdenklich ging der alte Mann über den kurzgeschorenen Rasen und stieg die zwölf Stufen zur Quelle hinab, die aus den Wurzeln des Baumes zu entspringen schien. Nachdenklich blickte er in das Marmorbecken, in das sich Sommers und Winters in gleicher Schwäche aus bleierner Röhre das klare Quellchen ergoß.

Und während sich der Krug langsam füllte, las er wieder einmal die lateinische Inschrift auf der Marmortafel über

dem Brünnlein. Es waren die Worte, die der Herr einst am Jakobsbrunnen zum samaritischen Weibe gesprochen hatte: ‚Wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, der wird ewiglich nicht dürsten, und es wird ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.' —

Als er den Krug durch die Türe schob, sprach er zu der wartenden Christel: „Grüße den Meister, und Gott gesegne es ihm. Und sage ihm weiter: Wenn dich dein Auge arg macht, so reiß es aus und wirf es weg. Es ist dir besser, daß du mit einem Auge ins Himmelreich kommst, als sehend ins Feuer der Hölle."

Erschrocken sah sie ihn an. Dann brachte sie zögernd heraus: „Wie kann ich das dem Holzschnitzer bestellen? Er ist doch so fromm!"

„Ist er das?" fragte der Mönch. „Aber wie du willst, sag's oder sag's nicht."

„Darf ich wiederkommen?" bettelte sie.

„Meinetwegen, immer um dieselbe Zeit, solang er's bedarf."

*

Es war schon spät am Abende desselben Tages.

Im öden Tanzsaale des Dorfwirtshauses hatten halbwüchsige Schüler der äußeren Klosterschule einen heimlichen Konvent. Das war keine Seltenheit in der zuchtlosen Zeit. Aber diesmal handelte es sich um kein nächtliches Tanzvergnügen mit leichtfertigen Mägden, kein wildes Gelage, bei dem man die Gepflogenheiten erwachsener Brüder und Vettern nachäffte.

Auf einem der Tische stand trübe flackernd ein Talglicht, und zwei Haufen hielten, scharf gesondert, einander gegenüber, und drohende Augen blickten in drohende Augen.

Der blondgelockte Schüler hatte seine Rede geendet, warf den Kopf zurück und trat mit gekreuzten Armen zur Seite. Er war hochbefriedigt von seiner rhetorischen Leistung.

Da begann Junker Wolf an der Spitze seines Anhanges: „Wie ich sehe, hast du dir alles vom Herzen heruntergeredet und bist nun fertig." Er lachte spöttisch. „Kein vernünftiger Mensch wird von mir erwarten, daß ich deine, vom Öl der Studierlampe triefenden Worte mit der gleichen Münze bezahle. Ich bin ein armer Schlucker und besitze diese Münze nicht, auch wenn man mir alle Taschen auskehren wollte. Gegen dich kann ich nicht an. Du würdest mich doch immer wieder mit deinem gesegneten Maulwerk zu Tod schlagen."

Der Blondgelockte fuhr zornig auf; doch einer seiner Anhänger hielt ihn am Arme fest.

„Mit deinem Maulwerk," sagte der andere spöttisch — „nicht mit deinen Fäusten; denen bin ich gewachsen."

„Das möchte ich sehen!" rief der Blonde und zerrte an seinem Arm. Aber nun hielten ihn zwei, drei seines Anhanges, und Junker Wolf konnte fortfahren:

„Jawohl, das möchte dir passen. Zeitlebens könntest du prahlen: Denkt ihr noch an den Wolf und den Hofrichter? Wer ist's gewesen, der die grausame Irrung geschlichtet hat? Ich bin's gewesen! Einzig durch die Gewalt meiner Rede hab' ich den Junker so weich gekriegt wie den Teig im Backtrog. Wer kann mir auch widerstehen? — Du sagst, der Hofrichter will sich vergleichen. Ja, wer oder was ist denn dieser Hofrichter, daß er sich vergleichen könnte mit mir?"

„Er ist ein freier Mann wie du und ich!" brauste der Blonde auf.

„Wie du — mag sein", sagte Wolf verächtlich.

„Jetzt ist es genug!" schrie der Blonde ganz außer Fassung. Aber die Seinen hielten ihn fest.

„Sogleich wird's genug sein. Höre: Ich habe mich kürzlich mit meinem Schwager beredet, der in Ehrenhändeln wahrhaftig Bescheid weiß. Und ich habe ihm geklagt, daß mich der Hofrichter an meiner adeligen Ehre gekränkt hat.

Da hättet ihr meinen Schwager sehen und hören sollen Ins Gesicht hat er mir gelacht. Und jetzt weiß ich's: Es ist wahr, der Hofrichter hat mich mißhandelt; aber das hat nicht mehr und nicht weniger zu bedeuten, als wenn mich ein Hund angefallen hätte. Ich war in seiner Gewalt."

„Und er war im Recht!" rief der Blonde.

„Gewalt geht immer vor Recht", erwiderte der Junker spöttisch. „Ich war in seiner Gewalt, aber das hat meine adelige Ehre nicht im geringsten gemindert; denn das zu tun hat er nicht Macht. Wißt ihr, was mir der Knecht ist?" Er sah sich trotzig im Kreise um. „Luft ist er mir, Luft, wie sage ich gleich? Luft, durch die meine Armbrust den Bolzen ans Ziel schnellt. Das ist's, was ich zu äußern hatte, — vergebt, wenn ich's nicht so schön setzen konnte wie der dort."

Der Blonde wollte nun losbrechen. Aber ein starker Schüler seines Anhanges trat vor ihn und rief statt seiner: „Auf ein Wort! Unser Freund hier hat seine löbliche Absicht nicht erreicht. Aber das kann ihm keiner zum Vorwurf machen. Ein ander Ding ist, daß du, Wolf, ihn ohne Ursach mit gröblichen Worten angerannt hast. Ich frage nun, soll aus dem einen Unrat noch ein anderer Unrat entstehen. Unrat zwischen uns hier und euch dort?"

In beiden Anhängen erhob sich beifälliges Gemurmel.

„Deshalb", fuhr der Sprecher fort, „dünkt es mir billig und recht zu sein, wenn Wolf aus freien Stücken das Seinige tut."

„Ich bin kein Untier", sagte der Junker in verändertem, höfischem Tone. „Ein Wort hat das andere gegeben, und ich habe in der Hitze zu weit gegriffen. Ich will nicht als der dastehen, der stänkert. Du hast's gut gemeint, Mann mit dem Honigseim auf den Lippen, vergib mir!"

Er trat mit tiefernstem Gesicht vor den Blonden und hielt ihm die Hand hin.

Zögernd und widerwillig ergriff sie der Schüler. —

Dann gingen sie auseinander. Zuerst der eine Hause, dann der andere, wie sie gekommen waren.

„Seltsam!" sagte drunten auf dem Marktplatz einer der Freunde. „Zuerst dieser Trotz, dann plötzlich die Demut."

„Ein heimtückischer Geselle", murmelte der blonde Schüler und ging dann schweigend zwischen den andern. Ihn würgte der verwundete Ehrgeiz.

*

Es war acht Tage später. Der Frühling hatte alle seine Pracht über die Erde ausgeschüttet, und auch der Garten hinter dem Hause des Hofrichters schimmerte in unsäglicher Blütenfülle. In dem dicken Mauerturme aber, der Prälat genannt, lag noch immer die große Armbrust auf ihrem Gestelle, deutlich durch die Lucke zu sehen.

Auch der alte Apfelbaum nahe der Scheunenwand hatte so viele Blüten getrieben, daß sich seine Zweige bogen unter ihrer Last, als hingen schon jetzt die Früchte des Herbstes daran.

Der Bildschnitzer saß auf der Bank und hatte sich an den Stamm zurückgelehnt. Er saß mit gekreuzten Armen, und zwischen ihm und all den Wundern des Frühlings lag die schwarze Binde. Aber er hörte. Hörte mit allen Nerven. Nicht das Summen der zahllosen Bienen da droben in der weißschimmernden Baumpracht, nicht das jauchzende Schmettern des Finkenhähnchens da drüben, dessen Melodien wie kristallklare Tropfen herabfielen, nicht die tiefklingende, sehnsüchtige Liederstrophe aus der Amselkehle draußen im Schulgarten. Oder doch vielleicht all das auch — aber nicht anders als eine unsäglich süße Begleitung zu der glockenklaren Stimme des Mädchens, das ihm gegenüber am Steintische saß und ganz erfüllt vom Eifer ihres Amtes aus dem großen Legendenbuch diese Geschichte vorlas:

„Es begab sich aber, daß der heilige Bernhard einem Bauern die Beichte abhörte. Der Bauer sagte ihm ein langes

Register leichter Sünden auf, und als ihm der Atem ausging, hielt er inne und wartete auf die Absolution. Aber der Heilige schwieg und schwieg und schwieg. Da schlug der Knieende seine Augen auf und sah auf das Gitter. Und sogleich senkte er seine Blicke wieder zur Erde. Denn die Augen des Priesters sahen ihn so traurig und so durchdringend an, daß es ihm unheimlich wurde in ihrem Glanz. Endlich öffneten sich die Lippen des Heiligen und er fragte ihn mit eindringlicher Stimme: ‚Ist das alles, mein Sohn?‘ Betroffen schwieg der Bauer und suchte in den Falten seines Gedächtnisses. Aber nach einer Weile sagte er demütig: ‚Ich bin mir weiter keiner Sünde bewußt.‘ — ‚Dann will ich dir helfen, mein Sohn,‘ antwortete der Heilige. ‚Wenn du betest, plappern deine Lippen, aber deine Gedanken fliegen wie die losen Vögel über Berg und Tal.‘ — Trotzig erwiderte der Bauer, daß er sich dessen nicht im geringsten bewußt sei. Wenn er bete, denke er immer nur an Gott und die Heiligen; nichts, aber auch gar nichts könne ihn stören in seiner Andacht. — Die Augen des Heiligen blickten tiefbekümmert durch das enge Gitter und leise sagte er: ‚Komm du mit mir!‘ — Der Bauer erhob sich von seinen Knieen und trat mit dem Heiligen vor die Kirche. Und siehe, da stand ein wunderschönes Pferd, milchweiß, ungesattelt und ungezäumt. Das wandte den klugen Kopf herzu, spitzte die Ohren und wieherte leise auf. ‚Ein schönes Roß. Habe meintag kein schöneres gesehen‘, dachte der Bauer. Der Heilige aber sagte, als wäre das etwas Geringes: ‚Das Pferd ist dein, wenn du es vermagst, das Vaterunser aufmerksam, ohne die mindeste Abschweifung deiner Gedanken zu beten.‘ Da freute sich der Bauer in seinem Herzen und rief: ‚Soll's auf der Stelle geschehen, ehrwürdiger Vater?‘ — ‚Wie du willst‘, antwortete der Heilige. Da gedachte der Bauer keinen Augenblick zu verlieren, kniete auf offenem Platze nieder und begann mit

lauter Stimme das Vaterunser zu beten. Aber siehe, während seines Gebetes ward das schöne Pferd kleiner und kleiner, stand zuletzt als vierteljähriges Füllen da, wieherte noch einmal ganz leise, und als der Bauer sein Gebet vollendet hatte, war es spurlos im Erdboden versunken. Der Mann erhob sich von seinen Knieen und guckte mit entsetzten Augen. Der Heilige aber sagte bekümmert: ‚Nun, mein Sohn?' — ‚O Herr,' bekannte der Bauer mit Heulen, ‚es war auch zu schwer. Ich hatte guten Willen. Aber mitten in meinem Gebete mußte ich denken, ob mir Euere Mildtätigkeit wohl zu dem schönen Pferde auch Sattel und Zaumzeug zu schenken gedächte. Und davon bin ich nicht mehr losgekommen bis zum Schlusse.' — ‚Siehst du wohl, mein Sohn?' sagte der Heilige und winkte ihn zurück in den Beichtstuhl." —

Als Jungfer Christel geendet hatte, lachte der Bildschnitzer hellauf: „Der Tapp von einem Bauern! Ich sehe sein Gesicht vor mir, wie das Rößlein im Erdboden verschwindet. Das muß ich schnitzen! Die Kirchentüre, den Heiligen mit hocherhobenem Finger, den knieenden Bauern und das Pferd, das schon halb versunken ist. Oh, zu solchem sind die Legendenbücher gut — unbezahlbar gut!"

Christel hatte das ernste Antlitz vom Buche erhoben und blickte verwundert auf den Meister, dessen Mund sich so spöttisch bewegte, daß die Zähne blitzten und die Nasenflügel zitterten unter der schwarzen Binde. Und vorwurfsvoll sagte sie: „Wie könnt Ihr lachen über eine so traurige Legende?"

„Traurig?" rief er und vermochte sich noch immer nicht zu fassen. „Ein Schwank ist's, und einer von den besten, die ich jemals gehört habe."

Sie preßte die Lippen zusammen, schüttelte den Kopf und schwieg.

„So sind die Gedanken," sagte er nach einer Weile etwas ernsthafter; „gerade so sind sie; fliegen an, fliegen fort und

lassen sich gar nichts befehlen. Ich will nur hoffen, daß der Heilige dem armen Tropfen keine allzu harte Buße auferlegt hat. Er war ja ohnedies schon hart genug bestraft!"

Sie erwiderte nichts.

„Meine Gedanken kommen und gehen heute auch, und wie so gerne ließe ich sie fliegen! Aber ihre Flügel sind gebrochen, und so flattern sie hin und zurück. — — — Höre, liebe Christel, du hast mir nun schon seit acht Tagen immer wieder aus dem schönen Buche vorgelesen und zwischenhinein dieses und jenes stückweise erzählt — es ist mir, als hätte ich dein ganzes junges Leben mit dir erlebt, so fein hast du alles gesagt von der seligen Mutter, von dem lieben Vater, von den frommen Klosterfrauen, die dich so klug gemacht haben, und mir will dünken, als wäre ich nun schon seit Jahr und Tag in eurem Hause. Da ist es billig, daß ich dir auch einmal etwas erzähle. Höre mir zu:

„Ich habe einen Freund, der ist mir vertraut von Kind auf, und ich liebe ihn sehr. Was aber nicht hindert, daß ich ihn zuzeiten hassen muß, ja, leider auch schon oft verachtet habe. Doch wir gehören zusammen, daran ist nun einmal gar nichts zu ändern, und so finden wir uns auch immer wieder miteinander zurecht. Dieser Freund sollte unlängst in Geschäften unserer Stadt an den Hof des Kaisers geschickt werden. Es war eine wichtige Angelegenheit und zugleich eine ungewöhnlich schwierige, verwickelte Rechtssache, die eines Mannes ganze Geschicklichkeit erforderte. Er hatte sich lange gesträubt, die Aufgabe zu übernehmen; aber es war sein Amt, sie auszuführen, und es half ihm nichts, daß er den Oberen der Stadt sein Unvermögen zu beweisen suchte. Da begab es sich am Abend vor seiner Abreise, daß ein Mägdlein armen, aber ehrbaren Standes, an dem er sich schwer vergangen hatte, zu ihm kam und mit unsäglich traurigen Gebärden ihm sein Unrecht vors Gewissen rückte.

Er hatte ihr nämlich die Ehe versprochen; aber sie wußte gar wohl, daß er ihrer überdrüssig war und sie zu verlassen gedenke. Ich weiß nicht, warum sein Herz, das er schon ganz verhärtet hatte, an jenem Abend plötzlich weich wurde — wer kennt die Ursachen, aus denen die Heiligen den Menschen helfen? Vielleicht" — der Bildschnitzer lachte leise — „war sie vorher an einem der Altäre gekniet, deren es so manche von meiner Hand in den Kirchen der Stadt gibt. Kurz, mein Freund schlug in sich, versprach ihr aufs neue mit allem Ernste die Ehe und setzte die Hochzeit auf die erste Woche nach seiner Rückkehr fest. Unter Freudentränen umschlang sie den Liebhaber, der ihr so unsäglichen Kummer bereitet hatte. Und diesem ward es dabei so warm ums Herz, daß er sich im geheimen einen Bösewicht und — angesichts ihrer mächtigen Liebe — einen Toren zu schelten geneigt war. Sie trennten sich unter Versicherungen ewiger Treue. Und seltsam: auf einmal erschien ihm nun, als er allein vor seinem Schreibpulte stand, das ganze Geschäft viel einfacher als zuvor, er griff nach dem dicken Aktenbündel, den er schon in sein Felleisen verpackt hatte, und vertiefte sich in den Rechtsfall. Je länger, desto klarer wurde ihm alles, die besten Gedanken strömten auf ihn ein, und sehr zufrieden mit sich und der ganzen Welt ging er endlich zur Ruhe."

„Das war der Lohn für seine gute Tat!" rief sie tief aufatmend und faltete die Hände in ihrem Schoße.

„Ich sagte dir ja, sie hatte vermutlich zuvor an einem der Altäre gebetet, deren es manche von meiner Hand in den Kirchen unserer Stadt gibt," warf er spöttisch hin.

Aufmerksam beobachtete sie seinen Mund. Dann äußerte sie ängstlich: „Ihr sagt das so seltsam."

„Höre weiter! Mein Freund ritt nun mit einem Zuge von Kaufleuten seine Straße zum Hoflager, und nach etlichen Tagereisen begab es sich, daß sie von Gewappneten angefallen

und trotz heftiger Gegenwehr übermannt wurden. Er blieb ohne Bewußtsein liegen. Als er aufwachte, fand er sich in einer kleinen Kammer, eine freundliche alte Frau saß spinnend an seinem Bette und erzählte ihm, daß er lange Tage so gelegen sei und im Schlosse ihres Brotherrn, des Pflegers, liegen dürfe bis zu seiner Genesung. Er konnte das alles noch nicht so recht fassen und schlief bald wieder ein. Aber schon damals war ihm gewesen, als hörte er nebenan eine Frauenstimme, so klar und weich, so tief und süß — hörst du die Amsel drüben im Garten?"

„Ich höre sie wohl", versetzte Christel, und ihre Augen waren fast andächtig auf seine Lippen gerichtet.

„Torheit!" fuhr er fort, „wie kann man eine solche Menschenstimme mit dem Lied eines Vogels vergleichen! Aber es sind Töne in dem Vogelgesange, die sich im Gleichklange befinden mit jener wundersam lieblichen Stimme!"

„Wie könnt Ihr das so genau wissen?" fragte sie zweifelnd.

„Er hat mir's zu oft erzählt. Jetzt höre ich selber die Stimme bei Tag und bei Nacht. — Daß ich mich kurz fasse: Er blieb in der Wartung der alten Beschließerin und genas so rasch, daß er nach zwei Wochen schon an die Weiterreise denken konnte. Aber je besser seine Wunden heilten, desto kränker wurde sein Herz. Denn Tag für Tag, bald zu dieser, bald zu jener Stunde hörte er in der Stube nebenan den leichten Schritt und die wunderbare Stimme. Er wußte längst, daß der Schritt und die Stimme der einzigen Tochter des Pflegers gehörten, aber niemals betrat sie die Kammer. Kannst du dir denken, Christel, daß man sich in eine Stimme verlieben kann, einzig und allein in eine Stimme — und so verlieben kann, daß man von ihrem Klange im Wachen und Schlafen verfolgt wird?"

„Ich verstehe doch von dem allen gar nichts!" wehrte sie ab.

„Am Tage vor seiner Abreise besuchte er den Pfleger, der

ein Witwer war, um ihm zu danken für Gastfreundschaft und Wartung. Und da erblickte er zum ersten Male das Antlitz der Tochter. Er ritt von dannen und ritt seine Straße wie ein Träumender. Denn er wußte von Stund an, er könnte niemals glücklich werden, wenn er sie nicht fürs Leben gewänne."

„Abscheulich!" sagte sie und atmete tief auf.

Der Meister aber fuhr fort: „Und seltsam, als er sich wieder auf seine Geschäfte besann, da erschienen sie ihm so über die Maßen verwickelt, so unausführbar, daß er allen Mut verlor, sein Pferd wandte und heimritt."

„Das war die Strafe für seine Untreue", rief sie schaudernd. „Und" — sie zögerte ein wenig — „seine Braut —?"

„Die weiß bis zur Stunde noch nichts", sagte er und lachte ein wenig.

Und wieder beobachtete sie seinen Mund. Dann flüsterte sie angstvoll: „Ihr sagt das so seltsam. Und — und Ihr denkt doch auch wie ich von solcher Untreue?"

„Ein Tropf ist er, mein Freund," sagte der Bildschnitzer leichthin. „Aber was hilft da? So ist er!"

Da stand plötzlich die Gestalt des Mönches vor ihrer Seele, wie er ihr den Krug voll des klaren Wassers reichte, und langsam sprach ihre tiefe Stimme, daß es mahnend wie leiser Glockenklang tönte: „Hat ihm denn nie jemand gesagt —?" Sie hielt inne und besann sich; dann sprach sie unschuldvoll, wie ein Kind in der Schule seinen Spruch aufsagt, die Worte des Alten nach: „Wenn dich dein Auge arg macht, so reiß es aus und wirf es weg. Es ist dir besser, daß du mit einem Auge ins Himmelreich kommst, als sehend ins Feuer der Hölle."

Da verzerrte sich sein Mund, und zischend brachte er heraus: „Dann hätte er zuvor seine Ohren durchstechen müssen; denn als seine Augen ihr Antlitz sahen, war es zu spät. Aber wir

wollen jetzt nicht mehr weiterlesen. Ich habe für heute die alten Legenden ganz satt."

Sie blickte nach der Sonnenuhr, die fernher von der Wand des Münsters mit schwarzen, frischgestrichenen Ziffern glänzte. Und sie sprang auf und nahm das Buch unter den Arm: „Es ist die höchste Zeit, ich muß Euern Krug füllen."

*

Am Abende dieses Tages sagte die Base zur Nichte: „Heut in aller Herrgottsfrüh bin ich im Garten gewesen und habe das Fenster in deiner Kammer offen gesehen."

„Ich lasse es jetzt alle Nacht offen", bekannte Christel leichthin. „Ich denke, mich wird so leicht keiner stehlen; denn es ist hoch hinauf bis unter den Giebel. Und hereingucken kann auch niemand."

„Ich will aber, daß du das Fenster schließt," sagte die Base zornig.

„Ei Base, seid doch nicht so wunderlich. Es kann mir doch wahrhaftig nichts Böses geschehen!"

„Will das Küchlein wieder einmal klüger sein als die Henne?" sagte die gute alte Frau schon wieder besänftigt. „Kind, ich warne dich, denn das ist meine heilige Pflicht."

„Aber Base, was ist denn zu fürchten?"

Die Base räusperte sich, als wäre das, was sie zu sagen hatte, zu arg. Dann kam's heraus: „Die Luft ist zur Nachtzeit so voll von Geistern wie ein gutes Fischwasser voll von Fischen. Wer die richtigen Augen hat, der kann sie sehen und muß sich nur so verwundern: das schießt und schwirrt und flattert durcheinander, und wenn's keine Geister wären, dann müßten sie sich stoßen, daß die Fetzen flögen. So, und jetzt weißt du's und bist folgsam und machst dein Fenster zu!"

„Base, habt Ihr die richtigen Augen?" fragte sie und streichelte ihre Wange.

„Ich doch nicht! Da soll mich die heilige Jungfrau bewahren!"

„Nun also, ich werde mein Fenster schließen. Hoffentlich vergesse ich's nicht.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gewissenhaft schloß sie an diesem Abend das Fenster und legte sich zur Ruhe.

Da hatte sie nach Mitternacht die Empfindung, als müßte sie ersticken in der eingeschlossenen Luft. Und halb im Traume erhob sie sich, öffnete uneingedenk der Warnung den Laden und legte sich wieder schlafen.

Plötzlich war ihr, als erwache sie. Mit großen Augen starrte sie auf das offene Fenster. Kein Zweifel: da auf dem Simse hockte regungslos der Bildschnitzer, und seine schwarze Gestalt war scharf hineingezeichnet in das Mondlicht der Nacht. Der Atem stockte ihr, sie wollte schreien, aber sie brachte keinen Laut hervor, sie wollte aufspringen, aber die Glieder gehorchten ihr nicht. Und langsam löste sich die Gestalt vom Simse, glitt lautlos heran, das Gesicht beugte sich über ihr Bett, die schwarze Binde war dicht über ihren Augen, zwei Hände legten einen schweren Stein auf ihre Brust, und ein höhnisches Lachen tönte durch die Kammer: „Das ist meine Seele!“

Dann glitt es lautlos zum Fenster hinaus.

Sie verdoppelte ihre Anstrengungen, und endlich kamen gurgelnde Töne aus ihrer Kehle. Sie erwachte vollends und griff mit beiden Händen nach ihrer Brust. Die Last war verschwunden. Sie sprang auf und lief ans Fenster. In der Stille der Mondnacht dehnte sich der Garten zu ihren Füßen. Sie durchsuchte das Kämmerlein — alles war in Ordnung. Sie sah nach dem Türriegel — er war vorgeschoben! —

Aufatmend legte sie sich wieder zu Bette. Aber gegen Morgen erst fand sie unruhigen Schlaf; denn wie eine schwere Last fühlte sie es noch immer auf ihrer Brust liegen.

‚Das ist meine Seele!‘ Was war das gewesen?

*

Als die Base am nächsten Morgen kam, die Stube des Meisters aufzuräumen, saß dieser in der Ecke auf seiner Truhe und erwiderte mürrisch ihren freundlichen Gruß. Dann schwieg er beharrlich. Ganz zuletzt begann er vorsichtig, gleichsam tastend: „Ein gutes Kind, Euere Christel.“

„Das muß wahr sein, Meister. Augenweide und Herzenstrost für jeden“, sagte sie eifrig.

„Sie tut mir viel Gutes in meiner Finsternis. Was finge ich an, wenn sie mir nicht mit Vorlesen und freundlichen Reden die Zeit vertriebe. Eine Augenweide sagt Ihr? Oft denke ich mir, wie sie denn wohl aussehen mag!“

„Frisch und gesund“, antwortete nun die Base auf einmal sehr zurückhaltend.

„Frisch und gesund! Dabei kann ich mir gar nichts denken. So sieht eine Stallmagd auch aus“, sagte er ungeduldig. „Ich habe ja das Kindergesicht noch ein wenig im Gedächtnis. Habe damals vor fünf Jahren freilich nur wenig auf sie geachtet. Aber jetzt! Ja, wenn ich mir's so zurecht lege, sie muß inzwischen wunderschön geworden sein. Ihr begreift doch, daß sich ein armer, zurzeit mit Nacht und Finsternis geschlagener Mann in Gedanken immer wieder abmüht, ein Bild von seiner Guttäterin zu gewinnen?“

Die Base hatte ihr Werk vollendet. Sie blieb einen Augenblick vor dem Meister stehen, sah ihn mißtrauisch an und sagte kurz: „Was kümmert's Euch im Grunde? Ihr habt schon so viele Weibsbilder gesehen in Euerm Leben, daß es auf diese eine wahrhaftig nicht ankommen kann. Seid ja auch wohl schon fürs Leben an eine solche gebunden.“

„Wer sagt das?“ fuhr er auf.

„Wer? Ich denke mir's nur.“ Damit ging sie hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Wohnstube fragte sie so nebenher: „Christel, was redet denn der Meister, wenn der Nachmittag lang ist und du ihm nicht vorliest?"

„Er hat mir viel von seinen Reisen in Welschland und Polen erzählt", sagte diese unbefangen. „Gestern aber eine schreckliche Geschichte von einem Freunde, der seiner Verlobten untreu werden will. Und denkt nur, was mir heute nacht im Traume mit ihm begegnet ist!" Sie beichtete haarklein den Ungehorsam und den Traum, der sie so geängstet hatte.

Da guckte die alte Frau nachdenklich ihre Nase entlang und sagte: „Seine Seele hat er auf dich gelegt?"

„Aber es war doch nur ein Traum!"

„Einerlei. Seine Seele. Christel, nimm dich in acht vor ihm!"

„Aber Base, ein Bildschnitzer, der Heilige schnitzt!"

„Gerade deswegen", sagte diese ganz störrisch. „Bildschnitzer, Maler, Pfeifer und Geiger — alles e i n Volk."

„Aber ein Herrgottschnitzer — ein solch frommer Mann!"

Die Base lachte spöttisch. Dann strich sie ihr liebkosend über die Wange. „Um dich hab' ich keine Sorge, liebes Kind. Aber trotzdem. Jetzt weißt du, was ich denke. Nimm dich in acht!"

*

Am Nachmittage saßen die beiden, Christel und der Meister, wieder unter dem blühenden Apfelbaume, und die Sonne schien wie gestern, nur daß der Himmel mit leichtem Dunst überzogen war.

„Es ist so schwül heute, und es liegt mir so schwer auf der Brust," sagte Christel, als sie einen langen Abschnitt aus dem Legendenbuch beendet hatte. „Der Vater hat auch verreiten müssen, und Ihr wißt ja —."

„Was sollte ihm geschehen?" tröstete er sie über den Tisch herüber. „Er hat zwei Knechte bei sich, und gegen den Abend will er zurück sein. Mach dir doch keine Sorgen!"

„Ich habe mich früher niemals um den Vater gesorgt, er

ist doch so stark. Aber jetzt! Ihr wißt ja, daß er einen Todfeind hat. Und seitdem komme ich nimmer zur Ruhe, wenn ich ihn über Land weiß. Freilich, er ist in Gottes und aller Heiligen Schutz. Wenn's nur nicht so schwül wäre!"

Regungslos standen die Bäume, und lautlos fielen weiße Blüten auf Buch und Tisch und auf die Scheitel der beiden.

„Euer Freund geht mir auch nicht aus dem Sinn", begann sie nach einer Weile des Schweigens. „Höret, Ihr müßt alles daran setzen, daß er nicht schlecht handelt an seiner Verlobten. Denn seht, dann hat er nicht Glück, nicht Ruhe auf Erden, solange er lebt, und was ihn nach diesem Leben erwartet — es ist gar nicht auszudenken."

„Huh!" sagte er und schüttelte sich. „Du kannst es ja wie ein Predigermönch!"

„Aber Ihr wollt ihm doch zureden?" fragte sie ängstlich.

„Ich bezweifle, liebes Kind, daß ich da viel über ihn vermöchte. Und ich denke, er wird sich zu trösten wissen bei der andern."

„Das wird ihm niemals gelingen!" rief sie eifrig; „denn immer wird die erste zwischen den beiden stehen, und sein Gewissen wird ihn peinigen wie das höllische Feuer. Er kann in Ehren einhergehen vor aller Welt, aber inwendig ist er ein Grab voll Verwesung."

„Woher du nur das alles so weißt mit deinen siebzehn Jahren?" sagte er zornig.

„Vergebt, ach ja, vergebt!" entschuldigte sie sich. „Es geziemt mir gar nicht, so zu Euch zu reden. Ihr wißt das doch alles viel besser als ich, wo Ihr so fromm seid. Oh, ich kenne Euch ganz durch und durch."

„Du kennst mich?"

„Jawohl", sagte sie eifrig und wurde über und über rot. „Aus Euern Werken. Oh, ich kenne alles, was Ihr für das Münster geschnitzt habt."

„Frauen dürfen doch das Münster gar nicht betreten?" warf er ein.

„Für gewöhnlich nicht. Aber wenn ein großer Umbau gewesen ist, dann muß die Kirche neu geweiht werden. Und ehe das geschieht, steht sie neun Tage lang offen für alles Volk. So geschah's auch im Spätherbst vorigen Jahres. Und wahrlich, jene Zeit habe ich ausgekauft. Immer bin ich in der Kirche gewesen. Den ganzen Hochaltar mit all den vielen, vielen Figuren kenne ich auswendig, und wenn ich die Augen schließe, so sehe ich sie so deutlich, als stünde ich davor. Am liebsten aber ist mir —"

Er hatte entzückt zugehört. „Nun?" rief er.

„— Eure Pietà! Das ist Euer schönstes Frauengesicht. Und das Heilandsantlitz in ihrem Schoße sieht ihr so ähnlich, und ist doch wieder etwas in ihm — ach, wie vermöchte ich das, was ich fühle, richtig zu sagen? Sein Antlitz ist göttlicher als das der Maria."

„Hast du das gefühlt?" sagte er hocherfreut.

„O du heilige Jungfrau," rief sie, „— daß Ihr so etwas aus dem toten Holze zu schnitzen versteht! Was müßt Ihr doch für ein frommer Mensch sein!"

Er zerrte an seiner Binde, als wollte er sie herabreißen.

„Oh laßt die Binde vor den Augen!" rief sie angstvoll.

Seine Hand sank herab. Doch leidenschaftlich rief er: „Ich möchte dich sehen."

„Mich?" sagte sie ängstlich.

„Fromm?" Er lachte laut auf.

Sie schüttelte ratlos den Kopf. „Ihr redet so seltsam. Ihr seid krank. Die Sorge um Euer Augenlicht macht Euch krank. Aber glaubt mir doch, Ihr werdet binnen kurzer Zeit sehend werden und auf all Euer Elend mit stiller Freude zurückschauen. Dann wird Euch Euere Kunst immer höher und höher führen, und Euere Werke werden Euch herzlich be-

glücken. Eines aber möchte ich so gerne noch sehen von Euerer Hand —"

„Was meinst du?"

„Den gekreuzigten Herrn! Hier im Münster habe ich vergeblich nach einem solchen gesucht."

Mit tiefem Ernst antwortete er: „An ihn habe ich mich noch niemals gewagt."

Zwei große, erstaunte Augen blickten zu ihm hinüber. Er aber fuhr fort: „Ich habe den Herrn in Stein und Holz gebildet und auch gemalt, wie er lehrend vor dem Volke sitzt; denn für das Bild eines guten Lehrers habe ich viele Vorbilder gefunden. Ich habe ihn gebildet, wie er einen Kranken heilt, — es ist nicht schwierig, das Antlitz eines hilfreichen Arztes zu finden. Ich konnte sein Haupt formen — du weißt es ja — wie es ruht auf seiner Mutter Schoße; denn es gibt Tote, auf deren Antlitz ein unfaßbarer Friede thront. Von den Kinderbildern des Heilandes, deren ich zahllose geschaffen habe, gar nicht zu reden; denn die Kinder der sündigen Menschen predigen uns immer wieder das Wort — ich glaube, es ist von St. Paulus geschrieben: wir sind Seines Geschlechtes. — — — Oder sollten es sein", setzte er schwermütig bei.

„Wie gut Ihr die Schrift wißt!" sagte sie leise.

„Einem Bildschnitzer müssen die Evangelien und Episteln bekannt sein", versetzte er nachlässig.

„Ich dächte aber doch," sagte sie nach einer Weile und blickte schüchtern zu ihm hinüber, „man müsse schon öfter einen Kruzifixus von Euch verlangt haben?"

„Zahllose Kruzifixi aus meiner Werkstatt hängen in den Kirchen weit und breit", sagte er und wischte mit der Hand durch die Luft. „Und" — er hob sich stolz in den Hüften — „ihre Leiber sind bis auf die feinste Ader mit allem Vorbedachte geschnitzt und bemalt, und kein Arzt wird an einem

ersterbenden Muskel etwas zu tadeln finden. Keiner der Lebenden kommt mir gleich oder nur nahe in solcher Kunst —"

„Nun also —?" rief sie.

„Nun also?" wiederholte er gedehnt. „Nun also, wenn du's wissen willst, die Köpfe sind samt und sonders von meinen Gesellen geschnitzt." Er lachte höhnisch: „Und sind auch danach. Bald ist's ein glattes Heiligenantlitz, dem man nicht ansieht, daß die Lippen vor kurzer Zeit geseufzt haben: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"

„Weil die ganze Last unsrer Sünden mit ihm am Kreuze hing", flüsterte sie andächtig und bekreuzigte sich.

„Bald", fuhr er fort, „ist's ein armer Schächer — gleich denen, die draußen auf die Räder geflochten sind, und niemand kann sehen, daß er soeben zum wirklichen Schächer gesagt hat: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein."

Er schwieg eine Weile und strich leise über seine Binde. Dann rief er heftig: „Die Kriegsknechte haben's gesehen und haben die Wahrheit geahnt. Die Pharisäer haben's gesehen und haben ihren Sinn verschlossen. Die Jünger hätten's wissen können, und ihre Augen waren gehalten. Oh, wer doch als ein Wissender unter dem Kreuze gestanden wäre! Jeden Zug des Sterbenden hätte ich mir unauslöschlich eingeprägt, ich wäre nicht gewichen bis zu seinem letzten Worte — nur damit ich hingehen und der Welt das Bild schaffen konnte — — das einzig wahre Bild ihres Erlösers!"

Entsetzt hielt sich Christel die Ohren zu, angstvoll stieß sie heraus: „Dazu ist doch der Herr nicht gestorben für Euch — Ihr lästert!"

„Da könntest du recht haben", sagte er betroffen. „Aber lästern — nein, das hatte ich nicht gewollt." Und mit wildem Auflachen tippte er an seine Brust: „Da drinnen sitzt es, da steigen die ungebändigten Gedanken empor und formen von selbst die ungebärdigen Worte, daß reine Menschen vor ihnen

erschrecken. — Vergib mir! — — Es bedürfte auch gar nicht des Anblickes eines sterbenden Gottmenschen. Welche sterbliche Hand könnte sich unterfangen, das Göttliche in Wahrheit nachzubilden? Auch ein sterbender Mensch könnte meiner Kunst den höchsten Dienst leisten und dem, was gebunden in den Tiefen meiner Seele ruht, zur Befreiung verhelfen. Aber wer zeigt mir einen solchen Menschen in einer Welt, in der sie alle angefressen sind vom Roste der Sünde? Ein solcher Mensch müßte unschuldig gelebt haben, soweit menschliches Wesen auf Erden unschuldig sein kann. Er müßte in reiner Liebe umfassen alles, was atmet, und sich grämen, weil er nicht inniger liebe. Und seine Liebe müßte sich steigern bis zum Höchsten: bis zur bewußten Selbstaufopferung für ein anderes Leben. Und in dem Augenblicke müßte ich vor ihm stehen und in mich aufnehmen seine sterbenden Züge."

Er schwieg, und die weißen Blüten fielen lautlos auf seinen Scheitel und auf ihren Scheitel und auf das geöffnete Buch.

„Einmal freilich," fuhr er leise fort, als spräche er zu sich selbst, „einmal ist mir gewesen, als trage auch ich zu tiefst in der Seele das Bild des Erlösers. Damals war's, als ich fürchtete, blind zu werden. Mir war, als stürbe ich dieser Welt langsam ab bei lebendigem Leibe. Ach, solches Absterben ist schmerzhaft. Da wacht so vieles auf, was längst vergessen war, und siehe, es hatte nur leise geschlafen. Die Gedanken kommen und rennen an — ach, was verstehst du davon, Christel! — Und siehe, je tiefer die Hoffnung auf das goldene Sonnenlicht, auf das Wiedersehen all dessen, was ich so heiß liebte, in mir herabsank —." Er hielt inne und fuhr nach einer Weile flüsternd fort: „Je mehr ich mir und meinem Wesen feind wurde, und vollends, als ich eines Abends den heiligen Entschluß faßte, begangenes Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen — da stieg vor meinen kranken Augen in wunderbarer Klarheit das Bild dessen

empor, der alle Bitterkeit des Lebens gekostet und dennoch frei vom Roste der Sünde unsere Krankheit ans Marterholz hinaufgeschleppt hat. Nur wer sich reinigen kann in ihm vom Roste der Sünde, vermag Göttliches zu schaffen mit irdischen Händen. Und ich hätt' es vermocht. Meine Finger lechzten nach dem Schnitzmesser, in wenigen Tagen wäre das Werk vollendet gewesen —."

Der Himmel hatte sich ganz überzogen, und über den First des Hauses schob sich eine schwere Wolke herein. Aus weiter Ferne kam ein leises Grollen.

„Zuweilen sprecht Ihr, daß es einem warm ums Herz wird. Ich hab's noch nie so fromm in der Kirche gehört", sagte sie und saß regungslos mit schlaffen Armen.

„Das ist eben der Jammer!" rief er mit kläglicher Stimme und schlug sich mit der Faust auf die Brust: „Siehe, das alles wohnt hier in dem engen Schrein und steigt und sinkt wie die Schalen einer Wage, lockt und ängstigt mich, zieht mich hoch empor und wirft mich tief hinab. Ich bin das eine und bin das andere und bin, ach, beides nur halb. Heiligenbilder und Teufelsfratzen schlafen in mir —."

„Aber jetzt — jetzt tragt Ihr doch das Bild des Gekreuzigten in Euch?" rief sie eindringlich. „Und Ihr werdet es schaffen!"

„Sein Bild? — Ich hab's nicht zu halten vermocht. Sein Antlitz ist schwächer und schwächer geworden von Stunde zu Stunde, seine Züge verschwimmen, das Göttliche wird mir alltäglich" — ein fahler Blitzschein flammte über den Garten, ein Donnerschlag dröhnte und grollte und rollte endlos über den Himmel — „alltäglich ist mir's geworden und ist mir nun völlig entschwunden."

Sie lauschte ängstlich und hielt fast den Atem an.

„Mir ist, als griffe das Leben wieder nach mir, ich weiß, daß ich sehend sein werde, in unbändiger Lust pocht mein Herz gegen meine Rippen, ich bin wieder der Alte wie vordem."

„Seit wann?“ rief sie entsetzt mit hellsehenden Augen und Sinnen.

„Seit ich tagtäglich deine Stimme höre wie Glockenton!“ brach es heraus. Er riß die Binde ab und schlug entzückt die Hände zusammen: „So bist du geworden, du Kind von damals?“

Mit Grauen blickte sie auf sein schönes Gesicht, aus dem die großen, dunkeln, nur noch leicht entzündeten Augen sie anflammten. Und es rang sich schwer aus ihrer Brust: „So seid Ihr selber der Freund, der sich liebt und sich haßt —? O Herr Jesus Christus erbarme —!“

Sie vollendete die Rede nicht mehr. Von dem alten Turme drüben, den man den Prälaten nannte, war ein Geräusch an ihre Ohren gedrungen. Sie blickte auf und sah in der großen Lucke neben der Armbrust ein wohlbekanntes, scharfgeschnittenes Gesicht —.

Sie saß einen Augenblick wie erstarrt.

Da tönte freudig die Stimme der Base aus dem Hausflur: „Christel, der Vater —!“

Und schon dröhnte der Hausflur von der Stimme des Riesen: „Grad noch zur rechten Zeit, das nennt man ein Glück!“

Mit einem Angstschrei war die Tochter aufgesprungen und jagte quer durch den Garten.

Der Hofrichter trat wuchtig und breit unter die Türe, und hinter ihm erschien das freundliche Gesicht der Base.

„Zurück, Vater, er will Euch erschießen!“ gellte es durch den Garten.

„Wer denn?“ rief er; „den möchte ich sehen!“

Jetzt hatte Christel die Steinstufen erreicht und keuchte: „Dort — dort!“ Sie wandte sich gegen den Turm, wies auf die Lucke, breitete die Arme schützend aus und begann rückwärts die Stufen hinanzusteigen, das Antlitz starr gegen die Lucke gerichtet.

Da schwirrte es mit scharfem Pfeifen durch die Luft, und sie schlug mit ausgebreiteten Armen rückwärts auf die Steine.

Mit einem Blick hatte der Alte den Pfeil gesehen, der in der Brust seines Kindes stak. Und dumpf aufschreiend stürzte er neben ihr nieder, nahm ihr Haupt in die Hände und rief kläglich ein über das andere Mal ihren Namen.

Jetzt raffte sich die Base aus ihrer Erstarrung auf. „Einen Priester!" befahl sie, sank auf die unterste Stufe und bettete Haupt und Oberleib des Kindes in ihren Schoß.

Mit dröhnenden Schritten rannte der Hofrichter durch den Flur auf die Gasse.

Zaghaft kam nun auch der Bildschnitzer näher und bat leise: „Laßt mich doch helfen!" Und unverwandt starrte er auf das totenblasse Gesicht.

Die alte Frau schüttelte den Kopf und begann die Gebete zu murmeln.

Anfangs bäumte sich die Sterbende immer wieder auf und rang nach Luft. Bald aber lag sie mit geschlossenen Augen regungslos und röchelte schwer.

Unverwandt beobachtete der Bildschnitzer die Züge, die sich rasch veränderten. Eintönig murmelte die alte Frau ihre Gebete, und aus ihren Augen tropften die Tränen.

Das Röcheln ward schwächer und schwächer. Der Tod breitete seine Schatten über das Antlitz und grub tiefe Linien darein. Das Haupt sank auf die Brust, der Mund öffnete sich, der Unterkiefer fiel herab. Der Leib streckte sich. Noch ein paar Atemzüge, und es war alles vollbracht.

Die Blitze zuckten, der Himmel flammte, der Donner rollte, und einzelne Tropfen fielen prasselnd hernieder.

Zwischen den Häusern erklang das Glöcklein, das der Knabe dem Priester voranträgt.

Da trat der Bildschnitzer ganz nahe herzu, sank in die

Kniee, hob die Hände und sagte leise mit bebenden Lippen: „Ich gelobe dir, Christel, ich will's wieder gut machen."

Der Meister Veit war sehend geworden.

*

In der Klosterkirche, die nun sehr alt ist, hängt seit fünfthalbhundert Jahren das lebensgroße Schnitzwerk eines sterbenden Heilands.

Es ist anders als die Bilder alle, die gemalten und geschnitzten und gemeißelten, zu denen weit und breit über die Erde hin die Menschen ihre Augen erheben, ganz anders.

Und die Menschen, die vor diesen Kruzifixus treten, sehen verschieden — wie einst die Juden, die Kriegsknechte und die Jünger unter dem Kreuz verschieden gesehen haben. Die einen sagen: Ein jeder Zug, eine jede Ader der gebrochenen Gestalt beweist es, dieser Mensch ist wahrhaftig gestorben. Andere ahnen etwas von der göttlichen Majestät, die dennoch triumphierend hinter diesen gebrochenen Zügen leuchtet — und staunen. Wieder andere endlich hören ganz deutlich das letzte Wort der röchelnden Stimme — Es ist vollbracht! Sie falten die Hände, sie sprechen leise nach, es ist vollbracht, beten an die ewige Liebe und schlagen an ihre Brust: Vergib uns unsere Schuld!

Und doch ist auch das nicht das richtige Bild; denn es ist ja nur nach dem sterbenden Antlitz eines in seinem Erlöser unschuldigen Menschenkindes geschnitzt. Keiner hat das wahre Bild zu schaffen vermocht, und keiner wird es schaffen können und dürfen bis ans Ende der Tage. Denn es steht geschrieben: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

* *
*

‚Liselore Titus — auch du bist sehend geworden!' murmelte der Archivar und strich über seine Augen.

18. Ausklang

,Es' hatte sich wahrhaftig Mühe gegeben, und sein Verbrauch an Masken war bedeutend gewesen. Nun warf ,Es' die letzte Maske ab und zeigte ein gütig lächelndes Antlitz.

Niemand hatte im voraus wissen können, was ,Es' denn eigentlich bezwecke. Nun ist so manches offenbar geworden.

Ein Schatz lag ungehoben. ,Es' grub danach. ,Es' grub mit rauher Hand und scharfem Spaten.

Und seiner Arbeit Helfer waren: Ein verschollener Ahnherr und ein verwunschenes Schlößlein; ein gewissenloser Bankrottierer und eine fromme Magd; ein alter Mann, der unter dem Scheine das Wesen erkannte; und eine verstaubte Bibel mit ihrem Gruß aus einer anderen Welt.

Ein Schatz lag ungehoben. ,Es' wollte ihn heben und hob ihn. —

*

Die Linde steht über und über in Blüte, und der Lufthauch des sonnigen Nachmittages trägt süße Düfte in ein offenes Fenster des verwunschenen Schlößleins.

Jonas Eisenhut kommt von der Brücke her geritten. Unter der Linde macht er halt und wendet sein Rößlein.

Am Schlußstein des Tores grüßt das halbverwitterte Wappen derer von Moos und erzählt dem Wissenden vom Besten im jammervollen Menschenleben, vom unerschütterlichen Mute zum Bekennen.

Ein starker Flug weißer Tauben rauscht über das Walmdach und verschwindet über den wogenden Feldern in blauduftiger Ferne.

Jonas Eisenhut klopft seinem guten Kameraden den Hals ab und wendet die Augen nicht von dem Fenster dort oben.

Vor allen Fleckchen auf Erden lacht ihm — gleich dem alten Horaz — dieses Fleckchen entgegen.

Aber ganz richtig: Moos, das alte Nest, muß wohnlicher werden. Jonas hat es soeben gesagt, und Liselore hat es lächelnd bestätigt. Der sumpfige Graben — es gehört nicht viel dazu, ihn trocken zu legen, und an seiner Statt soll ein Garten emporwachsen, strotzend von Gemüse und Zwergobst, prangend in Blumen. An den kahlen Mauern werden sich Kletterrosen emporranken, und den vier Türmchen könnte etwas Epheu nicht schaden.

Oh, es leuchtet eine freundliche Sonne über dem hohen Walmdach, und in der blühenden Linde summen die honigsuchenden Bienen. —

Droben ans offene Fenster tritt Liselore und läßt ihr weißes Tuch zum Abschied wehen. Tagtäglich steht sie dort und wartet, bis das schneeweiße Rößlein zwischen den wogenden Feldern auftaucht und seinen Herrn zu ihr trägt. Tag für Tag geleitet sie den Scheidenden also mit freundlichem Gruß.

Und immer läßt auch Jonas Eisenhut sein Tüchlein lustig flattern beim Kommen und beim Gehen.

Heute aber zieht er Gedrucktes aus der Tasche und schwingt es triumphierend gleich einer Fahne.

Und bevor er's wieder sorgsam auf seinem Herzen birgt, preßt er die Lippen auf die großzügig geschriebenen Worte der Widmung: ‚Liselore ihrem Jonas in Dankbarkeit.‘

Es ist die erste Nummer des Wochenblattes, das die Novelle hinausträgt in deutsche Lande.

Und jetzt wäre auch einem armen Vater die Sorge um die Zukunft seiner Tochter endgültig vom Herzen genommen. Denn diese hat sich durchgesetzt, und was sie fortan schreiben wird, das wird man auch lesen. Aber — sie hat's nicht mehr not.

*

Mein Märlein ist aus.

Viele Märlein enden mit diesen Worten: Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heut noch.

Ich werde mich hüten, meinem Märlein solchen Schluß zu geben.

Denn sie sind nicht gestorben und sie dürfen nicht sterben in unserer Zeit:

Die Menschen, die mit tausend Wurzeln haften in ihren Familien, in ihren Geschlechtern und durch diese im Volk.

Die Menschen, deren höchstes Erdenglück beschlossen liegt in Dienst und Amt: sei es der Dienst im Haus oder das Amt im Getriebe des Staates.

Die Menschen, die in gewissenhafter Forscherarbeit nach Erkenntnis ringen, — wobei freilich zu hoffen wäre, daß diese Erkenntnis auch stets der Mitwelt zugänglich würde.

Und endlich die Menschen, die, von einem harten ‚Es' erzogen, mit sicherer Hand aus dem zeitlich Rinnenden das ewig Bleibende schöpfen und allem durstigen Volke darbieten im goldenen Becher der Dichtung.

Die Söhne des Herrn Budiwoj

Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert. Von **August Sperl.** Ausgabe in einem Bande. **6.** Auflage. Der Gesamtauflage 25. und 26. Tausend. Gebunden M 20.—

„Es gibt wenig Romane, die man dem deutschen Volk als ein Hausbuch, von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben und im häuslichen Kreise wieder und wieder zu lesen und zu besprechen so empfehlen kann. Die ‚Söhne des Herrn Budiwoj' sind ein solches Buch; jedem, den Jungen wie den Alten, bietet es etwas, und sein Schatz an dichterischer, nationaler und seelischer Anregung ist so leicht nicht auszuschöpfen." Velhagen & Klasings Monatshefte. — „Auf dem Gebiete des geschichtlichen Romans ist Gustav Freytag ein würdiger Nachfolger erstanden in August Sperl. . . ." Daheim.

Die Fahrt nach der alten Urkunde

Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigrantengeschlechtes von **August Sperl. 21. Auflage** (23. bis 25. Tausend). Gebunden M 10.—

„Es liegt etwas tief Ergreifendes in dem wechselvollen Geschick, dem die verschiedenen Zweige der hier geschilderten Familien unterworfen sind, und der bedeutenden Gestaltungskraft des Autors gelingt es durchweg, den oft scharf kontrastierenden Verhältnissen von Zeit und Umständen gerecht zu werden." Leipziger Tageblatt.

Fridtjof Nansen. Ein Sang von **August Sperl.**

1. u. 2. Auflage. Geheftet M 7.—, in Leinwand gebunden M 9.—

„Eine nordische Odyssee . . . in prächtigen Versen und tiefsinniger Sprache, die geheimnisvoll wie die Gegenden, die sie besingt, an unser Ohr und uns're Phantasie sich wendet." Geh. Oberregierungsrat Dr. A. Matthias (Düsseldorfer Zeitung). — „In Wahrheit ein neues ‚Fridtjoflied', ein Ehrendenkmal für den kühnen Nordlandsrecken und ein unvergängliches Schatzstück unserer Literatur." Augsburger Abendzeitung.

Lebensfragen

aus den hinterlassenen Papieren eines Denkers herausgegeben von **August Sperl. 3. Auflage.** (Vergriffen.)

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Von **August Sperl** ist weiter erschienen:

In der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig:

Hans Georg Portner Eine alte Geschichte. Volksausgabe: **22. Auflage.** Gebunden M 18.—

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. **6. Auflage.** Gebunden M 17.—

Herzkrank Eine heitere Badegeschichte. **5. Auflage.** Gebunden M 14.—

Castell Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. **2. Tausd.** Geheftet M 8.50

Kinder ihrer Zeit Drei Geschichten. **7. Tausd.** Gebunden M 17.—

Richiza Roman. **9.** und **10. Auflage.** Gebunden M 18.—

In der C. Ed. Müllerschen Buchhandlung, Halle a/S.:

Prickelnd Novelle. **5. Tausend.**

Der Ratsschreiber von Landshut
6. Tausend.

In Fr. Andr. Perthes Verlag, Gotha:

Hannes Eine Soldatengeschichte für Jugend und Volk. **5. Tausend.**

In K. Thienemanns Verlag, Stuttgart:

Konradin, der Grafensohn Eine Geschichte aus dem Bauernkriege, den Kindern erzählt. Mit acht Tondruckbildern von Willy Planck. **2. Auflage.** 5. bis 10. Tausd.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen